



Karl May Jahrbuch 1927

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

10. Jahr

Radebeul bei Dresden 1927 [1928]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

Zu Karl Mays 85. Geburtstag. Von Adolf Volck (Radebeul)	7
Ohne Zorn und Eifer. Von Dr. Werner Mahrholz (Berlin)	11
Der Sohn des Webers. Von Hermann Heine (Hannover)	32
Karl May und der Sport. Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	38
Nochmals der Henrystutzen	
I. Von Ingenieur Gustav Urban (Wien)	© 49
II. Von Hochschulprofessor Benno Wandolleck (Dresden)	55
Meine „Begegnung“ mit Karl May. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	61
Bausteine. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 70
Meine Beichte. Von Karl May	77
Volkes Stimme	84
Was bedeutet Karl May für die Erziehung der deutschen Jugend? Von Prof. Dr. L. Gurlitt	92
Im Blockhaus Old Shatterhands. Von Dr. Georg Fröschel (Berlin)	© 106
Peter Rosegger an Robert Hamerling	112
Karl May im Orient. Von Dr. Wolfgang v. Weisl (Kairo)	© 113
Zwei seltene Prachtstücke der Sammlung Patty Frank. Von Hermann Dengler (Stuttgart)	115
Im Urwald der Windriver-Berge. Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.)	© 125
Heimwärts. Von Dr. Wilhelm Matthiessen (Bonn)	© 158
Wildniszauber. Von Tony Kellen (Stuttgart)	180
Schiggi-Schiggi. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 203
Kauderwelsch. Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Bischleben bei Erfurt)	© 206
Ein Jahr in Brasilien. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg)	© 223
Das Kriminelle in der Weltliteratur. Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen (Dresden)	238
Geierschnabel als Reiseonkel. Von Kooperator Joseph Höck (Tirol)	© 296
Sklaverei im Orient. Von Klara May	301
Über Karl Mays "Mahdi". Von Eisenbahnsinspektor Alfred Biedermann (Heidelberg)	© 304
Der wertvolle Mensch. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	326
Old Shatterhands Milde. Von Studienrat Fritz Prüfer (Dessau)	© 356
Der Herold der Völkerversöhnung. Von Ernst Görlich (Wien)	© 364
Mittel der Darstellung. Von Studienrat Max Finke †	370
Das Buch ohne Ende. Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser (Berlin)	382
Ewigkeitsbewußt. Von Tono Kaiser (München)	387
Atlantis. Von stud. phil. Hans Graefe (Nerchau, Sa.)	© 396
Die "finsternen und blutigen Gründe" einst und jetzt. Von Kaplan Franz Kandolf (München)	© 403
Meine erste Liebe. Von Thea von Harbou (Berlin)	© 494

Verzeichnis der Abbildungen

- Frontispiz „Villa Bärenfett“ (Blockhaus in Karl May's Garten)
- Nach S. 48 “Die exzentrische Kugel” I. (Zeichnungen von Ing. G. Urban).
- Vor S. 49 “Die exzentrische Kugel” II. (Zeichnungen von Ing. G. Urban).
- Nach S. 96 “Villa Bärenfett” : Wildwest-Raum
- Vor S. 97 “Villa Bärenfett” : Wildwest-Raum
- Nach S. 112 Indianer-Säbel mit Scheide. – Schwarzfuß-Indianer mit Säbel.
- Vor S. 113 Schädel eines Indianers vom Kap Mendocino (Kalifornien).
- Nach S. 144 In den vorgelagerten Bergen der Windriverkette.
- Vor S. 145 Im Urwald der Windriverberge.
- Nach S.192 Der Schoschonepfad.
- Vor S. 193 Das Clifton-Hotel am Niagara-Fall. – Der Hufeisenfall des Niagara.
- Nach S. 240 “Engel-Terrasse” (Yellowstonepark). – “Punschbowle” (Yellowstonepark)
- Vor S.241 Inneres einer Camphütte. – Franz Kandolf am Eingang der Hütte.
- Nach S. 288 Die letzte Büffelherde (Yellowstonepark) – Park-Bär (Yellowstonepark)
- Vor S. 289 Der „Alte Getreue“ (Yellowstonepark). – „Der Schloß-Geiser“ (Yellowstonepark).
- Nach S. 336 Der „Große Teton“. – Die Kepler-Fälle im Feuerlochfluß.
- Vor S. 337 Der Yellowstone-Cañon. – Der große Yellowstone-Fall.
- Nach S. 368 Der Yellowstone-See. Im Hintergrund der “Schlafende Riese“. – Beim Fischen im Y.-See.
- Vor S. 369 Joseph Smith, der Mormonenprophet. – Brigham Young, der Mormonenführer.
- Nach S. 400 Mission Dolores in San Franzisko. – Inneres der Mission Dolores.
- Vor S. 401 Gruppe von Mescalero-Apatschen. – Der Apartschen-Häuptling Geronimo (indian.: Guiatli).
- Nach S. 432 Kolorado-Cañon. – Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen.
- Vor S. 433 Aufnahme mit Hindernissen (Die Indianerkinder haben Angst vor dem Lichtbildgerät). – Franz Kandolf zwischen den Apatschen-Zelten.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Zu Karl Mays 85. Geburtstag

(25. Februar 1927)

Von Adolf Volck

Vor fünf Jahren wies an dieser Stelle Studienrat Fritz Prüfer in Erinnerung an Karl Mays 80. Geburtstag auf Bedeutung und Aufgabe der Jahrbücher hin. Die seither veröffentlichten Jahrgänge zeigen, wie sehr sich die Schar derer mehrte, die mitarbeiten wollen an der Karl-May-Forschung.

Heuer, wo wir des 85. Geburtstags und des 15. Todestags des Dichters gedenken, ist wiederum die Zeit zu einem Rückblick gekommen.

Welche Fortschritte sind in den letzten fünf Jahren zu verzeichnen? Um diese Fortschritte zu erkennen, wird man vielleicht an die Leitsätze anknüpfen, die Dr. E. A. Schmid im Einführungsaufsatz des Jahrbuchs 1921 zusammentrug.

Aufs neue ist die Zahl der Anhänger des Radebeuler Erzählers angewachsen, und mit ihnen auch die Zahl jener, die mit Wort und Schrift für ihre Ueberzeugung eintreten. Zu den Mitarbeitern von Rang und Bedeutung, die schon früher für Mays Schaffen eine gerechte Würdigung fanden, haben sich inzwischen noch viele bekannte Namen gesellt.

Nach Ueberwindung der Entwertungswirren glückte es dem Verlag, die Vervollständigung von Karl Mays Gesammelten Werken fortzusetzen. Aus dem Nachlaß erschien der Roman „Zepter und Hammer“ (Bd. 45) nebst seiner Fortsetzung „Die Juweleninsel“ (Bd. 46); [8] beide waren fast 50 Jahre verschollen und stammen aus Karl Mays jungen Jahren. Demzufolge sind Schwächen seiner damals erst im Reifen befindlichen Erzählungskunst unverkennbar, doch zeigen auch diese zwei Werke bereits bedeutsame Merkmale von Spannungsreiz und Schilderungskraft. In Bd. 47 „Professor Vitzliputzli“ und Bd. 48 „Das Zaubwasser“ wurden Novellen von unterschiedlichem Wert gesammelt, die zum Teil ebenfalls in des Dichters Frühzeit gehören, zum Teil aber auch bis in sein letztes Jahrzehnt hineinragen. In neubearbeiteter Fassung erschien ferner der erste „Münchmeyer-Roman“ (Bd. 51 bis 55, das ehemalige „Waldröschen“), dessen Geschehnisse das vorige Jahrbuch ausführlich erzählte.

Mit der Neuherausgabe der genannten Werke hat die allgemeine Durchfeilung begonnen. In vielen Bänden ist inzwischen an Stelle der veralteten Schreibweise der längst geplante Neusatz getreten, der auf die Beseitigung von Weitschweifigkeiten und stilistischen Mängeln abzielt. In diesen Büchern wurden überdies die – bei May ohnehin spärlichen – Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt, eine Verbesserung, die Eduard Engel im Jahrbuch 1926 „eine geistige Tat segensreichster Art“ nennt.

Unter dem Titel „Bausteine“ schließt Dr. Schmid die Ergebnisse ab, die sein Kampf mit Ferdinand Avenarius seinerzeit zutage förderte. Damit gelang nun auch die vielerwähnte „Beichte“ Karl Mays, eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung aus dem Jahr 1908, die sich in alten Prozeßakten fand, zum Abdruck: der erschütternde Aufschrei eines gequälten Herzens.

Die mildtätige Karl-May-Stiftung, deren stattliches Vermögen ebenfalls der Entwertung zum Opfer gefallen [9] war, konnte neuerdings aus Verlagsmitteln wieder bis zu Mk. 100 000,- aufgefüllt werden. Es bleibt einem späteren Jahrbuch vorbehalten, über diese letztwillige Verfügung Karl Mays, von der bisher nur in Bd. 34 „Ich“ und im Jahrbuch 1921 berichtet wurde, mehr zu sagen.

Einen wesentlichen Zuwachs erfuhr der Gedanke, Karl Mays Heim als Museum der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Es gelang, die im Vorwort zum Aufsatz „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ (Jahrbuch 1926) erwähnte Sammlung indianischer Seltenheiten von Patty Frank zu erwerben, und den Vielgereisten zur dauernden Verbindung mit der Nachlaßverwaltung zu verpflichten. Einiges davon liest man im diesjährigen Jahrbuch, insbesondere über das neuerrichtete Wildwest-Blockhaus im Park der „Villa Shatterhand“.

Die ersten Bilder aus Patty Franks Sammlung zeigten wir im vorigen Jahrbuch. Diesmal bringt Hermann Dengler, der seit Jahren mit ihrer kritischen Sichtung und Darstellung betraut ist, eine Abhandlung, die sich auf zwei wertvolle Stücke daraus beschränkt, und gerade dadurch andeutet, welche Fundgrube völkerkundlicher Forschung das noch im Werden befindliche Karl-May-Museum bieten wird.

Seit Jahren wohlbekannt ist unsern Lesern Franz Kandolf, einer der wichtigsten und besten Jahrbuch-Mitarbeiter, als Verfasser des erfolgreichen Buchs „In Mekka“, der Fortführung und des Abschlusses von Mays unvollendeter Reiseerzählung „Am Jenseits“.

Im Sommer 1926 hat Kandolf eine dreimonatige Fahrt durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas unternommen, von wo aus er Reisebriefe an den Verlagsleiter **[10]** richtete, die wir unter Beifügung zahlreicher Bilder abdrucken. Sein Weg führte ihn von den Niagarafällen über die Bighornberge nach dem Yellowstone Park, von dort quer durch die Rocky Mountains und über Salt Lake City, den Sitz der Mormonen, nach San Franzisko. Von Arizona gelangte er nach erneutem Ueberschreiten des Felsengebirgs in das heutige Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen in New Mexiko, das sich nicht allzuweit vom Rio Pecos befindet; durch das Rauschen der Wasser klingt das Lied von „Winnetou“ und „Intschu tschuna“. Und zuletzt kam Kandolf sogar noch durch den Llano estakado ...!

Der Stoff, der für die künftigen Jahrbücher vorliegt, ist übergroß, und es fällt uns schwer, die zahlreichen Beiträge gebührend zu berücksichtigen. Immer wieder muß viel Wichtiges für spätere Jahrgänge zurückgestellt werden.

1927, fünfzehn Jahre nach Karl Mays Heimgang, stellen wir fest, daß des Dichters Wertung und Würdigung auch die erfolgreichsten Abschnitte seines Erdenwallens in ungeahntem Ausmaß übertrifft.

Ohne Zorn und Eifer

Von Dr. Werner Mahrholz

Vorwort der Herausgeber: Zu Ausgang des Jahres 1917 begannen Kleinberg und Bettelheim gegen den Karl-May-Verlag jenen absonderlichen Kampf, der Ende 1918 zur Niederlage der Angreifer, aber auch ihres Schutzherrn Ferdinand Avenarius führte. Der Verlauf ist in Dr. Schmidts „Lanze für Karl May“ ausführlich, urkunden- und aktenmäßig, dargestellt.

Im Sommer 1918 ersuchte die Schriftleitung des „Literarischen Echos“ (jetzt: „Die Literatur“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) den Karl-May-Verlag, an ihren Mitarbeiter Dr. Werner Mahrholz eine Auswahl von May-Bänden zwecks Besprechung zu liefern. Es wurden abgesandt die Bände 1 – 9, 26 – 29, 34 der Ges. Werke, sowie das damals soeben erschienene Jahrbuch 1918. Im 21. Jahrgang des „Literarischen Echos“, Heft 3, vom 1. November 1918, veröffentlichte Mahrholz unter dem Titel „Karl May“ die Abhandlung, die wir nachstehend mit Erlaubnis des Verfassers abdrucken.

Wir tun dies voller Freude und Dankbarkeit, weil wir diesen Aufsatz, der für viele andere tonangebend wurde, als äußerst wichtiges Merkmal in der Entwicklung der Karl-May-Frage betrachten. Geschrieben wurde er, wie ersichtlich, in der Zeit wildester Kämpfe, aber dennoch in einer Form, die vorbildlich ist für freie, unabhängige Forschung: *sine ira et studio!*

*

Da ich wünschen muß, daß dieser Aufsatz richtig aufgefaßt werde, beginne ich mit einer Vorbemerkung. Um den Namen Karl May hat sich ein Gewölk von wahren, halbweisen und falschen Urteilen und Ansichten zusammengeballt. Man hat ihn als Menschen und Schriftsteller ebenso angegriffen und verdammt, [12] wie verteidigt und entschuldigt. Eine lange moralische Debatte, nicht immer erfreulicher Art, hat sich über dieses Mannes Leben und Werk entsponnen – in sie beabsichtige ich mit keinem Wort einzutreten. Was den Schriftsteller Karl May für mich zum Problem macht, ist etwas ganz anderes: es erscheint unglaublich, daß ein Schmock ohne jeden Wert eine so lange und kräftige Wirkung auf eine im Kern gesunde Jugend, wie die deutsche ist, haben kann. Der moralische Streit hat bislang die ästhetische Beurteilung über diesen meistgelesenen aller deutschen Schriftsteller der letzten dreißig Jahre (1 800 000 Bände sind verkauft!)¹⁾ verhindert; es ist hohe Zeit, diese Versäumnis nachzuholen. Eine ästhetische Beurteilung wird selbstverständlich auch von den Elementen und der Sittlichkeit der Persönlichkeit als Voraussetzungen des Schaffens zu handeln haben – aber freilich ohne Moralismus allein von der Frage nach der menschlichen Echtheit und nach der künstlerischen Zucht aus. Es ist also keine Parteinahme in dem einen oder anderen Sinn, sondern eine ruhige Untersuchung der schriftstellerischen Leistung die letzte Absicht dieses Aufsatzes.

1. Die Grundstoffe von Mays Schriftstellerkunst.

Ich beginne mit einer Untersuchung über die Bestandteile der Mayschen Schriftstellerei. Am einfachsten und sichersten geht man dabei so vor, daß man sich die häufigsten und auffallendsten Motive und Stimmungen vergegenwärtigt. Das Ergebnis einer solchen Ueberlegung ist folgendes: May arbeitet vor allem mit [13] dem Mittel des überraschenden Scharfsinns und der überragenden Moralität seines Helden; er verwendet ferner die Reize der exotischen Landschaft und des fremdartigen Menschentums, die Spannungen der Detektivgeschichte und die Freude an der humoristischen Zeichnung seltsamer Exemplare der Gattung Mensch, endlich die Lust an der Erhabenheit großer Empfindungen und Gedanken. In seinen Romanen vereinigen sich also Detektivgeschichte und Reiseromantik, Landschaftsschilderung und Humor, pathetische Leidenschaftlichkeit und hochgespannter Moralismus zu einem reizvollen Ganzen. Das Kunstmittel, wodurch diese doch sehr verschiedenartigen Elemente zusammengehalten werden, ist die Form der Selbstbiographie, der Ich-Erzählung, die alles Getrennte dadurch vereinigt, daß sie es zum

¹ Jetzt (1927) mehr als 4 Millionen Bände! In dieser Ziffer sind nur die deutschen Ausgaben gerechnet, nicht auch die zahlreichen Uebersetzungen.

Erlebnis des einen Helden macht. May hat mit dem sicheren Instinkt für Wirkung, die der Volksschriftsteller haben muß, eine uralte Ueberlieferung der Unterhaltungsliteratur wieder aufgenommen, ohne sich selber im klaren darüber zu sein: ich meine die Ueberlieferung des Amadisromans. Ganz wie dort ein fahrender Ritter durch die Welt streift, um die Guten zu retten und zu belohnen und die Bösen zu strafen und zu vernichten, und bei diesem löblichen Unternehmen die tollsten Abenteuer besteht, ganz wie dieser Held ein Muster aller christlichen und kriegerischen Tugenden, gottesfürchtig, klug, stark, tapfer, edel und hochgesinnt ist, ganz so ist es bei May: was zu diesem uralten Zubehör des spannenden Unterhaltungsromans neu hinzukommt, ist typisch für die moderne Zeit: die Verlegung der Abenteuer aus der europäischen Welt in die urwüchsigen Verhältnisse Amerikas und des Orients; die stärkere Durchgeistigung **[14]** der Abenteuer im Stil der Conan Doyle'schen Detektivgeschichte und endlich die bewegtere Subjektivität des Erlebens. Im Grund aber beruht die Wirkung der Mayschen Erzählungen auf denselben Elementen wie die Wirkung des Amadisromans: auf der Mischung von Phantastik und Moralismus, Abenteuer und Empfindungsseeligkeit.

Wie legt Karl May nun im einzelnen seine Erzählungen an? Meist ist es so, daß der Held, Karl May selber, durch die Wüste oder die Prärie reitet und dabei eine Begegnung hat, aus der sich dann alles Weitere entwickelt. Er trifft auf unschuldig verfolgte, meist hilflose Menschen oder auf Männer, die irgendeinen geschworenen Feind verfolgen, oder aber beide vereinigen sich: der Todfeind der einen Gruppe von Menschen ist zugleich der Bedränger der anderen Gruppe. Karl May schließt sich nun diesen neuen Bekannten an – im allgemeinen wünschen diese den Anschluß gar nicht, weil sie ihn nicht kennen und wegen seines unerfahrenen und ungeübten Aussehens sich wenig von ihm versprechen. Schon nach kurzer Zeit hat May dann Gelegenheit, seine Ueberlegenheit in allem zu zeigen: er überrascht durch seine Fähigkeit, Fahrten zu lesen und richtige Schlüsse daraus zu ziehen, oder durch seine Geübtheit im Schießen, Lassowerfen, Reiten oder durch seine Körperkraft, Seelenstärke, Umsicht, Ruhe. Nachdem er die Zweifelnden beschämt hat, kommt es dann zu einer Erkenntnisszene: man glaubt ihm, daß er Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi ist, und von jetzt an übernimmt er vollständig die Führung. Es beginnt nun eine Reihe von Abenteuern aller Art: Gefangennahme, Ueberrumpelungen des Gegners und durch den Gegner, wilde Ritte, Verwundungen, **[15]** Krankheiten usw., unterbrochene Verfolgung des Gegners. Immer wieder glückt es diesem, zu entkommen, vor allem (und dies ist sehr merkwürdig) deshalb, weil May als Christ sich weigert, den Gegner zu töten, es sei denn in der äußersten Notwehr. Der Moralismus dient hier geradezu als spannungssteigerndes Motiv! Erst nach langer Zeit gelingt es, den Feind zu finden und unschädlich zu machen, wobei oft genug aus innern Gründen May nicht etwa selbst den Gegner tötet, sondern dieser durch eigene Unbedachtsamkeit den Tod findet, gerade dann, wenn er daran ist, May den Garaus zu machen. (Vgl. z. B. in dem Roman „Der Schut“.) Als spannungssteigerndes Motiv kommt noch hinzu, daß man häufig genug anfänglich gar nicht weiß, wo eigentlich der Gegner ist (vgl. den Schut, den Aemir-i-Sillan) und daß erst nach und nach die Gestalt des im Verborgenen wirkenden Verbrechers sichtbar wird. Die Spannung wird dann immer höher getrieben dadurch, daß May erst eine Anzahl von auch schon höchst gefährlichen Mitschuldigen und Untergebenen des Hauptverbrechers unschädlich macht und erst ganz allmählich dem Bandenhäuptling auf den Leib rückt. Der Aufbau ist, vor allem in den späteren Büchern Mays, so im vierbändigen Roman „Im Reiche des silbernen Löwen“, sehr geschickt und kunstvoll, mit Pausen, Höhepunkten und Verzögerungen aller Art reizvoll gemacht, in anderen dagegen lockerer, mehr eine Folge von Abenteuern mit wechselnden Personen (so in „Winnetou“²), nur daß eben **[16]** May und sein Freund und Begleiter (es sei nun Winnetou oder Hadschi Halef) gemeinsam in allen diesen Abenteuern wieder auftauchen.

Es wurde schon angedeutet, welche Aehnlichkeiten zwischen dem Amadisroman und Mays Romanen bestehen. May führt aber bewußt noch zwei andere Ueberlieferungen weiter: die der Indianerromantik³ und die der Detektivgeschichte, die Poe begründet hat. In „Winnetou“ hat Karl May einen geradezu idealen Vertreter der roten Rasse geschaffen und mit dieser Gestalt die Indianerromantik zum Abschluß gebracht. Ueber die eigentlich ästhetischen Eigenschaften von Mays Romanen ist später noch zu sprechen – ich

² Vgl. Kandolf, „Der werdende Winnetou“ (Jahrbuch 1921, S. 336), Kandolf, „Winnetous Tod“ (Jahrbuch 1925, S. 69) und Höck, „Zum Aufbau des Romans ‚Winnetou‘“ (Jahrbuch 1926, S. 423). Die Herausgeber.

³ Vgl. hierzu den sehr lehrreichen Aufsatz von Dr. R. Beissel „Der Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter“ im Karl-May-Jahrbuch 1918. Dies Jahrbuch ist in vieler Hinsicht wertvoll und verdiente die Aufmerksamkeit gerade auch der höheren literarischen Kritik.

schließe also diesen Abschnitt mit einer kurzen Bemerkung über May als Fortsetzer der Detektivgeschichte. Ihr Reiz beruht auf demselben Lustgefühl, welches das Rätselraten erzeugt. Die Detektivgeschichte, deren klassischer Autor Poe, deren vorzüglichster gegenwärtiger Vertreter Conan Doyle ist, beruht in ihrem ganzen Gefühl auf dem modernen Intellektualismus: es sind Beispiele für den Scharfsinn und die Kombinationsgabe, für sehr zweckmäßige Fähigkeiten des Menschen also, die in den Detektivromanen behandelt werden. Aus sehr kleinen Ansichten sehr weitgehende Schlüsse zu ziehen, dazu gehört eine kombinatorische Phantasie, die man nicht unterschätzen soll. Und gerade diese Art von Phantasie besitzt May in sehr ausgesprochenem Maß: es ist erstaunlich, wie er z. B. Fahrten lesen [17] kann und wie er aus ganz geringfügigen Umständen haarscharf Schlußreihen zu bilden und so in die Zukunft oder Vergangenheit zu sehen vermag. Der Leser bewundert unwillkürlich den Scharfsinn und ist erstaunt über die kombinatorische Phantasie – es ist eine Bewunderung ähnlich der, die man einem guten Taschenspieler gern erweist: man ist ohne eigne Anstrengung gut unterhalten.

Neben diesen reinen Unterhaltungsmotiven, die aus der Ueberlieferung der Abenteuerromane und der Detektivgeschichten stammen, hat nun aber May – und das zeigt sich schon bei seiner Art der Indianerromantik – noch etwas darüber Hinausweisendes: seinen Moralismus, sein Pathos, seine leidenschaftliche Menschlichkeit. Um dies Neue zu begreifen, muß man sich klar werden über die Persönlichkeit Karl Mays, die widerspruchsvoll genug eben deshalb der Betrachtung wert ist.

2. Die Persönlichkeit

Der Hauptbeleg für die Persönlichkeit Mays ist seine in den letzten Lebensjahren geschriebene Selbstbiographie, die – hier tut sich wieder eine Aehnlichkeit kund – auffallende Parallelen zu Strindbergs Selbstbiographie bietet. May stammt wie Strindberg aus sehr ärmlichen Verhältnissen und hat daran schwer zu tragen; er arbeitet sich wie dieser aber daraus hervor, hat eine ähnliche Gemütsneigung zu manischen Zuständen, religiösen Aufschwüngen und hysterischen Uebertreibungen und neigt wie dieser bei allem Realismus der Anschauung zu einem ins Unwahre und Verstiegene führenden Idealismus. Es ist meine Absicht nicht, die Parallele zu Tode zu hetzen: worauf es [18] mir ankommt, ist nur, zu zeigen, wie bei einem anerkannten Vertreter der hohen Literatur, einem Schriftsteller von europäischem Ruf, sich ganz die gleichen Züge finden wie bei May: sie gehören dem gleichen Jahrhundert an, ihr Talent und ihre Geistesanlage ähneln sich; worin sie sich unterscheiden, liegt klar zutage: Mays Optimismus und Strindbergs Pessimismus, Mays Freisein von Erotik und Strindbergs Uebererotik, Mays stämmige Gesundheit und nüchtern-klarer Blick und Strindbergs Verschrobenheit: das sind gründliche Verschiedenheiten, aber aus dem zuvor Gesagten geht doch hervor, daß May und Strindberg merkwürdige gemeinschaftliche Generationseigentümlichkeiten haben, die selbst in Einzelheiten der Gestaltung und des Lebens sich aufweisen lassen. Ich erinnere z. B. an die Stellen der Mayschen Selbstbiographie, die von den manischen Zuständen handeln; ganz ähnliches findet sich bei Strindberg im „Inferno“-Band. Auch die ganze Einstellung Mays bei der Niederschrift der Lebensgeschichte ist die gleiche, die Strindberg zu seinem Selbstbekenntnis treibt: beiden geht es um Verteidigung ihres Lebens, beide wollen den Leser rühren, zu einem milden Richterspruch verführen, ihn sentimental machen. Bei beiden herrscht deshalb ein Streben vor, minderwertigen oder doch indifferenten Motiven nachträglich einen idealen Sinn unterzulegen und so eine eigentümliche Verschiebung der Beurteilung vorzunehmen. In beiden Selbstbiographien herrscht deshalb auch, bei aller subjektiven Aufrichtigkeit des Schreibers, doch eine objektive Unwahrhaftigkeit, die mißtrauisch macht und auf die Dauer verstimmt. Ich betone: es ist das bei May ebenso wie bei Strindberg, und das Urteil, das Strindberg in den Himmel hebt, [19] hat kein Recht, May aus moralischen Gründen abzulehnen⁴.

Aber lassen wir die Vergleiche! Was ist das Merkwürdige an der Zusammensetzung der Geistes- und Seelenkräfte bei Karl May? Eine ausgesprochene Neigung zu religiösen und moralischen Betrachtungen verbindet sich mit einem Instinkt für Verbrecherromantik; ein sittlich unzweifelhaft ernsthaft ringender und strebender Mensch hat doch zugleich in sich die schwersten Hemmungen; eine fabelhaft feine realistische Beobachtungsgabe vereinigt sich mit der Anlage zu großartig-schwungvollen Szenen. Kurzum: ein Mensch

⁴ Auch äußerlich wies Karl May eine überraschende Aehnlichkeit mit Strindberg auf, ganz besonders auf jenem Bild, das man in Bd. 34 „Ich“ wiedergegeben findet. Die Herausgeber.

mit seinem Widerspruch, der nur deshalb nicht zu seiner Wirkung und Leistung kommt, weil sein besseres Ich zu schroff von seinen schlimmen Instinkten geschieden und weil diese Scheidung May selber offenbar einmal zum Bewußtsein gekommen ist. Jeder Dichter trägt ja Himmel und Hölle in sich, und es ist nicht eine bloße Redewendung, wenn Goethe in hohem Alter einmal sagt, daß er zu gewissen Zeiten jedes Verbrechen fähig gewesen sei. Von anderen Dichtern sind ähnlich lautende Aussprüche bekannt, was ja eigentlich nicht wundernehmen darf, denn des Dichters Stoff zu seinem Werk ist sein eigenes leidenschaftliches Erleben. Der Dichter kann nur die extremen Empfindungen brauchen, die sich bei wenig beherrschten Menschen unter gewissen Umständen als Verbrechen äußern. Wenn man nun bedenkt, in welchen Verhältnissen May aufwuchs und in welchem Maß sich seine jugendliche Phantasie mit **[20]** Kolportageromanen vergiftete, so darf man sich nicht wundern, daß er strafwürdige Handlungen wirklich beging, die bei anderen, glücklicheren und gebildeteren Naturen nur in der Phantasie verübt werden. May hat eben in sich eine merkwürdige Unausgeglichenheit zwischen Leidenschaft und Moralismus, zwischen Phantastik und Realismus – woran es ihm in jungen Jahren fehlte, war die Vernunft im höheren Sinn des Wortes.

In seinen Werken stehen die tollste Kriminalromantik und die erhabensten Empfindungen (das Wort ohne jede Ironie gesagt), die wildeste Phantastik und die schärfste, klarste Beobachtung nebeneinander, gehen aber keine organische Verbindung ein⁵; so kommt es vor allem, daß in bezug auf seine eigene Person May von einer maßvollen Einschätzung entfernt ist, daß eine gewisse Eitelkeit sich breitmacht und zuweilen wundervolle Szenen stört.

May ist dabei ganz naiv eitel, ohne jede Spur von Berechnung, und das macht ihn entschieden liebenswürdiger als den ebenso eitlen aber weniger naiven Strindberg. Indes Eitelkeit äußert sich im Kunstwerk als Schönheitsfehler. Es ist geradezu typisch für Mays Romane, daß in den edelsten und erhabensten Szenen plötzlich die kleine Eitelkeit der Menschen auftaucht und ernüchternd wirkt. Beispiele dafür lassen sich fast in jedem Buch Mays alle zehn Seiten finden. Damit hängt auch seine salbungsvolle Moralpaukerei zusammen: überall, selbst im wildesten Kampf, wo normalerweise jeder vernünftige Mensch allein an die **[21]** Unschädlichmachung des Gegners denkt, predigt May christliche Versöhnlichkeit. Wie sich das mit der eigenartig widerspruchsvollen Persönlichkeit Mays vereinbart, ist nach dem Gesagten klar: die Kritiklosigkeit gegen sich selber, unorganische Zerspaltenheit seines inneren Menschen äußern sich im Kunstwerk als Geschmacklosigkeit und Sentimentalität⁶.

Ich möchte diese doch sehr scharfe Beurteilung hier nicht geben, ohne dem nicht unbefangenen Leser eine Probe aus der Selbstbiographie vorzulegen, die sehr bezeichnend für May ist, weil sie scharf die guten und die flachen Seiten seines Charakters zeigt. Allerdings: man muß fein hinhören, um den falschen Ton zu vernehmen. Es ist nur eine Schwebung zuviel von Idealem die Rede – und diese Schwebung zuviel macht das Ganze weniger wertvoll, deutet auf eine Uebertriebenheit, die durch die tatsächlich vorliegenden Werke nicht gerechtfertigt wird. Und nun höre man:

Aber was war denn eigentlich das, was ich geben wollte? Das war vielerlei und nichts Alltägliches. Ich wollte Menschheitsfragen beantworten und Menschheitsrätsel lösen Ich wollte ferner meine psychologischen Erfahrungen zur Veröffentlichung bringen. Ein junger Lehrer, der bestraft worden ist, seine psychologischen Erfahrungen? Ist das nicht noch lächerlicher als das Vorhergehende? Mag man es dafür halten; ich aber habe an hundert und wieder hundert unglücklichen Menschen gesehen, daß sie nur darum ins Unglück geraten waren, und nur darum darin steckengeblieben, weil ihre Seelen, diese kostbarsten Wesen der ganzen irdischen Schöpfung, vollständig vernachlässigt worden waren. Der Geist ist das verzogene, eingebildete leibliche Kind [Lieblingskind], die Seele das zurückgesetzte, hungernde und frierende Aschenbrödel ... Wohlan, sage ich mir, so will ich es sein, der für die **[22]** Seele schreibt, ganz nur für sie allein, mag man darüber lächeln oder nicht! Man kennt sie nicht! Darum werden viele meine Werke entweder nicht oder falsch verstehen, aber das soll mich ja nicht hindern, zu tun, was ich mir vorgenommen habe. Das war eigentlich genug für einen Menschen; aber ich wollte nicht das allein, ich wollte noch viel mehr. Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen; ich war für mich der Mittelpunkt desselben. Und hoch über uns lag die Erlösung, lag

⁵ Als Gegenbeispiel einer organisch-gewachsenen Verbindung von Verbrechen und Erhabenheit denke man an Dostojewskis „Raskolnikow“.

⁶ Vgl. hierzu Dr. Altendorffs Abhandlung „Die Spaltung des Ich“ im Karl-May-Jahrbuch 1926.

Die Herausgeber.

die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben hatten ... Aus der Tiefe zur Höhe, aus Ardistan nach Dschinnistan, vom niederen Sinnenmenschen zum Edelmenschen empor. Wie das geschehen müsse, wollte ich an zwei Beispielen zeigen, an einem orientalischen und an einem amerikanischen. Ich teilte mir die Erde für diese meine besonderen Zwecke in zwei Hälften, in eine amerikanische und eine asiatisch-afrikanische. Dort wohnt die indianische Rasse und hier die semitisch-mohammedanische. An diese beiden Rassen wollte ich meine Märchen, meine Gedanken und Erläuterungen anknüpfen ... Die Hauptperson aller dieser Erzählungen sollte der Einheit wegen eine und dieselbe sein, ein beginnender Edelmann, der sich nach und nach von allen Schlacken des Animamenschentums reinigt. Für Amerika sollte er Old Shatterhand, für den Orient aber Kara Ben Nemsî heißen, denn daß er ein Deutscher zu sein hatte, verstand sich ganz von selbst. Er mußte als selbst erzählend, also als „Icherzähler“ dargestellt werden. Sein „Ich“ ist keine Wirklichkeit, sondern dichterische Imagination. Doch, wenn dieses „Ich“ auch nicht selbst existiert, so soll doch alles, was von ihm erzählt wird, aus der Wirklichkeit geschöpft sein und zur Wirklichkeit werden. Dieser Old Shatterhand und dieser Kara Ben Nemsî, also dieses „Ich“ ist als jene große Menschheitsfrage gedacht, welche von Gott selbst geschaffen wurde, als er durch das Paradies ging um zu fragen: ‚Adam, d. i. Mensch, wo bist du? ‚Edelmann, wo bist du? Ich sehe nur gefallene, niedrige Menschen!‘ ... Einmal aber muß und wird die Menschheit doch so hoch gestiegen sein, daß auf die bis dahin vergebliche Frage von irgendwoher die beglückende Antwort erfolgt: ‚Hier bin ich. Ich bin [23] der erste Edelmann, und andere werden mir folgen!‘ So geht auch Old Shatterhand, und so geht Kara Ben Nemsî durch die Länder, um nach Edelmannen zu suchen. Und wo er keinen findet, da zeigt er durch sein eigenes edelmenschliches Verhalten, wie er sich ihn denkt ... In dieser Weise trage ich meinen Teil zur Lösung der großen Aufgabe bei, daß sich der Gewaltmann, also der niedrige Mensch, zum Edelmann entwickeln könne⁷.

Ich füge diesem langen aber wesentlichen Zitat nichts weiter hinzu, als daß ich durch Sperrung mancher Sätze anzudeuten gesucht habe, wo meines Erachtens das Flache in Mays Menschlichkeit deutlich zutage tritt.

3. Die ästhetischen Werte

Die Grundstoffe der Mayschen Schriftstellerei und seine Wesensart wurden dargestellt; es bleibt also die Untersuchung der ästhetischen Kräfte seines Werkes. Nacheinander muß gesprochen werden von seiner Darstellungsweise, seiner Menschenschilderung, seiner Kompositionsweise, seinem Stil und seiner Kraft zur Symbolisierung. Die Darstellungsweise Mays – um mit dem Einfachsten zu beginnen – ist überall da, wo er im eigentlichen Sinn erzählt und nicht vernünftelt, ganz außerordentlich anschaulich, packend, ja fortreißend. May verstand, was die wenigsten seiner Kollegen von der hohen Literatur aus seiner Zeit konnten, wirklich zu erzählen⁸. Alles lebt in seiner Darstellung: Mensch und Tier, Landschaft und Vorgang. Mit wenigen Strichen führt er uns in die Lage, mit wenigen Andeutungen knüpft er eine Handlung, mit wirklicher [24] Erzählergabe läßt er uns dabei sein bei all den merkwürdigen und aufregenden Geschehnissen. Man unterschätzt so gern die Fähigkeiten eines Conan Doyle und ähnlicher Schriftsteller. Ich möchte dagegen sagen, daß es weit leichter ist, mit psychologisierenden Betrachtungen die Seiten zu füllen, als knapp, klar und anschaulich eine von jedem Gefühl und jeder Psychologie ganz unbeschwerter Detektivgeschichte zu schreiben. Es gehört eine eigenartige Kraft der Phantasie dazu, eine so verwickelte Geschichte aufzubauen, und es ist gar nicht so einfach, jene kleinen peinlichen Eindrücke zu erfinden, auf deren scharfer Beobachtung und Deutung die Lösung der Kriminalnovellen beruht. Diese Schärfe der sinnlichen Beobachtung und die kombinierende Phantasie hat Karl May in sehr hohem Grad, und auf den Aeußerungen gerade dieser Kräfte beruht ein Hauptzug seiner Erzählungen. Im Zusammenhang damit mag auch gleich von der Kompositionsweise Mays gesprochen werden: May komponiert sehr oft im einzelnen ausgezeichnet, im ganzen oft recht nachlässig. Das mag sich zum Teil aus der Tatsache erklären, daß die bündelnden Erzählungen zunächst in einzelnen Kapiteln entstanden und gedruckt worden sind und erst nachträglich zusammengefügt wurden, zum Teil auch aus der hastigen Vielschreiberei Mays. In einigen Erzählungen freilich ist die Komposition auch straffer, mehr aus einem Guß, und gerade dann sieht man, wie er alle Mittel der Erzählungskunst beherrscht, immer neue Spannungen zu finden weiß und nie ermüdet.

⁷ Bd. 34 „Ich“, S. 410 – 412. [413]

⁸ Vgl. hierzu Geheimrat Dr. Bieses Darstellung „Die Kunst des Erzählens“ im Jahrbuch 1926.

Die Herausgeber.

Die Menschenschilderung Mays neigt, im ganzen, ein wenig zur Karikatur, zur Ueberschärfe. Eigentlich plastische Figuren hat er nicht sehr viele geschaffen. [25] Vor allem die Nebenpersonen werden so karikaturistisch behandelt, bleiben freilich gerade dadurch für den Leser sehr scharf und deutlich in Erinnerung⁹. Ich denke dabei an die vielen putzigen und schnurrigen Gestalten von Waldläufern und Präriejägern, von türkischen Beamten und Dienern, von Kaffeehauswirten und Offizieren, die in den Romanen in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit auftreten. Jeder Leser Mays wird sich mit Vergnügen dieser meist humoristisch gefärbten Figuren erinnern. Eine andere Art der Darstellung wendet er bei den „hohen Menschen“ an, die in den Erzählungen vielfach erscheinen. Sie sind meist blasser, schemenhafter, zu sehr Gedanke, zu wenig Fleisch und Blut. Ganz besonders ist das der Fall bei den weiblichen Gestalten, die May eigentlich niemals so recht gelingen: sie haben kein Fleisch und Blut, es fehlt ihnen das eigentlich Weibliche¹⁰. Ebenso sind die schlimmen Gesellen im ganzen oft blaß und eintönig, wenn es ihm zuzeiten auch gelingt, einzelne ausgezeichnet zu charakterisieren (so etwa den Schut oder einzelne Indianerhäuptlinge). Ganz runde Menschen aber weiß er zu machen aus den Gestalten seiner Liebe, aus seinen Freunden Winnetou und Hadschi Halef Omar. Diese beiden sind einfach unvergeßlich: der stolze, edle, hochstrebende, dabei kaltblütige, kühne, scharfsinnige Indianer, in dem alle guten Eigenschaften der roten Rasse verkörpert sind, und der ebenso [26] stolze, prahlhansige, schlagbereite, unerschrockene, phantastische, leicht erregbare Araber, in welchem Gutes und Böses des Orientalen sich seltsam mischen – diese beiden lernen wir in so mannigfachen Lagen, in so vielen Szenen kennen, daß sie uns ebenso zu Freunden werden, wie sie es ihrem Schöpfer gewesen sind. Man muß sagen, daß zur Schöpfung solcher Gestalten ein ungemeines Talent gehört und daß May unzweifelhaft dichterische Kräfte hier hat zu Gestalten werden lassen.

Ueber Karl Mays Schreibstil ist wenig zu sagen: er ist nicht gerade sehr gefeilt, oft nicht frei von Flüchtigkeiten und kleinen Schönheitsfehlern, im ganzen aber richtig, immer anschaulich und packend. Es ist ein gewisser Zug in seinen Sätzen, eine wirkliche Erzählerlust und Fabulierfreude, die unwillkürlich mitreißt und fortträgt. Ganz frei ist der Stil Mays von eigentlichen Verstößen gegen den guten Sprachgeist, ganz frei im allgemeinen auch von ödem Schwulst, so daß von dieser Seite sehr wenig gegen May zu sagen ist.

Am fesselndsten ist May aber, wenigstens für den Aesthetiker, da, wo er zu großen schwungvollen Szenen ausholt, wo er bedeutende Gedanken und starke Empfindungen zu symbolisieren sucht. Nach Mays eigener Deutung seines Schaffens sind ja diese symbolischen Szenen der eigentliche Zielpunkt der ganzen Handlung. Ich habe an anderer Stelle schon gezeigt, daß und warum diese Deutung mir nicht einleuchtet, daß vielmehr die fabulierten Szenen neben den symbolischen unvermittelt stehen. Aber sie sind einmal da – und erweisen sich in ihrer Art oft als bedeutend. Manches freilich ist ganz im Allegorischen steckengeblieben, so etwa der vierte Band von „Im Reiche des silbernen Löwen“, wo die Handlung stockt, endlose Gespräche [27] und Betrachtungen eingeschoben sind und alles ins Bedeutsame erhoben werden soll. Diese Erhöhung und Erhebung geht nun nicht zwanglos vor sich, wie dies in der wirklichen Dichtung der Fall ist (etwa weil es dort organisch geschieht), sondern es wird durch fortwährendes Hineinreden des Verfassers dem Leser die Bedeutsamkeit klar gemacht. Die Gestalten des Ustad und des Aemir-i-Sillan verlieren immer mehr an Körperlichkeit, werden immer mehr Schemen, je mehr sie als Träger sich bekämpfender Anschauungen und nicht als handelnde Menschen auftreten. Die Durchallegorisierung der Welt erstreckt sich in diesem Roman selbst auf Pferde und Waffen, auf Landschaft und Wetter, und am Ende wird einem vor lauter Bedeutsamkeiten ganz bang zumute; man verliert alle Augenblicke den Faden der Handlung, weiß dann nicht, was diese oder jene Person oder Handlung bedeutet, und ist am Ende froh, wenn der Roman schließt. Aber selbst innerhalb dieser etwas tollen sinnbildlichen Darstellungsart gibt es Ruhepunkte, in denen der Dichter bedeutende Gedanken in klare Gleichnisse zu hüllen weiß – als Beispiel verweise ich nur an den merkwürdigen Traum im vierten Band von „Im Reiche des silbernen Löwen“, worin, wie bei Strindberg, merkwürdige Seelengeschehnisse berichtet werden.

Doch abgesehen von diesen allegorisierenden Teilen in Mays Romanen gibt es ab und zu sehr bedeutende Ansätze zu wirklich symbolischen Szenen. Ich erinnere an den Zusammenstoß Kara Ben

⁹ Am deutlichsten ersieht man das aus dem „Blauroten Methusalem“, dem drolligsten aller May-Romane.

¹⁰ Hans Blüher würde hierüber vielleicht Geistreiches zu sagen haben, gerade im Zusammenhang mit seinen sonstigen Forschungen über die Erotik der Jugendlichen und das Wesen des Führertums.

Nemsi mit Ghulam el Multasim. Dieser erfährt, daß Kara ihn und seine Geheimnisse kennt; er verlangt eindeutige Stellungnahme. Kara bekennt sich als Gegner und läßt dadurch die Blutrache auf sich:

[28] „Du weißt aber, daß ich der Bluträcher gegen dich bin?“

„Ja.“

„So sei von dieser Stunde an gesegnet von allen Teufeln, die in des obersten Scheitan tiefster Hölle wohnen. Du entgehst mir nicht!“

„Und du sei geleitet und geführt von den Engeln der Selbsterkenntnis und der göttlichen Barmherzigkeit. Der über allen Menschen steht, der steht auch über dir. Wehre dich, so viel du willst, ihm entgehst du nicht!“

„Hund!“

„Mensch!“

„Ich speie aus vor dir. Lecke es auf! Wenn nicht jetzt, dann später. Ich werde dich dazu zwingen!“

Er spuckte vor mir nieder, warf mir die geballte Faust entgegen, drehte sich um und ging.

Bis hierhin ist alles sehr schön, packend, groß empfunden, dramatisch. Und jetzt verdirbt sich May für jeden ästhetisch wie sittlich feiner empfindenden Menschen die ganze Szene durch den folgenden Satz, der platt und wegen seiner Eitelkeit peinlich und aufdringlich ist: „Ich hatte Hafis Aram, den Scheik der Kalhuran, und sein Weib von der Blutrache erlöst. Dafür aber war ich ihr nun selbst verfallen. Diesen letzteren Umstand aber durften die Dschamikun nicht erfahren. Wer wahrhaft dankbar ist, wird nie vom Danke sprechen! – – –“¹¹. Man sieht hier, wie an einem Schulbeispiel, daß ein Fehler im Sittlichen sich ästhetisch als Geschmacklosigkeit und Platttheit unmittelbar rächt.

Aber auch große, reinempfundene Szenen gelangen May – zwei Beispiele stehen für viele andere. Am Ende des ersten Bandes von „Im Reiche des silbernen Löwen“¹² spricht Kara Ben Nemsi, auf dem flachen Dach eines Hauses sitzend, den gestirnten Himmel über [29] sich, mit einem türkischen Offizier über die letzten Dinge. Das Firmament strahlte so kurz nach dem Neumond in seinem vollsten Glanz; die Abendluft bewegte die Palmenwedel, deren zeitweiliges Geflüster die einzige Unterbrechung der in dieser abgelegenen Gegend herrschenden tiefen Stille war ...

„Effendi, glaubst du an Gott?“

Ich erschrak fast, als diese seine Frage so plötzlich und unvorbereitet durch die tiefe Stille klang.

„Ja,“ antwortete ich nur mit diesem einen Wort.

„Ich nicht!“

Es gibt in der Literatur der Achtziger- und Neunzigerjahre wenige Erzählungen, in denen sich eine so große und einfache Szene fände – schade, daß May sich nicht zu beschränken weiß – aber seine Kritiklosigkeit gegen sich wie gegen sein Werk verleitet ihn nun zu endlosen Erörterungen, und so geht der große Eindruck in einem weitschweifigen Gespräch verloren.

Das andere Beispiel, das ich hier beibringen möchte, steht im dritten Bande des „Winnetou“ – es ist die Szene, in der Winnetou zum erstenmal, kurz vor seinem Tod, mit Old Shatterhand vom christlichen Glauben spricht. Winnetou hat dem Gesang eines Ave Maria gelauscht, das deutsche Ansiedler gesungen haben, und sich dann allein entfernt; Old Shatterhand geht ihm nach einiger Zeit nach, weil er fürchtet, daß ihm ein Unfall zugestoßen sein könnte. „Der Richtung folgend, in der ich ihn hatte verschwinden sehen, näherte ich mich dem See. Eine etwas erhöhte Felsplatte ragte über die dunklen Wasser hinein, und auf ihr sah ich die Gestalt des Gesuchten. Er saß hart am Rande, bewegungslos wie eine Statue. Mit leisem Schritt näherte ich mich ihm und ließ mich neben ihm [30] nieder, wo ich in lautlosem Schweigen verharrte. Es verging eine lange, lange Zeit, ohne daß er sich regte. Endlich aber erhob er langsam den Arm, deutete in das Wasser hinein und sagte wie unter einem tiefen, sein ganzes Nachdenken in Anspruch nehmenden Gedanken: ‚Dieser See ist wie mein Herz.‘

Ich antwortete nichts. Er fiel wieder in sein Schweigen zurück und sagte erst nach einer sehr langen Pause: ‚Der große Geist ist gut; ich liebe ihn!‘ Und nun entwickelt sich ein Glaubensgespräch, das kürzer ist als jenes oben erwähnte und deswegen auch stärkere Wirkung hat. Schöner noch als diese Szene ist der Abschied zwischen Winnetou und Old Shatterhand. Es ist am Vorabend eines heißen Kampftages. Winnetou geht beiseite, Old Shatterhand tritt zu ihm – und nun eröffnet Winnetou seinem Freunde Scharlih in vertraulicher Zwiesprache seine Ahnungen und letzten Gedanken. Die ganze Zärtlichkeit und Süße einer

¹¹ Bd. 28, S. 533.

¹² Bd. 26, S. 417/8. [539]

keuschen Freundschaft schwingt in diesen Wechselreden, in denen wieder nur gewisse Flachheiten den großen Eindruck stören. Ich wüßte wenige deutsche Dichter der letzten Zeit, die eine solche Szene zu gestalten auch nur versucht hätten.

Nicht ohne eine gewisse Wehmut sieht man, welche ein bedeutendes Talent so aus Mangel an Distanz zu sich selber, aus Mangel an Selbstkritik nicht zu rechter Auswirkung kam. Daß er auf dem rechten Weg war, beweist der Enthusiasmus, den ihm die Jugend und das Volk entgegenbrachte. Ihnen bot die Literaturpoesie der Zeit nicht, was sie wollten und immer gewollt hatten: Spannung und große Gefühle, Nahrung für Phantasie und Seele, und so nahm sie dankbar, was Karl May reichte. Die Jugend und das Volk **[31]** spürten das bedeutende Wollen, den großen Schwung in Karl May, und sie waren sich nicht klar über die mancherlei Entgleisungen dieses Mannes, der gab, was sie entbehrten: Farbe und Buntheit ins Grau ihres Lebens, Bewegung in die Oede ihres Daseins, Anregung in die Langeweile der Mechanisierung.

Für die Dichtung unserer Tage bedeutet der Erfolg Karl Mays eine Mahnung: große Stoffe, bedeutende Handlungen, erhebende Gefühle, tiefe Gedanken allein vermögen das Volk zu ergreifen; nur in großen Bildern kann man ihm seine Nöte und Leiden, Freuden und Seligkeiten deuten und gestalten. Die Literatur der Privatschmerzen aber, die ach so kultivierte, hat ihre Wirkung nur auf enge Zirkel und Kreise, die Literatur der Depression lockt nur Intellektuelle, das Wort mit jenem peinlichen Beigeschmack der Vorkriegszeit genommen. Gewiß, Karl May war vielleicht kein Dichter, aber ein großes Talent mit dem richtigen Instinkt, das ohne die große Selbstsicherung der künstlerischen Disziplin entartete, und so steht, wie in seinem Werk, Großes und Kleines, Schönes und Häßliches dicht und unvermittelt nebeneinander. Vergessen wir es nicht: er war im tiefsten Elend und rang sich empor, er schrieb Indianergeschichten und deutete sie faustisch, er war Strafgefangener und Prediger, und er gewann die Herzen der Jugend und des Volkes. Unsere Dichtung kann viel von ihm lernen – und die Erfahrungen an ihm sollten nicht vergessen werden. Bleiben aber wird, auch wenn seine Erzählungen vergessen sind, seine Selbstbiographie, weil ein merkwürdiger und in seiner Weise bedeutender Mensch sein Leben und Streben darin niedergeschrieben hat.

Der Sohn des Webers¹³

Von Hermann Heine

Mag die Wertung Karl Mays einstweilen noch jenseits von Kunst und Literatur liegen, er und sein Werk sind zwei der merkwürdigsten und spannendsten Rätsel. Trotz aller Anfeindungen ist er noch heute der volkstümlichste Schriftsteller. Die Jugend, ihre Begeisterung gehören ihm voll. Der Literat? Der Gebildete? Gewöhnlich macht er eine kühle Geste. Gesteht nicht gern, daß er sich oft heimlich an Mays Erzählerkunst entspannt. Die Rothaut ist es, die Rothaut, die nicht salonfähig ist, der kein Platz in der Literatur zukommt. Wigwam, Skalpe, Marterpfahl und Lagerfeuer? – Uff! Uff! – Der weiße Mann sei gerecht: er höre etwas von dem großen Blaßgesicht „Old Shatterhand“!

May ist am 25. Februar 1842 zu Hohenstein-Ernstthal in Sachsen geboren. Sein Vater war ein armer, oft arbeitsloser Weber, die Mutter später Hebamme. Das Kind war in den ersten Lebensjahren blind, erhielt aber durch eine Operation sein Augenlicht wieder. Durch eine greise, märchenerzählende Großmutter wird die Phantasie des Knaben früh angeregt. Tagsüber muß er mit den Geschwistern Handschuhe nähen, abends in einer Kneipe Kegel aufsetzen. Der Vater schleppt alte Schmöker herbei und zwingt das Kind, **[33]** alle lateinischen Pflanzennamen auswendig zu lernen. Ueberpfropft es mit einem Wust von Wissen und liest gleichzeitig mit dem reichbegabten Jungen Schriften aus einer Schundbibliothek: Räuber-, Nonnen-, Raubrittergeschichten. Die Familie spart, denn das Kind soll Lehrer werden. May besteht die Prüfung und wird Lehrer an einer Fabrikschule in Altchemnitz.

Jetzt beginnt die Tragik seines Lebens, eines Schicksals von solcher Wucht, von solcher Tiefe und Höhe, wie es wenigen Sterblichen zugemessen wird. May verging sich gegen die Strafgesetze. Zweifellos ist er ein Neurotiker, belastet mit einer falschen Erziehung, außerdem eine abenteuerliche Natur. Das Abenteuer, sein ungeordneter Drang nach Betätigung überwindet die ethischen Hemmungen. Er wird auf ungesetzlichen Wegen ergriffen und büßt wiederholt Eigentumsfrevel mit Freiheitsstrafen. Was er tat, ist fast unglaublich. Seine letzte Strafe bringt die innere Umwandlung des Menschen. In stiller Zelle, in völliger Einsamkeit, studiert der Gefangene mit einem unerhörten Fleiß alle Bücher und wissenschaftlichen Werke, die man ihm zugänglich macht. Er entwirft Pläne, skizziert die Grundlagen seiner späteren Schriften. Nach verbüßter Strafe schreibt er Humoresken und Novellen und eine Reihe Kolportageromane unter einem Pseudonym. Gleichzeitig beginnt er mit seinen Reiseerzählungen in „Ich-Form“, die ihn bald zum beliebtesten und gefeiertsten Schriftsteller des Volkes machen. Aber diese „Ich-Form“ wird ihm persönlich zum Verhängnis. Denn jeder vermutet in „Kara Ben Nemsis“ und „Old Shatterhand“ unzweideutig den Schriftsteller Karl May. Körbe voll Verehrerbriefe laufen nun täglich in seiner Villa ein. Die ihm Hosianna singen, setzen sich **[34]** zusammen aus allen Ständen: Fürsten, Geistesarbeiter, Künstler, Lehrer und Priester, alle jubeln diesem Mann zu. – May tut nichts, um den Irrtum aufzuklären. Läßt sich verehren. Läßt sich bewundern. Ja, er versucht, den Eindruck zu erwecken, als habe er alle geschilderten Erdteile vorher bereist. Einige große Reisen wurden aber erst unternommen, nachdem May einen Teil seiner Werke bereits geschrieben hatte.

Es ist der Zwiespalt seines Lebens, daß seine geniale Phantasie ihn zwang, sich selbst mit den Heldengestalten seiner Werke zu verquicken. Die Welt glaubte ihm. Die Welt kannte Karl May nur als den Lichtmenschen, als den Ritter ohne Furcht und Tadel, der gerecht und gütig war. Wie verlockend mag es für ihn gewesen sein, sich und seinen Verehrern einzureden: zur Zeit seiner Vorstrafen sei er auf Reisen gewesen, auf Löwen- und Pantherjagden oder bei seinem roten Bruder Winnetou. Und aus dieser Zwangslage entwickelte sich ein Zusammenbruch, der eine Zeitlang das beste Wollen dieses Mannes in Frage stellte.

May war berühmt. May hatte einen Leserkreis, der nach Millionen zählte. Er besaß Geld und eine eigene Villa. In jeder Bücherei waren seine Werke zu finden. Machte nun wirklich lange Reisen nach dem Orient, nach Amerika und wurde so, fleißig arbeitend, sechzig Jahre.

¹³ Der vorliegende, für den Rundfunk bestimmte Aufsatz darf beliebig, auch ohne Quellenangabe und mit anderer Ueberschrift, abgedruckt oder vorgetragen werden. Die Herausgeber.

Da stand plötzlich das Gespenst seiner Vergangenheit auf. Mißgunst und Neid zerrten es ans Licht. Leise sickerte es in der Presse: May ist vorbestraft! Seine Bücher hat er in der Zelle geschrieben! Nichts hat er erlebt! Seine Abenteuer sind Schwindel! – Ein grausamer Kampf begann gegen ihn. Waren seine Werke durch diese Entdeckung nun aber schlechter geworden?! **[35]** Was an Hohn, Spott und an Verleumdung über ihn ausgeschüttet wurde, war fürchterlich. Wieder handelte May vollkommen falsch. Er hatte sich selbst eingefangen und zerrte an den Banden. Noch fehlte ihm der Mut, sich selbst zu befreien. Wiederklärte er nicht auf. Er versteckte sich hinter Vorwänden. Die Presse beruhigte er. Die Gegner verklagte er. Den Freunden streckte er hilfeschend die Hände entgegen.

Jetzt sollte er aufstehen, bekennen; sollte sagen: „Ja, ich bin der Vorbestrafte, der mit den Gesetzen wiederholt zusammenprallte. Was ich tat, habe ich gesühnt. Ich habe mich mit eigener Kraft aus einem finstern Abgrund emporgearbeitet. Ich habe mit meinen Schriften tausendfach wiedergutmacht.“

Immer ängstlicher, immer tastender, immer unsicherer wird der Kampf, um seine Ehre zu retten. Zwar werden fast alle Prozesse zu seinen Gunsten entschieden, aber der giftige Krieg gegen ihn zermürbt seinen Körper. Und man schleppt sein Zerrbild durch alle Blätter.

Da endlich – zu spät, viel zu spät – schreibt er sein erschütterndes Bekenntnis: „Ich“, schreibt von seinem Leben und Streben, unter Tränen nun bekennd. Auch seine Beichte ist subjektiv gefärbt. Sie gibt keinen vollkommenen Aufschluß über die dunkelste Zeit seines Lebens. Das ist menschlich verständlich. Denn er muß nun als fast 70jähriger von der Höhe, worauf ihn Ruhm und Begeisterung trugen, wieder hinabsteigen in die fürchterliche Zeit seiner Jugend. Diese Selbstverteidigung ist eins der ergreifendsten Bücher des Strafgefangenen, der zum Volkserzieher wurde.

Mit diesem Werk ist seine Aufgabe erfüllt. Seine Kraft verzehrt. Seine Gesundheit zerrüttet. Noch einmal **[36]** wendet er sich persönlich an seine Gemeinde, um sein Werk zu verteidigen. Er fährt nach Wien und spricht im akademischen Bund. Der Erfolg war beispiellos. Von einer Begeisterung getragen, wie sie kaum ein anderer Schriftsteller jemals erlebt hat. Man küßte dem Greis die Hände, umjubelte ihn und überschüttete ihn mit Blumen. Das war die letzte Genugtuung, die das Leben ihm gab.

Acht Tage später, am 30. März 1912, starb May zu Radebeul bei Dresden. Seine Villa, sein Vermögen vermachte er einer mildtätigen Stiftung für notleidende Schriftsteller.

Der Kampf um ihn verstummte nach seinem Tod. Hatte man ihn bei Lebzeiten zu sehr gelobt, später um so mehr getadelt, so versuchte man jetzt, ihm gerecht zu werden. Peter Rosegger, Ludwig Gurlitt, Heinrich Lhotzky und viele andere traten für ihn ein.

Das Leben Mays ist nicht ein alltägliches Schicksal. Der Weg, den er als Schriftsteller in der Abenteuerliteratur einschlug, war neu. Alle andern Vertreter dieser Literaturgattung: Defoe, Cooper, Gerstäcker, Möllhausen, Duplessis, Kipling, Wells und weitere behandelten wohl verschiedene Themen, aber die Form ihrer Erzählungen war durchweg die gleiche. May erfand die „Ich-Form“. – Seine lyrischen Erzeugnisse überschätzte er zweifellos. Sein dramatischer Versuch blieb ein Versuch. – Später geheimnißte er viel Symbolik in die letzten Werke und erklärte, um dem Vorwurf als Jugendschriftsteller zu entgehen – aber ist das ein Vorwurf? –, seine Bücher seien etwas ganz anderes als spannende Abenteuerromane. „Kara Ben Nemsi“ und „Old Shatterhand“ seien nicht er, Karl May, sondern die Menschheitsfrage, der Edelmensch **[37]** im allgemeinen, der durch alle Länder zieht, um sein Evangelium durch die Tat zu verkünden.

Nun, wir wollen diese Behauptung hier nicht kritisch untersuchen und nur eine Frage aufstellen: War er wirklich so herzlich unbedeutend, wie man vielfach behauptet?! Nicht der Umstand, daß seine Bücher mit mehr als 4½ Millionen Bänden auf dem Markt den Rekord schlugen, soll sprechen, sondern die Tatsache, daß man an ihm einfach nicht mehr vorübergehen kann. Die „Weserzeitung“ sagt: „May ist, was einmal entschieden festgestellt werden muß, im deutschen Schrifttum eine einmalige, unnachahmbare Erscheinung von großem Ausmaß.“ – Das literarische Echo: „Es erscheint ungläubwürdig, daß ein Schmock ohne jede Qualität eine so lange und kräftige Wirkung auf eine im Kern gesunde Jugend, wie die deutsche ist, haben kann.“ Und Hermann Hesse sagt von ihm: „Er ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffenden naiven Ehrlichkeit. Er ist der glänzendste Vertreter eines Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört, und den man etwa ‚Dichtung als Wunscherfüllung‘ nennen könnte.“

Karl May und der Sport

Von Otto Eicke

Im Anfang war es nur eine Spielerei, dann ein Steckenpferd, eine Liebhaberei einzelner, heute ist daraus eine Massenbewegung geworden, ein Allgemeingut, ein Stück Zeitgeist, dem Staat und Gemeinde, Presse und Verwaltung Rechnung tragen, dem sie ihre Aufmerksamkeit, ihr Wohlwollen, ihre Förderung zuteil werden lassen. Am Sport kann heute schlechterdings keiner mehr achtlos vorübergehen. In den Herzen der Jugend hat er alle Arten von Spiel, die nicht mit dem Sport zusammenhängen, verdrängt. Von den Schulen wird er gepflegt, von den Aerzten empfohlen. Militär und Polizei füllen damit ihre Freizeit aus. An den Universitäten vertrieb er siegreich das alte Rauf- und Saufstudententum. Ertüchtigung des Körpers im Sport: das ist das Losungswort unserer Zeit. Sport gilt als Gegengewicht gegen alle stubenhockerische Geistesarbeit. Und darüber hinaus ist die Ausübung des Sports zum Betätigungsfeld der dem Germanen angeborenen Kampfeslust geworden. Wie man die Kräfte mißt im geregelten Spiel: das ist freie Lust derer, die den Sport selbst ausüben, und spannendes Schauspiel für die vielen, oft die Tausende, die den sportlichen Wettkämpfen als Zuschauer folgen.

Kein Wunder also, daß auch in der Literatur der Sport einen Platz zu gewinnen beginnt. Sportromane sind heute keine Seltenheit mehr. Die sportlustige Menge liebt es, ihre Helden auch als Helden ihrer Romane zu bewundern. Die Zeiten der „Empfindsamkeit“ [39] sind weit, weit entschwunden. In verstaubten, vergessenen Büchern nur spiegeln sie sich noch und führen da ein schattenhaftes Dasein. Und wenn etwa Goethes „Werther“ auch immer seinen Ewigkeitswert behalten wird: dem Empfinden der breiten Masse von heute ist er doch so fern wie nur irgend denkbar. Unsere Zeit will andre Helden. Ihre Menschen greifen zu andern Büchern.

Wie steht es da nun mit Karl May, dessen Werke doch unbestritten heute noch genau so wie vor Jahrzehnten zu den Lieblingen der deutschen Jugend, des deutschen Volkes zählen? Ist etwa auch er im Zeitalter des Sports „unmodern“ geworden? Eine kurze Prüfung dieser Frage zeitigt ein überraschendes Ergebnis: Karl May, dieser Tausendkünstler, dieser feine Kenner der Volksseele und ihrer Neigungen, wird auch hier den Forderungen des Tages gerecht. Seine Helden sind tadellose „Sportsmen“, in allen Sätteln gerecht, wie geschaffen, von den Menschen unsrer Tage bewundert zu werden. Der Sport – wenn dieses Wort selbst wohl auch kaum von Karl May gebraucht wird – spielt in seinen Romanen wahrhaftig nicht die letzte Rolle. Und alle Arten von Sport kommen bei ihm zu ihrem Recht: Reiten, Schießen, Schwimmen, Fechten, Speerwerfen, Laufen, Boxen, die Jagd u. a. m. Sehen wir einmal genauer zu!

Karl May war ein großer Tierfreund. Unter allen Tieren am meisten aber liebte er wohl die Pferde. Das wird von einem bezeugt, der ihn persönlich gekannt hat (siehe Karl-May-Jahrbuch 1925, S. 84). Das erkennt man nicht nur aus der Art, wie er von Rih, Hatatilla, Swallow und andern edlen Rossen erzählt, denen das Herz ihrer Herren gehört wie einem guten Freund, sondern auch aus den Schilderungen, die er [40] von solchen Rassepferden gibt. Da spricht nicht nur der Pferdekennner, sondern auch der Pferdefreund. Also ist es nur folgerichtig, wenn das Reiten in Mays Werken einen großen Raum beansprucht, man kann getrost sagen: das regelrechte, sportmäßige Reiten. Das Zähmen des unzugerittenen Tieres wird dargestellt in Winnetou I, da Old Shatterhand den Rotschimmel bändigt, den der alte Gunsmith Henry für ihn ausgesucht hat. Hier geht es Kraft gegen Kraft, daß das Pferd „trieft vor Schweiß und große, schwere Flocken schäumt“. Jeder Gestütszureiter könnte an dieser Schilderung seine Freude haben. Ein andermal fängt es der Held (Kara Ben Nemsis) anders an, wenn man so sagen darf: mehr auf psychologische Art. Er kirrt das falsch behandelte, edle, rassereine Wüstenroß, indem er in ihm die Erinnerung an seinen ursprünglichen Herrn weckt, der gewiß ein freier Beduine war. Der Haïk, der arabische Zuruf, die Dattel, auf flacher Hand geboten, sind die Zähmungsmittel, und das allen bisher so widerspenstige Tier ist besiegt (vgl. Im Lande des Mahdi I). Ins Kapitel „Reiten“ gehört ferner der erste Ritt Kara Ben Nemsis auf seinem Rih im „Tal der Stufen“ (Durch die Wüste), die Verfolgung des Schut an der „Verräterspalte“ (Der Schut) und die Jagd nach dem Pferdedieb, dem Ismilaner Deselim (In den Schluchten des Balkan), das Musterbeispiel eines Hindernisrennens voll Spannung und Nervenkitzel, und zwar nicht in der Bahn, sondern im freien Gelände, über Stock und Stein, Graben und Hecken, über tote und lebende Hindernisse hinweg. Welchem Anhänger des Reit- und Rennsports sollte dabei nicht das Herz warm werden! Diese Beispiele ließen sich noch

häufen. Aber es mag genug sein. Nur der letzte Ritt Kara Ben [41] Nemsis auf seinem Rih, das schmerzvolle Ende des edlen Tieres sei hier noch erwähnt (Der Schut).

Natürlich ist es in Mays Reiseerzählungen vor allem der Held (Old Shatterhand – Kara Ben Nemsis), der alle sportlichen Höchstleistungen vollbringt. Er ist der Reiter, den keiner aussticht. Er ist auch der Meister im Schießen. Jeder Kenner der Mayschen Werke weiß, wie oft der Henry-Stutzen, das Zaubergewehr, im Streit den Ausschlag gibt. Es würde zu weit führen, hier alle die Begebenheiten aufzuzählen, die bei May von einem Wettschießen oder Meisterschießen handeln. Ein Beispiel für viele wird ausreichen. Es findet sich im Band „Durchs wilde Kurdistan“. Die Anhänger der Blutrache, die Kurden, versperren Kara Ben Nemsis und den Seinen den Weg. Er will sich Achtung verschaffen und zeigt ihnen, was die Waffen eines „Emir aus Germanistan“ zu leisten vermögen, natürlich in der Hand eines Mannes, der sie auch wirklich zu führen versteht. Mit den sechs Schüssen seines Revolvers trifft er die sechs Blätter eines Zweigs, den Halef in der Hand emporhält, „auf weitesten Abstand“. Dann elf Schüsse rasch hintereinander aus dem Lauf des Stutzens und die elf Kugeln sitzen im Stamm eines entfernt stehenden Baumes, eine genau unter der andern. Wer unter den deutschen Schützenbrüdern, die das Schießen als Sport betreiben, muß dieser Leistung nicht Anerkennung zollen? Sollte man nicht meinen, diesem Kara Ben Nemsis müßte es ein leichtes sein, wohin er auch käme, Schützenkönig zu werden?

Weiter das Schwimmen! Auch in diesem Gebiet des Sports weiß Karl May Bescheid, kennt alle „Kniffe und Listen“ und führt sie dem Leser vor: Wassertreten, Paddeln, Tauchen, Rücken- und Seitenschwimmen [42] usw. Wem fiel hier nicht sofort das große Wettschwimmen auf Leben und Tod ein, das in Winnetou I geschildert wird? Old Shatterhand überlistet und überwindet durch seine Schwimmkunst den obersten Häuptling der Apatschen Intschu-tschuna, den Vater Winnetous, und rettet dadurch sich und seinen Gefährten das Leben. Den Unterweisungen dieses Meisters im Schwimmen folgt dann wieder Yuma-Tsil, der jüngere Sohn des „Starken Büffels“, und geht infolgedessen als Sieger aus einem Wettschwimmen hervor, dessen Aussichten anfangs für den Knaben durchaus nicht günstig zu sein scheinen (Satan und Ischariot II).

Auch die ritterliche Kunst des Fechtens ist Karl May geläufig. Er erzählt ganz genau, „wie es gemacht wird“, und schildert einen regelrechten Zweikampf auf schwere Säbel; der Fachmann würde sagen: „sine, sine“, ohne Binden und Bandagen, sogar unter erschwerten Umständen, da der Gegner Kara Ben Nemsis nach unsern Begriffen ganz gröblich „bolzt“. Abu Seif nämlich, der „Vater des Säbels“, dringt wild und regellos auf den andern ein, dieser aber behält doch die Oberhand und tut den Gegner nach allen Regeln der Kunst ab, indem er ihm die Waffe aus der Hand schlägt. Und das alles, obwohl „der an der halben und ganzen Schwere, also an der Parierung dünne und an der halben und ganzen Schwäche starke und schwere Säbel“ wohl dem Orientalen, nicht aber dem Europäer geläufig und handgerecht ist (Durch die Wüste).

Sogar das Speerwerfen, das in der modernen Leichtathletik eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist bei Karl May vertreten. Gleich gegen zwei Gegner auf einmal tritt Old Shatterhand an (Satan und Ischariot II). Der Probewurf, der der Entscheidung vorgeht, [43] wird sportmäßig genau beschrieben. „Ich setzte den linken Fuß vor, wog den Speer in der Rechten, gab ihm durch eine Daumenbewegung die nötige Selbstdrehung und schleuderte ihn –.“ Kein Fachmann könnte diesen Vorgang in einer Sportzeitung sachgemäßer beschreiben.

Fürs Laufen gibt Karl May mehrfach eine fachmännische Belehrung, so etwa in Winnetou II, wo nach dem Bahnüberfall durch die Roten der Häuptling Parranoh sich zur Flucht wendet und von Old Shatterhand verfolgt wird. Es heißt da: „... während ich den Odem zu sparen suchte und in vollständiger Berechnung meiner Kräfte und der möglichen Ausdauer die Anstrengung des Laufes abwechselnd von einem Bein auf das andere legte.“ Gelernt hat Old Shatterhand diese Kunst von seinem Lehrmeister in allen Westmannstugenden, von Winnetou. Karl May betont dies ausdrücklich in Winnetou III, wo er uns gleichzeitig den Apatschen als Meister im Schnell- und Dauerlauf vor Augen führt: „Er sprang in Sätzen, die denen eines gehetzten Panthers glichen, stromaufwärts. Ich wußte, daß er in dieser Weise volle zehn Minuten lang mit dem schnellsten Renner um die Wette zu laufen vermochte; er hatte mich diese Sprünge gelehrt, bei denen man, nicht laufend, sondern sich in weiten Sätzen durch die Luft werfend, den Schwerpunkt immer nur auf das eine Bein legt, das gleichsam als Spannfeder dient, und dann, wenn dieses müde wird und zu zittern beginnt, auf das andere überwechselt.“ Einen eigentlichen, sportgerechten Wettlauf

schildert Karl May allerdings nicht; denn das Laufen zwischen Hobble Frank und dem Indianer, das im „Schatz im Silbersee“ erzählt wird, ist kein sportliches [44] Ereignis, sondern ein humoristischer Auftritt, mehr vergleichbar dem bekannten Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel, von dem das deutsche Volksmärchen so ergötzlich zu sagen weiß.

Und das Boxen, das heute so viele Anhänger hat? In diesem Fach leistet der Held der Mayschen Romane ganz Bedeutendes; denn was anders ist Old Shatterhands bekannter Jagdhieb als ein guter *knock out*, der selbst den hühnenhaftesten Gegner unfehlbar zu Boden streckt?

Bleibt noch ein letztes Gebiet, das sehr wohl zum Sport in unserm Sinn zu zählen ist: die Jagd. Es ist ja selbstverständlich, daß Reiseromane, wie die Karl Mays, die in fernen Ländern, meist in unwirtlichen Gegenden, in der Wildnis spielen, von allerlei Jagdabenteuern zu berichten wissen. In Winnetou I wird kurz nacheinander die Jagd auf Büffel und auf wilde Pferde geschildert. Ein weit gefährlicheres Wild ist der graue Bär; wie der kühne Jäger ihn aufspürt und erlegt, lesen wir am ausführlichsten in Old Surehand II, wo ein ganzer Abschnitt dieser Jagd im „Bärental“ gewidmet ist. Dagegen erfahren wir aus einer Darstellung im Band „Durchs wilde Kurdistan“, wie die Kurden dem weit harmloseren Bären ihrer Heimat zu Leibe gehen, nur mit dem Speer, wenig ritterlich, mehr auf die alte Erfahrung vertrauend, daß viele Hunde des Hasen Tod sind. Die im Orient spielenden Romane Karl Mays bringen natürlich auch die Löwenjagd, so etwa „Die Sklavenkarawane“, während „Im Lande des Mahdi II“ ausführlich beschrieben wird, wie sich der Araber des „Herrn mit dem dicken Kopf“ erwehrt, wenn er gar zu dreist in die Herden einbricht, wie dabei ein Aufgebot von vielen Streitern auf [45] die Beine gebracht wird, von denen gar mancher die gefährliche Jagd mit dem Leben bezahlt, während es der Europäer im Vertrauen auf seine überlegenen Waffen wagt, dem König der Tiere ganz allein entgegenzutreten.

Schon nicht mehr unter den Begriff „Sport“ fallen die von May geschilderten Kampfformen mit dem Tomahawk (Winnetou I), dem Czakan (Der Schut) oder gar dem Messer (Winnetou I) und dem Schmiedehammer (Old Surehand II), soweit auch sie noch unter die Wettkämpfe zu rechnen sind.

Alles in allem, die Menschen von heute, die mit Leib und Seele dem Sport ergeben sind, müssen sich unbedingt für die Helden der Reiseromane Karl Mays begeistern: denn diese Männer (Old Shatterhand, Kara Ben Nemsî, Winnetou) sind echte, rechte Sportgestalten. Ihr Leben ist ja auch so gestaltet und eingerichtet, wie es von einem scharfen „Training“ verlangt wird. Winnetou trinkt nie einen Tropfen Feuerwasser, Old Shatterhand-Kara Ben Nemsî nimmt höchstens mäßig ein Glas Wein zu sich. Lieber noch ist ihm das deutsche Bier als harmloses Getränk. Er fordert es bei Mutter Thick und findet es sogar im Orient auf den Spuren des braukundigen deutschen Handwerksburschen. Im allgemeinen zieht er den Trank aus der klaren Quelle allem Rauschgift vor. So lehnt er den Wein ab, den der arme Ziegelerbeiter ihm bietet, das Hochzeitsgetränk, bestimmt für die Vermählung der Tochter, die nun aber schon lange in kühler Erde ruht oder nach des Vaters Irrglauben nicht ruht, da ihr Geist angeblich als Vampyr umherirrt (In den Schluchten des Balkan). So hütet er sich in Amadijah vor dem persischen Wein, dem Selim Agha und der Festungskommandant zum Opfer fallen (Durchs wilde [46] Kurdistan). Und immer wieder warnt Karl May vor den Tücken des Schnapses, am eindringlichsten wohl durch die Gestaltung der Schicksale des Gastwirts und Steuereintreibers von Khoi (Im Lande des Mahdi III), der beinahe am Raki zugrunde gegangen wäre. Karl Mays Helden sind Männer, die das kostbare Gut eines gesunden Körpers zu schätzen, zu pflegen und zu verwerten wissen. Karl May ist auch in dieser Beziehung „modern“. Seine Werke bleiben immer zeitgemäß, immer jung. Seine Gedanken sind immer die Gedanken von heute, seine Ziele und Ideale immer die des lebenden Geschlechts. Wahrhaftig ein Vorzug, ein Ruhm, den nur wenige unserer großen Erzähler mit ihm teilen. Vergessen wir das nicht, wenn es gilt, die Bedeutung Karl Mays im deutschen Schrifttum abzumessen und ihm den Platz anzuweisen, der ihm gebührt.

Fragen wir nun kurz nach den Gründen, warum Karl May in unserer Zeit des Sports wieder so „modern“ werden konnte! – Zufall? – Mit diesem billigen Wort läßt sich alles und nichts erklären. Oder besaß Karl May die Gabe, eine Entwicklung der Volksseele und ihrer Neigungen vorauszusehen wie kein anderer? Dann müßte man bei ihm geradezu übernatürliche Fähigkeiten voraussetzen, woran kein vernünftig Denkender, selbst der begeistertste May-Verehrer nicht glauben mag. Unsere Frage läßt sich zudem auch ganz klar und einfach beantworten. Die Sportbegeisterung unsrer Zeit ist ein durchaus natürlicher Vorgang, eine Gegenwirkung auf Jahrzehnte, in denen die körperliche Ertüchtigung zweifellos vernachlässigt wurde. Wohl wurde schon vor dem Krieg das Wort „*mens sana in corpore sano*“ häufig und mit großer [47] Gebärde

gebraucht. Aber es blieb meist bei dem Wort. Noch entsinne ich mich genau der Turnprüfungen unsres Gymnasiums. Sie wurden stets mit einer Ansprache geschlossen, in der das oben angeführte Wort gewöhnlich im Mittelpunkt stand. Und wie ein Hohn auf die graue Theorie wirkten dann auf den Nachdenkenden die schmalbrüstigen, dürrig-langgeschossenen, bebillten Gestalten nicht weniger unterturnenden Schülern, Stubenhockergestalten, Treibhauspflanzen. Frische, muskelstraffe Erscheinungen waren in der Minderzahl. Das ist heute vielfach besser geworden. Der Sport stählt die Körper der Jugendlichen. Die Bewegung kam vom Westen, von den angelsächsischen Völkern zu uns. Schon ist sie bei uns bodenständig geworden, rascher bodenständig als einst die Gedanken des Turnvaters Jahn. Rousseaus „Zurück zur Natur!“ wird in die Tat umgesetzt. Und hier liegen die tiefsten Gründe und Ursachen der überraschenden Erscheinung, daß Karl Mays Reiseromane mit ihren Helden wieder ganz dem Sinn und den Neigungen der Jugend von heute entsprechen.

Aus allen Schriften Mays weht den Leser ein starker, gesunder Hauch von Natürlichkeit an, erinnernd an den Erdduft der frisch aufgebrochenen Scholle. Man vergleiche mit seinen Werken gar viele neuzeitliche Erzeugnisse, die sich nicht genug tun können, krankhaft veranlagte, übernervöse, leidende, ja verbrecherische und unnormale Menschen zu gestalten; dann wird man ohne weiteres zugestehen, daß dem Volksschriftsteller Karl May – vielleicht unbewußt – ein „Zurück zur Natur!“ vorschwebte, wenn er im Geist seine Helden und ihre Schicksale formte. Diese Männer gehen fast mit der Sonne zur Ruhe und stehen mit der Sonne [48] auf. Es duldet sie kaum in den großen Städten mit ihren steinernen Käfigen. Der Sternenhimmel, das Laubdach des Waldes über ihren Häuptern ist ihnen das liebste Zelt; nur in eine Decke gehüllt schlafen sie, von den Strapazen des Tages ermüdet, fest und erquickend. Sie sind gewöhnt, Mühsale und Entbehrungen zu ertragen. Selbst eine Verwundung berechtigt sie nicht dazu, sich vor sich selbst schwach zu zeigen. Köstliche Erfrischung ist ihnen ein Bad im Fluß oder im Waldsee. Keine Gelegenheit dazu wird ungenützt vorbeigelassen. Kommen sie aber mit der Zivilisation in Berührung, so halten sie Maß in jedem Genuß, auch hier darauf bedacht, das kostbarste Gut, die Gesundheit, zu erhalten. Und doch gehören sie nicht zu den geistig Armen. Winnetou, der Schüler des Klekih-petra, steht geistig hoch über allen andern Vertretern seiner Rasse. Schon in der Zeit der ersten Bekanntschaft im Pueblo am Rio Pecos sieht Old Shatterhand in seinen Händen ein Buch, Longfellows „Hiawatha“. Old Shatterhand selbst aber ist nicht nur Jäger und Westmann, sondern ebenso sehr Gelehrter, Sprachforscher, Geologe, Ethnologe, sogar ein wenig Mediziner u. a. m. Er verkörpert ebenso wie Kara Ben Nemsi das Ideal der alten Forderung: „*mens sana in corpore sano*.“

Dies praktisch angewandte „Zurück zur Natur!“, das dem Zug unsrer Zeit entspricht, ist die Ursache aus der folgerichtig eine neue Begeisterung des neuen Geschlechts für Karl May erwachsen muß. Die Zukunft wird lehren, ob mit dieser Folgerung die Entwicklung der Dinge wirklich vorhergesagt oder nur vorausgesehen wurde.

[(49)]

Nochmals der Henrystutzen
(Die exzentrische Kugel¹⁴)
I.
Von Ingenieur Gustav Urban

©

¹⁴ Um diese in vielen Leserbriefen erörterte Frage nach beiden Richtungen zu beleuchten, erteilen wir zunächst unserm Mitarbeiter Urban das Wort. Im Anschluß daran folgt das ergänzende Urteil des Schußwaffensachverständigen Prof. Dr. Wandolleck.
Die Herausgeber.

Wir sehen hier einen Freund Karl Mays in denselben Fehler geraten wie früher seine ergrimmtesten Feinde. Beide vergessen, daß Karl May ein Dichter war. Man sollte m. E. in einer Dichtung nicht irgendwelchen Dingen nachforschen, die wir als „poetische Lizenz“ bezeichnen. Karl May hat alles das, was er schrieb, wirklich und ohne Zweifel erlebt, aber – in seinem Innern, und damit müssen wir stets rechnen. Eine Zergliederung und unter die Lupe nehmen hat weder Sinn für den Verfasser noch für den Leser. Während aber die Feinde Karl Mays sich meist streng, allzustreng, an seine Worte hielten, springt der Freund und begeisterte Verehrer ziemlich willkürlich mit den Aussagen des Dichters um. May schreibt, daß er in der Rolle des Old Shatterhand die Bekanntschaft des berühmten Büchsenmachers Tyler Henry gemacht und ihn dabei betroffen hätte, wie er im Begriff war, endlich einen langgehegten Plan auszuführen, nämlich eine Büchse mit 25 Schüssen zu konstruieren. Der [56] Unterrichtetete sieht sofort, daß es sich um einen Revolver handelt. Der Revolver ist gewissermaßen die nationale Waffe des Amerikaners. Drüben im Westen hat diese in Deutschland erfundene Waffe eine große Rolle gespielt, und es ist nicht verwunderlich, daß sie, wenn auch nicht unter dem Namen Revolver, bei Karl May vorkommt.

Der Henry Karl Mays holt in Gegenwart Old Shatterhands ein polygonales Eisenstück hervor, dessen sämtliche Flächen von je einem Loch durchbohrt sind. Es wird die Trommel des zukünftigen Revolvers, und diese Trommel soll eine Kugel werden, und zwar eine exzentrische Kugel. Jetzt setzt Urban ein: er erkennt an, daß Karl May mit Henry nicht zusammengekommen sein kann. Er spricht nicht davon, daß ein Revolver erfunden werden soll. Aber er streicht auch an der Kugel das exzentrische. Was bleibt dann endlich von dieser ganzen Sache übrig? Er gibt sich die größte Mühe, mit allen Feinheiten der fortgeschrittenen Technik einen Revolver zu ersinnen, dessen Magazin eine Kugel ist. May spricht aber von einer *exzentrischen* Kugel. Urban sagt, eine exzentrische Kugel sei „in der geometrisch richtigen Form für den Henrystutzen unbrauchbar“. Daher behaupte ich, um mit seinen eignen Worten zu sprechen, daß „den Lesern des Urbanschen Artikels nicht entgangen sein wird, daß der Henrystutzen Urbans mit dem Henrystutzen der Reiseerzählungen nicht genau übereinstimmt“. Entweder mein Vorredner konstruiert den Henrystutzen mit der exzentrischen Kugel, oder seine Konstruktion hat für die Mayschen Erzählungen einen geringeren Wert als das im Nachlaß Mays aufgefundene Henry-Winchester-Gewehr.

[57] Trotzdem wollen wir uns in Kürze mit der oben geschilderten Konstruktion befassen. Das Magazin des Urbanschen Gewehrs ist eine Kugel. Ihre Achse geht durch die Seelenachse des Laufs. Sie wölbt sich also nach allen Richtungen um die Hälfte ihres Durchmessers, also um den gleichen Betrag ihres Radius aus der Seelenachse heraus. Nehmen wir die Patrone, die das Henry-Winchester-Gewehr schoß, die kurze Randfeuerpatrone von 35 mm Länge und 11 mm Dicke, so müßte diese Kugel einen Durchmesser von 81 mm haben, würde sich also um 4 cm über die Seelenachse erheben. Ingenieur Urban spricht zuletzt von einer 7.5 mm Patrone und meint offenbar damit das moderne randlose Geschoß des amerikanischen Heeresgewehrs Kaliber 7,65 mm. Diese Patrone hat eine Länge von 86 mm und eine Dicke von 12 mm. Die dieses Geschoß aufnehmende Kugel würde dann einen Durchmesser von 184 mm haben, sich also 92 mm über die Seelenachse erheben. Herr Urban wollte doch eine Schußwaffe erdenken und kein verwickeltes mechanisches Spielzeug; eine Forderung, die allerdings auch von den Waffenkonstrukteuren der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und nicht nur von den reinen Laien auf diesem Gebiet häufig außer acht gelassen wurde. Mit einem solchen Werkzeug soll man schießen und treffen und den Gegner sogar außer Gefecht setzen?! Der Erfinder muß dafür sorgen, daß sein Erzeugnis dieser Forderung in erster Linie entspricht. Zum Treffen gehört eine Zielvorrichtung, die aus Kimme und Korn besteht. Um die Waffe handlich zu machen, muß beides so niedrig wie irgend möglich gehalten sein. Allein schon bei der Henrypatrone müßte das niedrigste Absehen mindestens 4 cm oberhalb der Seelenachse [58] liegen, das Korn aber dann schon fast die Länge eines kleinen Fingers haben. Bei der neuzeitlichen Patrone würden diese Maße ins Grotteske wachsen.

Das ist schon im allgemeinen ein Grund, eine Kugel als Revolvermagazin nicht zu benutzen. Der zweite Grund, der gegen die Verwendung dieser Form spricht, ist der, daß man sie als Behälter nur zur Hälfte

ausnutzen kann. Eigentlich ist das Magazin Urbans keine Kugel, sondern eine Halbkugel, die eine zweite nicht nur überflüssige, sondern sogar schädliche und die Konstruktion ungeheuer erschwerende Hälfte mit sich schleppt. Beim einfachen Revolver ist nur der eine Fehler der Gasentweichung zwischen Trommel und Lauf, den man aber auch durch neue Einrichtungen vermieden hat. Bei dem vorliegenden Entwurf haben wir zwei solcher Fehler. Urban sucht sie nun durch die Mittel der neuzeitlichen Technik auszugleichen, die im Revolver jene Fuge zu vermeiden bestrebt war.

Der Schuß ist eine gewaltige Explosion, die nicht nur das Geschloß vorwärts und die Waffe rückwärts treibt, sondern diese auch in all ihren Teilen auf das heftigste und plötzlichste erschüttert. Daher müssen bei einer Waffe alle Teile so stark und einfach wie möglich gehalten sein.

Wenn ich vorhin sagte, daß das erste Erfordernis einer Schußwaffe ist, die Möglichkeit, mit ihr zu schießen, zu treffen und den Gegner außer Gefecht zu setzen, so ist das zweite Erfordernis die denkbar möglichste Einfachheit. Diese Einfachheit haben wir z. B. beim neuen Mausergewehr, das das deutsche Heer führt. Wo bleibt sie aber bei den Konstruktionen Urbans? Eine große Menge von Federn und Federchen sind nötig, um allein die Patronen zu halten und [59] jene Fehler, die der Kugel unbedingt anhängen, auszugleichen. Eine Explosion, die ein Geschloß aus einer Waffe bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 800 m in der Sekunde vorwärts treibt, drückt nach allen Seiten auf das sie umschließende Medium. Kein Stahlblech der Patronenhülse würde widerstehen. Das hat auch Urban eingesehen, und er führt nun noch eine verzwickte Sache ein: eine in jeder Patronenbohrung sich befindende stählerne Kammer, die die Patrone aufnehmen soll und die sogar noch Züge enthält, um die Abdichtung innerhalb der Kugel möglich zu machen. Dadurch werden die Kammern mindestens noch einmal so weit, denn der Explosion kann nur eine Kammer in der Dicke des hinteren Gewehrlaufs wirksam Widerstand leisten. Auf diese Weise wird die Kugel in ihrem Durchmesser mindestens 3 cm größer. Die Abdichtung soll dadurch erzielt werden, daß das Geschloß die die eigentliche Patronenhülse umschließende Stahlhülse mitnimmt und an den vorderen inneren Rand der Kugel anpreßt. Diese Dichtung ist keineswegs wirksam genug, um die hochgespannten, glühendheißen Pulvergase abzusperren. Schon nach dem ersten Schuß käme die Sache in Unordnung, und die starke Erschütterung, die der ganzen Waffe durch die Explosion mitgeteilt wird, würde schnellstens die vielen kleinen Federchen zerstören.

Ich sagte oben, daß durch das Einführen einer stählernen Kammer für jedes Geschloß der Durchmesser der Kugel erhöht wird. Er wird noch größer dadurch, daß die Kammer des Zylinderverschlusses Platz braucht. Eine wirksame Verriegelung ist bei einer neuzeitlichen Patrone nur dicht hinter dem Patronenboden möglich. Hier müssen innerhalb jeder Kugelbohrung die Nuten [60] für die Riegelwarzen eingefräst werden, wodurch unbedingt mehr Raum zwischen den einzelnen Patronenbohrungen erfordert und dadurch der Durchmesser wiederum erhöht wird.

Ingenieur Urban täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß die die Kugel umhüllende Hülse genügt, falls man sie aus Stahlblech herstellt. Das müßte viel massiver sein, was die Waffe wiederum schwerer und unhandlicher machen würde.

Durch diese Ausführungen will ich nur sagen, daß es niemand einfallen würde, einen Revolver zu konstruieren, dessen Magazin aus einer Kugel besteht. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wäre kein Büchsenmacher auf den Gedanken gekommen, einen Revolver zu erbauen, dessen Magazin eine Kugel ist. Damals war die Konstruktion des Revolvers schon so weit fortgeschritten, daß z. B. [Thomas Wright Gardener] Treeby im Jahr 1855 einen Revolver patentieren ließ für 24 Schüsse, dessen Patronen in einer nach unten hängenden Kapsel auf einem unendlichen Band angebracht waren.

Wenn ich wirklich, was mir eigentlich gegen die Natur geht, an den Worten des Dichters Karl May derartig das anatomische Werkzeug anlegen will, so würde ich sagen: May hat mit seiner exzentrischen Kugel wahrscheinlich etwas ganz anderes gemeint. Ihm ist vielleicht von irgendeiner Seite die Mitteilung geworden von den damals sich überstürzenden Erfindungen der Geschloßformen. Möglicherweise schwebte ihm nur das ogivale (= spitzbogenförmige) Geschloß vor, das man ja auch heutzutage, obgleich es mit einer Kugel nicht das geringste zu tun hat, im Gesprächston als Kugel bezeichnet.

Meine ‚Begegnung‘ mit Karl May

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Ich setze die Begegnung in Gänsefüßchen, denn – bin ich ihm begegnet? Die Leser mögen richten.

Es war im Herbst 1906, ich denke im November. Etwa sechs Wochen vorher war die erste Auflage meiner zweibändigen ‚Geschichte der Deutschen Literatur‘ in Wien und Leipzig erschienen. Zur Erholung von der jahrelangen erschöpfenden Arbeit war ich sogleich nach dem Erscheinen auf die Wanderschaft gegangen, durch Süddeutschland und die Schweiz nach Italien, bis nach Neapel. Ich wollte von dem Buche nichts sehen, denn der krankhaft eigenmächtige Verleger Georg Freytag hatte es mir noch im letzten Augenblick durch die Wahl eines mir nie vorgelegten wahnsinnigen Einbandes so verschandelt, daß ich eines Mißerfolges sicher war: auf dem Deckel einer Deutschen Literaturgeschichte prangte das Meisterwerk eines durch keinen Schimmer von Einsicht in seine Aufgabe gehemmten Wiener Künstlers: ein assyrisches Flügelpferd mit zündholzdünnen Beinen. Offenbar war der Zeichner angeregt worden durch die Bilder assyrischer Cherubime, die ja für eine Geschichte Deutscher Dichtung ausnehmend sinnbildlich waren.

Auch hören wollte ich zunächst nichts über mein Buch. Es war in Deutscher Sprache geschrieben, mußte also den Zorn aller Derer entflammen, die das Deutsche für eine arm Sprak, eine plump Sprak halten, und da mein Buch auch sonst gegen den Strom **[62]** schwamm, z.B. Gerhart Hauptmann für keinen großen Dichter, wohl gar für einen sehr kleinen, wenn überhaupt für einen, erklärte, so sah ich das Schicksal meines Lebenswerkes für besiegelt an.

Unterwegs, ich glaube in Neapel, las ich zufällig in einem Kaffehaus die Besprechung meines Buches von Professor Franz Muncker in der Frankfurter Zeitung. Es war eine Besprechung von der Art, die ich Klapphornkritik nenne („Er konnt‘ es zwar nicht blasen, doch blus er’s einigermaßen“), also etwa so: Engels Literaturgeschichte ist natürlich – er ist ja nicht staatlich besoldeter Universitätsgermanist – nicht viel wert, aber eigentlich ist sie doch vortrefflich. Ich überflog den sehr langen Aufsatz, ein ganzes großes Fölljetong, gelangweilt wie immer durch die Klapphornform des Urteils, und als ich gegen den Schluß über meine schlechte Sprache las, daß ich z. B. ‚ein so scheußliches Wort wie Deutschkunde zu bilden mich erdreistet hätte‘, da warf ich das Zeitungsblatt gradezu angeekelt weg. Deutschkunde, ein selbstverständliches, wahrscheinlich gar nicht von mir zuerst gebrauchtes Wort, war diesem Deutschen Professor scheußlich, Germanistik wie so wonnefein und traut.

Tiefverärgert durch diesen schlagenden Beweis der Unheilbarkeit des sprachlichen Undeutschtums selbst in den zum Deutschtum vor allen andern berufenen Kreisen kehrte ich nach Berlin zurück. Immer wieder in meinem Buch, an 20, an 30, an 50 Stellen hatte ich auf den Krebschaden an Leib und Seele des Deutschen Schriftentums und der Deutschen Gesamtbildung hingewiesen, und das war der Widerhall aus einem berufenen Munde gewesen. Von meinem Verleger lagen zwei dicke Postpakete mit den inzwischen **[63]** eingelaufenen Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften vor; mir graute vor dem Lesen, und mehre Tage blieben die Pakete uneröffnet. Deutschkunde ist scheußlich, Deutsch überhaupt ist scheußlich: so klang es in mir mißtönend und lähmend.

In dieser Stimmung bekam ich an einem trüben Novembertag zwei Briefe: einen von meinem Verleger, worin er mir kurz mitteilte, ohne ein Wort der Freude – ich hatte ihm vor der Abreise das Nötige über sein assyrisches Roß gesagt –, daß die Freistücke der zweiten Auflage an mich unterwegs seien; und ein dicker Briefumschlag von feinstem Papier, auf dessen Rückseite ‚Absender Karl May‘. Daß mein Verleger sich so lieblos und stumpf gegen den Verfasser eines Werkes mit einem solchen Erfolge verhielt, war trotz meinem Ruffel wegen seiner geschmacklosen Eigenmächtigkeit ein Verstoß gegen alle gute Sitte und mußte mich tief verstimmen. Gekränkte Eitelkeit? Keine Spur, denn der über alles Erwarten, das des Verfassers und des Verlegers, große Erfolg genügte ja einer noch so hochgespannten Selbstbewunderung: war doch die erste Auflage in 10 000 Stück gedruckt worden.

Noch immer spreche ich nicht vom Inhalt des Karl May’schen Briefes, sondern schiebe eine abermalige Verzögerung – auf Gebildet: Retardation – ein. Der Leser muß, um meine ‚Begegnung‘ mit Karl May richtig zu würdigen, wissen, daß ich an einem für das Fortkommen in der geistigen Welt, also unter den ‚Intellektuellen‘, verhängnisvollen körperlichen Gebrechen leide: mit fehlt ein unentbehrlicher Knorpel, der Knorpel für Auszeichnung, wie ich ihn zusammenfassend nenne. Ich bin ein sachlicher, nicht ein

persönlicher [64] Mensch. Ich habe starke Freuden an wohlgelungenen Sachen, auch denen von mir; an sachlichen Zielen, fachlichen Wirkungen; alles Persönliche kommt weit, weit dahinter. Lobhudeleien, denen kein öffentlich strebender Mensch entgeht, sind mir ein Greuel. Ich rühme mich dieser Seelenverfassung nicht etwa, denn sie ist mir angeboren; aber ich freue mich herzlich, daß ich so mangelhaft gebaut bin. Ich glaube nicht an Lobpreisungen, ziehe von jeder mir widerfahrenden 50 bis 95 vom Hundert ab und wiederhole mir immer wieder einen Satz, den ich vor einem halben Jahrhundert von Oskar Blumenthal gehört habe: ‚Was zu gut riecht, das stinkt.‘ Es sagte, so laute ein russisches Sprichwort.

Und da kam Karl Mays dicker Brief, und da öffnete ich ihn, und da las ich: ‚Hochzuverehrender Herr‘, oder gar ‚hochzuverehrender Meister‘, was ich schon besonders liebe, und dann kam ein Schwall aus Lobgesang und Weihrauch über mein ‚unvergleichliches Werk‘, und ganze Absätze überspringend las ich von Mays ‚gleichgerichtetem Streben zum Idealen‘, von der Macht des ‚Guten, Schönen, Wahren‘ – wahrhaftig ich weiß nicht mehr, was weiter, was auf der zweiten Seite des vier enggeschriebene Geviertseiten langen Briefes gestanden, – in einem Anfall von heißem Unmut nahm ich den großen Bogen prächtigen Papiers, mit seiner offenbar liebevollen Schönschrift, zerriß ihn in der Höhe, in der Breite, noch einmal und zweimal, und warf die Fetzen in den Papierkorb.

Ja, so tat ich vor zwanzig Jahren und schreibe es heute mit bewegtem Herzen nieder. Warum ich so gehandelt? Es ist schwer, sich nach zwei Jahrzehnten seiner Beweggründe genau zu erinnern, Selbsttäuschungen [65] laufen allzu leicht unter. Ich glaube jedoch, ich treffe das Richtige, wenn ich vornehmlich zwei Regungen für bestimmend halte: meinen Widerwillen gegen schwärmende, unsachliche Belobigung und meine durch keinerlei Kenntnis, sondern nur durch Hörensagen hervorgerufene Ablehnung des Schriftstellers Karl May.

Ich hatte damals noch nie ein Buch von ihm gesehen, geschweige gelesen; ja ich hatte, ganz von meiner Arbeit hingenommen, nur sehr selten seinen Namen gehört. Die jungen Söhne eines meiner ältesten Freunde, damals wohl Tertianer und Quintaner, antworteten mir auf meine Frage nach ihrem häuslichen Lesen: Karl May! und schilderten mir die Begeisterung ihrer Mitschüler für Karl May. Meine jungen Freunde, Erich und Werner, schwärmten auch für ihn, aber Erich, der ältere, mit einer Beimischung von beschämtem Widerspruch: Sein Vater, ein bedeutender Schulmann, hatte Karl May für Unsinn erklärt, aber die Jungen gewähren lassen; jedenfalls hatte er keinen Schaden an ihren Seelen aus dem Lesen Karl Mays befürchtet. Erich und Werner blieben meine Gewährsmänner für den literarischen Wert Karl Mays; ihre halb begeisterten, halb verulkenden Urteile waren meine Quelle. Für meine Deutsche Literaturgeschichte war ich ausnahmslos dem Grundsatz gefolgt, über kein Werk irgendwelcher Zeit ein Wort zu sagen, ohne das Buch in der Hand, und nicht bloß in der Hand, gehabt zu haben. Zwar geurteilt hatte ich, selbstverständlich, in meiner Literaturgeschichte nicht über Karl May; ohne eigne Prüfung, auf Grund von Erichs und Werners ernstesten oder lachenden Urteilen, stand bei mir fest: über eine [66] Erscheinung wie Karl May spricht man nicht in einer Geschichte Deutschen Schriftentums. Wie groß schon damals die Verbreitung seiner Bücher war, wußte ich nicht, versuchte ich auch nicht festzustellen.

Von den Angriffen gegen Karl May habe ich mich nicht bestimmen lassen, weder damals noch später. Im Gegenteil: sein Hauptangreifer Ferdinand Avenarius – nicht der Dichter, dessen Buch ‚Lebe!‘ mir einen starken Eindruck gemacht – war mir mit der Zeit dadurch auf die Nerven gegangen, daß er sich, nach guten Anläufen in seinem ‚Kunstwart‘, immer mehr zu einem der mir tief zuwideren *Praeceptores Germaniae* aufwarf. Je schärfer ich seine Aufsätze nach Inhalt und Form prüfte, desto deutlicher wurde mir: hier werden auf künstlerischem Gebiet unter großem Getöse offene Türen eingestoßen, glatte Selbstverständlichkeiten durch tief sinnig tuende Satzschönköpfe und überreiches Aufputzen mit Fremdbrocken – ‚zertitudinal‘ war eine der Schöpfungen dieses Vorkämpfers der ‚Ausdruckskultur‘ – als Kunststoffbarungen verkündet. Sehr ähnlich dem Gebaren des Rembrandtdeutschen Langbehn, der gleichfalls lauter abgedroschene Wahrheiten wie unerhörte Entdeckungen vortrug. Auf sittlichem Gebiet wirkten Avenarius‘ anklagende und richtende Brusttöne überheblich, auf Kenner des Menschen Avenarius pharisäisch. Das erhebene Wort ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet‘, einmal nur ihm entgegengeschleudert, hätte ihm den eifernden Mund gar bald verschlossen.

Ich habe Karl Mays Brief kaum zu einem Viertel gelesen, habe ihm keine Bestätigung, keine Erwiderung gesandt. Brauche ich zu sagen, wie schmerzlich ich mein damaliges Tun und Unterlassen bereue, beklage? [67] Nie wieder habe ich ähnlich lieblos gehandelt. Ich werde nie erfahren, was Karl May, außer den

verhimmelnden Redensarten über unsern gemeinschaftlichen ‚Idealismus‘, mir gesagt, um was er mich vielleicht in seinem langen Brief gebeten, was er von mir, dem ihm völlig Fremden, erhofft hat. Welche eine Mahnung für jeden, der zu wirken vermag, den Menschenbruder nicht zu mißachten, dem die Hand Ausstreckenden die Hand, lieber beide Hände zu reichen. Karl May war kein eitler Anfänger, er brauchte mich nicht als Helfer zu äußeren Erfolgen, der Gelesener von uns beiden war er. Vielleicht hat er mich gefragt, ob ich gleich seinen Feinden und Verleumdern ihn für einen Jugendverderber hielte? Dann wäre ich gezwungen gewesen, ihn zu lesen und ein Urteil abzugeben. Ich hätte ihm gewiß bezeugt, daß in seinen harmlosen Abenteuergeschichten nichts enthalten sei, was irgendwen zu sittlichem Schaden werden könne.

Oder Karl May hat vielleicht meinen Beistand angerufen in seinem Kampfe gegen die ihn hetzenden Peiniger, deren keinem er je etwas zuleide getan. Einem solchen Hilferuf hätte ich mich zweifellos nicht versagt. Ich hätte ihm geraten, mit rückhaltloser Offenheit vor die Welt zu treten und zu bekennen: Ja ich habe gesündigt; ja ich habe als unreifer Mensch schwere Verfehlungen begangen; ich schäme mich ihrer, aber ich habe schwer dafür gebüßt und leide in meinem Herzen noch immer um meine befleckte Jugend. Jetzt aber ist mein Leben rein; seit einem Menschenalter habe ich nichts getan, was mir zur Unehre, einem Nebenmenschen zum Schaden gereicht. Wenn Menschen mich vor allem Volk anklagen wollen ob meiner **[68]** Sünden in einem längst abgetanen Leben, so darf ich zu ihnen sprechen: ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich!‘ Tritt vor, Ferdinand Avenarius, hebe deinen Stein, du Sündenloser, wird ihn und töte mich! –

Jener Brief Karl Mays war so schön und sorgfältig zu Papier gebracht, daß er wie die fast künstlerische Reinschrift einer Vorlage aussah. Ob seine Witwe nicht noch den Entwurf bewahrt? Ich gäbe viel drum, könnte ich ihn jetzt lesen. Aber der Selbstvorwurf, gegen einen Bruder in Seelennot unbrüderlich gehandelt oder unterlassen zu haben, würde dann noch schwerer auf mir lasten. Unwiderbringlich, unwiderruflich! ‚Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein gegen die der Reue; denn jene steht vor der stets offenen unabsehbaren Zukunft, diese vor der unwiderruflich abgeschlossenen Vergangenheit‘ – sagt Schopenhauer, aber er tröstet mich nicht.

* * *

Hierzu hat Frau May folgendes an den Verfasser geschrieben:

Ihre Arbeit löst Weh in mir aus. O, ich erinnere mich nur noch allzugut jener Zeit. Leidenstage. Ja, Leidensjahre. Ohne Erbarmen Alle, Alle. Auch Sie! Es ist mir unmöglich, Ihnen ein Bild all jenes Jammers zu geben, der damals auf uns lastete. Nur ein ganz klein bißchen will ich darauf eingehen und anknüpfen an das, was Sie sagen.

Ein ‚Entwurf‘ lag nicht vor für den an Sie gerichteten Brief. Mein Mann war unfähig zu Entwürfen; es kamen, versuchte er es ja einmal, immer neue Fassungen heraus, die mit ihren Vorgängern nichts zu tun hatten. Vielleicht sehen Sie sich einmal seine Niederschriften für seine Romane an. Die wirken alle wie Reinschriften. Er pflegte satzweis zu **[69]** schreiben; war ein Gedanke zu Ende geführt, so wartete er, bis der nächste sich ihm enthüllte, und wie im Traum glitt die Feder übers Papier. Also, mit einem ‚Entwurf‘ ists nichts.

Was mir aber noch dunkel in Erinnerung ist aus jener Zeit, da Ihr Werk in seine Hände kam, ist, daß er so, wie er Ihnen damals schrieb, auch von Ihnen zu mir sprach. Es war seine Art. Überall witterte er ganz besonders gütige, große Menschen, so eine Art Halbgötter, die ihm, dem armen, verlästerten Schulmeister, doch einmal die Hand reichen würden. Wie glücklich hätte ihn ein gutes Wort gemacht, von berufener Seite.

Wie hat mich in dem Abschnitt Ihres Goethe-Werkes über Frau von Stein dieser Überschwang Goethes an May erinnert. Wie oft habe ich versucht, meinem Mann dieses ‚Über‘ herunterzuschrauben. Es wurzelte in ihm. Er war ein überzeugter Anhänger des Guten. Nach seiner Meinung mußte er endlich doch zum Siege kommen, keine Enttäuschung brachte ihn davon ab. So starb er; noch sterbend im Siegesglauben. –

Und, hatte er nicht Recht? Darf doch heute seine Witwe sagen:

Lieber Herr Professor, in Karl Mays Namen dankt Ihnen innig

Ihre

Klara May.

[(70)]

Bausteine

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

©

Meine Beichte

(28. Mai 1908)

Von Karl May

Ich bin der Sohn blutarmer Webersleute. Man hielt mich für begabt. Man wünschte, ich solle studieren. Aber für Gymnasium und Universität gab es keine Spur von Mittel. Da hungerten und kümmerten meine Eltern und Geschwister jahrelang, um mir durch den Seminarbesuch zu ermöglichen, Lehrer zu werden. Ich ward es, war aber dann so arm, daß ich nicht einmal die allerbilligste Taschenuhr besaß, die Zeit des Unterrichts zu regeln. Ich lehrte an einer Fabrikschule und wohnte mit dem Buchhalter in einem Zimmer und einer Schlafstube zusammen. Er hatte beides vorher allein gehabt und zürnte mir darüber, daß er nun nicht mehr der alleinige Herr seiner Räume und Besuche war. Er war sehr wohlhabend. Er besaß zwei Uhren. Eine neue, gute, und eine alte, sehr billige, die er nicht mehr brauchte. Sie hing unbenutzt an der Wand. Ich bat ihn, mir für die Zeit des Schulunterrichts doch diese alte zu borgen, bis ich mir eine kaufen könne. Er tat es. Ich steckte sie täglich ein, wenn ich zur Schule ging. Ich steckte sie auch einmal ein, als ich zu Weihnachten meine Eltern und Geschwister besuchte, die sich unendlich freuten, nun ausgehungert und ausgekümmert zu haben und in mir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erblicken zu dürfen. Es waren meine ersten Ferien als Lehrer, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wahre Weihnachtsferien. Es war mir, [78] als ob ich mich diesen armen, hoffnungsfreudigen Anverwandten als Christgeschenk zu beschern habe. Sie sollten ihre Ehre und Freude an mir erleben und nur Gutes von mir erfahren. Kaum war ich bei ihnen angekommen, so wurde ich von einem mir nachgeschickten Gendarm verhaftet und, weil ich mich in meinem maßlosen Entsetzen wie ein wirklicher Dieb benahm, wegen Diebstahls mit sechs Wochen Gefängnis bestraft.

Dieses Entsetzen hat mich nicht wieder verlassen; es gab mich nicht wieder frei. Es krallte sich in mir fest und fraß mich innerlich mitten auseinander. Der Gedanke an die mir widerfahrene Schande und an das Herzeleid meiner armen Eltern und Geschwister bohrte sich so tief und so vernichtend in meine Seele ein, daß sie schwer und gefährlich erkrankte. Es entwickelte sich eine jähe, seelische (nicht etwa geistige) Niedergeschlagenheit, in deren Tiefe wahnsinnige Erwägungen entstanden. Ich begann nicht mich, sondern andre zu beschuldigen, den hinterlistigen, grausamen Eigentümer der Uhr, den Staatsanwalt, den Untersuchungsrichter und alle andern Personen, die in dieser Sache gegen mich zu tun gehabt hatten. Ich sann auf Rache, und zwar auf eine fürchterliche Rache, auf etwas noch niemals Dagewesenes. Diese Rache sollte darin bestehen, daß ich, der durch die Bestrafung unter die Verbrecher Geworfene, nun wirklich auch Verbrechen beging. Nach meiner Ansicht hatte man mich dann auf dem Gewissen, und am jüngsten Tag war Gott sonach gezwungen, die ganze verruchte Schwefelbande, die mich und die Meinen so elend gemacht hatte, in die Hölle zu schleudern. Der Laie wird diese Gedanken wohl kaum für möglich halten, ich aber weiß, daß es nicht nur möglich, sondern wirklich ist, denn ich habe es erlebt!

[79] In der ersten Zeit sah ich noch ein, daß solche Grübeleien Irrsinn seien. Ich kämpfte gegen sie, in heißer Angst, viele Monate lang, ohne jemand etwas davon zu sagen, doch vergeblich! Vater und Mutter merkten es dennoch. Sie baten mich unter Tränen, mich zu fassen; aber ich hatte nicht die Macht zu widerstehen. Unser Pfarrer hatte mich während der Schuljahre mit Hunderten von „Traktätlein“ gefüttert und überspannt, und auf dem Seminar wurde ich für die damalige, selbstgerechte, starre, salbungsvolle und muckerische Schulmeisterreligiosität dressiert, die meiner Wahnidee das beste Nährfeld bot. Das Phantom setzte sich fester; es wuchs; es gewann an Macht. Es raunte mir immerwährend zu: „Ewige Verdammnis für die Schurken, die dich angeklagt, verurteilt und zum Verbrecher gemacht haben! So sei also einer! Und je zahlreicher und größer nun Deine Verbrechen sind, um so größer ist dann auch die ewige Strafe für sie!“ Das waren die Gedanken, gegen die ich mich in Hunderten von Tagen und Nächten vergeblich wehrte. Ich war noch nicht gefestigt gegen einen solchen Schicksalsschlag; ich war noch zu jung, zu unerfahren, zu schwach, erst 19 Jahre alt! Dazu der Sohn nicht nur der leiblichen, sondern auch der geistigen und seelischen Armut! Der Irrsinn siegte!

Erst nach Jahren kam ich wieder in den Besitz meiner Seele, nicht plötzlich, sondern nach und nach. Sie kehrte auf demselben Weg zurück, auf dem ich sie verloren hatte, auf dem Weg der Religion. Ich, der

Lutheraner, wurde in den letzten Jahren meiner Haftzeit Organist für den katholischen Gottesdienst in der Anstaltskirche. Bei den Klängen der Orgel fand ich mich wieder zu mir zurück. Und die edle, rührende Humanität und **[80]** psychologische Einsicht des katholischen Anstaltskatecheten hielt meine zurückgekehrte Seele fest, aus reiner Menschlichkeit, ohne den geringsten Versuch, sie für den Papismus zu gewinnen. Darum klingt aus den Büchern, die ich nun schreibe, noch heutigen Tages zuweilen ein Orgelton heraus, den man für katholisch hält, obgleich er nur dem natürlichen Register der *vox humana* entstammt. Als ich entlassen wurde, war ich geheilt, vollständig geheilt! Nur durch den Orgelklang und durch die psychologische Einsicht dieses einen, einzigen Menschen!

Seit jener schweren, dunklen Leidenszeit halte ich „die Seele“ fest. Mit ihr beschäftige ich mich am liebsten. Ich studiere sie an mir selbst und an jedem andern Menschen, der mir nahe kommt, mag er sein, wer er will. Ich schreibe Bücher über sie, damit man sie endlich einmal kennen lerne. Ich habe mir die schwere Aufgabe gestellt, der Monograph der „Menschheitsseele“ zu werden. Deshalb durchwandere und beschreibe ich alle ihre Gebiete in Form von sinnbildlichen „Reiseerzählungen“, von denen eine jede irgendeinen bedeutsamen Abschnitt aus dem Reich der „Menschheitsseele“ behandelt. Daß es da Leute gibt, die mich nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, dagegen vermag ich mich nicht zu wehren.

Diejenigen, die mich nicht begreifen wollen, weil ich gegen ihre Vorurteile schreibe, werfen mir vor, daß ich mein „Ich“ vergöttere. Sie nennen mich einen Aufschneider und wohl gar noch anders und schlimmer. Du lieber Gott! Kein Mensch hat so wenig Grund und Lust aufzuschneiden, wie gerade ich! Das „Ich“, in dem ich schreibe, das bin doch nicht ich selbst, sondern das ist die Menschheitsfrage, die ich zu verkörpern **[81]** suche, um sie beantworten zu können. In meinen Büchern mache ich mich wesenseins mit der Menschheit, der es genau ebenso ergeht, wie es damals mir ergangen ist: sie hat ihre Seele verloren; infolgedessen ergeht sich ihr Geist in Irrtümern, die nicht eher behoben werden können, bis ihre Seele sich wieder zurückgefunden hat. Vom Geist spricht jedermann; er gilt heutigen Tages alles, besonders auch in der Literatur. Aber selbst der größte und klarste Geist hat seine Seele so vollständig vergessen, daß er sie nicht einmal mehr zu erläutern vermag und auch nicht mehr zu sagen vermag, wer und was sie eigentlich ist.

Darum braucht die Literatur einen einfach denkenden Menschen, der in seinen Büchern auf alle künstlichen Geisteleien verzichtet und nur allein nach der Seele suchen geht, um sie der Menschheit zurückzugeben. Das will ich! Der Weg, den ich gehe, führt nur durch Herzeleid. Ich bin ihn gegangen. Ich bin tief hinabgestiegen und habe es ausgekostet. Und seit ich nicht mehr drunten bin, habe ich die Menschheitsqual auch hier auf der Höhe kennen gelernt. Denn wenn der Niedrige vom Hohen spricht, so schaut er nicht zu ihm hinauf, sondern er zieht ihn zu sich hinab. Es hat sich aus den Abwehrprozessen, zu denen ich mich gezwungen sah, ein Klüngel herausgebildet, der es sich zur Aufgabe macht, den tieferen Inhalt meiner Werke abzuleugnen, um mich der Lüge und des Schwindels zu bezichtigen. Einige wenige einflußreiche Menschen an der Spitze sind imstand, sogar Einsichtsvolle zu täuschen. Hierzu kommt der Hintergrund, auf dem sich der Inhalt meiner Bücher bewegt. Indem ich meine Leser durch das Reich der Menschheitsseele führe, gebe ich den Provinzen dieses Reichs bekannte geographische **[82]** Namen. Das erleichtert das Verständnis ungemein, gibt aber der Böswilligkeit die Handhabe, mich zu verleumden. Wenn ich z. B. das Reich der Kunst, um es veranschaulichen zu können, nach Indien verlege und das Reich der religiösen Unduldsamkeit nach Belutschistan, so verlangen diese innerlich blinden Menschen flugs von mir, auch wirklich in Indien und Belutschistan gewesen zu sein. Wo nicht, so bin ich ein literarischer Lügner und Schwindler. An diesem Maßstab gemessen, würde Dante der größte aller Schwindler sein, denn er behauptet, nicht nur im Fegefeuer und in der Hölle, sondern sogar auch im Himmel gewesen zu sein!

Wenn ich von gewöhnlichen Menschen in dieser Weise falsch beurteilt werde, so kann mich das nicht niederdrücken. Aber wenn ich aus den „psychologischen“ und „literarischen“ Seitenhieben von Führern des geistigen Deutschlands leide, so beginne ich die eigentlichen Gründe zu ahnen, warum es mir so schwer geworden ist, Vergangenes auszustreichen. Nicht dieses Vergangene an sich ist es, was wie ein Blei mir an den Füßen hängt, sondern in dem Mißverstehen meiner Ideale, meiner Wege und Ziele, meiner vollständig neuen, vielen unbegreiflichen Art und Weise liegt der eigentliche und wirkliche Grund, daß mir selbst da Widersacher erwachsen, wo andre Schutz und Hilfe finden würden. So bleibt mir eben nichts übrig, als auf die Gegenwart zu verzichten und das Verständnis erst jenseits des Todes zu suchen.

Daß ich ein „Vorbestrafter“ bin, werde ich der Welt nicht verschweigen. Ich habe mit ihr abzurechnen, bevor ich sterbe. Es soll mich keine Polizeiaufsicht aus dem zeitlichen Gefängnisse hinüber in die ewige Freiheit begleiten. **[83]** Aber diese Generalbeichte will ich selbst ablegen, offen, ehrlich und ohne Zwang, sonst hat sie keinen Wert. Ich schreibe schon jetzt an meiner eignen Biographie. Ich knie täglich im Beichtstuhl. Dagegen aber, daß Neider und Widersacher dieser meiner Beichte mit ihren Lügen und Gehässigkeiten vorgreifen, um das ernste, literarische Bild, das ich hinterlassen möchte, zum Zerrbild zu fälschen, dagegen verwahre ich mich!

[(84)]

Volkes Stimme

Die nachfolgenden Aeußerungen bildeten die Anlage M zu meiner „Lanze für Karl May“, über die ich oben unter Ziffer IV der „Bausteine“ spreche. Ich bringe sie nur, um den Forschern nichts aus jenem Abwehrkampf gegen Ferdinand Avenarius vorzuenthalten, verhehle mir aber nicht, daß diese Leserstimmen, die sämtlich schon fast 10 Jahre zurückliegen, größtenteils überholt sind. Die Zuschriften hatte ich damals aus Tausenden ähnlicher zusammenstellen lassen, und dabei die Herkunft selbstverständlich nur dann erwähnt, so weit ich durch Rückfragen oder aus andern Umständen dazu berechtigt war. Zugleich aber hatte ich den Gegnern anheim gestellt, durch Einsichtnahme in die Urbriefe Stichproben zu veranstalten. Dr. E. A. Schmid.

Leihbücherei des Armee-Oberkommandos 5.

A. H. Qu., den 15. April 1917.

In Montmedy habe ich im Auftrag des A.O.K. eine Leihbücherei eingerichtet für die Truppen unserer Armee. Erst seit einigen Tagen ist die Bücherei eröffnet. Gleich vom ersten Tag an war das am meisten Verlangte die Werke Karl Mays. Und so blieb es

Dr. R., Leutnant beim A.O.K. 5.

Der Vorsitzende des Kuratoriums des Wilhelmstifts.

Potsdam, den 9. Juni 1917.

..... Unter den Büchern, die vorzugsweise gelesen worden sind und nach denen Nachfrage bleibt, stehen Karl Mays Gesammelte Werke mit an erster Stelle. Ihren Ersatz und ihre Neubeschaffung lasse ich mir daher angelegen sein ...

(gez.) Der Vorsitzende (Unterschrift).

I. Ers.-Batl. I.-R. 136 Heimatdienst.

Den 25. Aug. 1917.

..... Gerade nach den Werken des großen Volksschriftstellers Karl May fragen unsere Leute immer wieder. Der **[85]** Obmann, der die Schriften von Karl May für außerordentlich geeignet hält für derartige Soldatenbüchereien, wendet sich deshalb ... usw.

Dr. phil. Paul H.

Pasewalk, 31. Juli 1917.

Im Anschluß an Ihr heute hier eingegangenes Schreiben vom 26. ds. Mts. bestelle ich hierdurch von der Sammlung Karl May, Ges. Werke, auch noch die Bände 13 bis 41, sodaß ich dann die vollständige Sammlung habe. Ich bitte Sie, wenn irgend möglich, mir noch alle Bände zu liefern. Dieselben sind für das hiesige Soldatenheim bestimmt, denn die Mayschen Schriften werden gerade von unseren Feldgrauen ja so besonders gern gelesen, und immer ist Nachfrage danach.

In Anbetracht dieses guten Zweckes bitte ich Sie um vollständige Lieferung aller Bände, da nicht nur ich, sondern vor allem die feldgrauen Leser Wert darauf legen und alle Mayschen Schriften kennen lernen möchten.

Graf von Sch., Rittmeister.

Hamburg, 7. Juli 1917.

..... nach meinen Erfahrungen sind die Karl Mayschen Schriften als Lesestoff für die Jugend unersetzlich

L. M., Vikar und Oberlehrer.

Coblenz, den 5. Mai 1917.

Es drängt mich, Ihnen meinen Dank für den neuesten Band von Karl May, „Ich“, auszusprechen. Ich habe ihn mit steigendem Interesse gelesen. So viel ich dazu beitragen kann, suche ich ein gerechtes Urteil über diesen seltenen Mann herzustellen, indem ich seine Bücher, die ich vollzählig besitze, verleihe und auch sonst über ihn rede. Das kann ich versichern, ich habe schon manchen Urteilsfähigen für Karl May gewonnen und begeistert. Ich selber beabsichtige, einen Artikel über die wunderbare, tiefe Lebens- und Weltanschauung Karl Mays zu veröffentlichen.

P.[Paul] S.[Selmke], Pfarrer.

Lemberg (Galizien), 16. 4. 1917.

Als Professor der k. k. II. Oberrealschule in Lemberg erlaube ich mir an Euer Wohlgeboren nachstehende Bitte vorzulegen.

Da verhältnismäßig nur eine geringe Anzahl polnischer Schüler dermaßen die deutsche Sprache beherrscht, um die Original-Ausgabe der Karl-May-Erzählungen lesen zu können, **[86]** möchte ich einige Bände seiner Werke ins polnische übersetzen. Meiner Ansicht nach dürfte dieser Umstand in ihnen Interesse erwecken, und sie bewegen, auch andere Werke desselben Verfassers in deutscher Sprache zu lesen.....

Prof. Adam C.

Wien, den 24. März 1917.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß einige Werke des berühmten Jugendschriftstellers nicht in die ungarische Sprache übersetzt worden sind, z. B. Satan und Ischariot usw. Da die ungarische Jugend ungeduldig auf neue May-Bücher wartet, richte ich die höfliche Bitte an Sie, die Liste der noch nicht übersetzten Werke mir mitteilen und das Recht der Uebersetzung übertragen zu wollen...

Dr. Arthur v. Hegedus.

F. B. J. Gips,
Stadhouderslaan 126.

Den Haag, 3. September 1916.

Mit tiefer Rührung habe ich die verschiedenen Werke Karl Mays gelesen. Ich begreife so gut, wohin er wollte und daß seine Bücher keine Räubergeschichten bilden; den tiefen Sinn seiner Bücher, der so oft nicht verstanden worden ist. So ist es auch in Holland; seine Bücher sind ja oft trefflich übersetzt worden, aber es fehlt am Zusammenhang, oft haben die Geschichten eine ganze Aenderung erfahren. Viele Fehler sind gemacht, zum Beispiel der Tod Winnetous ist in verschiedener Weise erzählt worden.

Nun möchte ich so gerne alle die Bücher, gleich wie in Deutschland, in einer Serie ausgeben lassen, denn viele Bücher sind noch nicht übersetzt worden, z. B. usw.

Frans B. J. Gips.

Cassel, 17. März 1917.

Ich habe ein reges Interesse für diesen herrlichen Schriftsteller. Dies ist schon der 23. Band, den ich meiner May-Sammlung beifüge.

V. C., Major.

Kljuc (Bosnien), 3. Juli 1917.

Ich kaufte mir vor kurzem, einem bereits viele Jahre alten Wunsche nachgebend, alle Karl-May-Bände. Der Grund liegt in der alten Freundschaft, die ich für diesen Schriftsteller hege, begründet darauf, daß ich seine Werke mit Ausnahme der Erscheinungen der allerletzten Jahre, ich weiß selbst nicht wie oft, gelesen habe. Der festen Ueberzeugung huldigend, daß **[87]** ich ihm und seinen Werken so Manches in meiner Charakterbildung danke, wollte ich seine Werke schon lange erwerben, um sie meinen Kindern, sobald sie in die Jahre kommen, zum Lesen zu geben. Denn ich messe seinen Schriften nach wie vor einen sehr hohen erzieherischen Wert bei. Nebenbei sei erwähnt, daß seine Werke mich auch jetzt wieder mit der alten oft erprobten Macht packten, wenn ich sie auch heute mit anderen Augen lese, als in meinen Knaben- und Jünglingsjahren.

V. N., Bezirksarzt und Spitalsleiter.

Wien, den 8. Dez. 1917.

Frau

Klara May,

Radebeul.

Euer Wohlgeboren!

Ich bin so frei, Ihnen meine innigsten Segenswünsche zum Weihnachtsfest zu entbieten, möge es für Sie in Gesundheit vorüberziehen. Ich denke immer an meinen Kara Ben Nemsi und Hadschi Halef Omar, nur schmerzlich wird es mir, wenn ich mit Menschen zusammenkomme, die seiner Bücher spotten und den klaren Sinn nicht verstehen. Ich habe für ihn sehr oft gebetet und bete noch immer. Hätte ich nur seinen Kopf, ich würde der Menschheit auch ein solcher Prediger werden. Ich lebe mit meiner Familie sehr glücklich, bin aber von meinem Schicksalsschlage auch verfolgt, aber ich verzage nicht, denn ich habe meinen Gott und den festen Glauben, daß alles glücklich enden wird. In schweren Stunden nehme ich eine May-Erzählung in die Hand und der Friede zieht wieder bei mir ein.

Zum Schlusse ein „herzliches Prosit 1918“ und „Friede auf Erden“.

In aller Hochachtung

mit Handkuß

F. M.

Hannover, o. D. 1917.

Ich erinnere mich stets mit Vergnügen der Stunden, da ich vor zirka 25 Jahren im „Guten Kameraden“ die Erzählung „Der Schatz im Silbersee“ las. Unterdessen war ich 12 Jahre in Südamerika, wohin ich mir zirka 20 Bände von Mays Werken nachkommen ließ (durch G. A. v. Halem Bremen) und heute lese ich diese Erzählung doppelt gern, **[88]** denn ich kann jetzt aus eigener Erfahrung die darin enthaltenen prächtigen Naturschilderungen und das enorme Wissen ihres Verfassers schätzen.

Fritz F., Kaufmann.

Bendorf, 19. Juni 1917.

Ich habe als alter Verehrer des Dichters dessen Werke nicht nur gelesen, sondern auch gekauft, weil meine Kinder Karl May auch kennen lernen sollen. Die früher bei der Union erschienenen Bände sind die schönsten für die Jugend, die je am Büchermarkt waren.
K., Oberapotheker beim Sammelsanitätsdepot.

Paderborn, 16. März 1917.

Ich habe May zuerst im Jahr 1900 in der Bücherei des K.K.V. in Dortmund gelesen, und da die einzelnen Bücher nicht allein mir, sondern auch meinem Mann und meinen Kindern wegen ihres fesselnden, moralisch guten Inhalts gefielen, hat mein Mann alle bisher erschienenen Bände gekauft, und nun auch die letzten. Wir lesen sie immer wieder, und sie haben uns allen über manche trübe Stunden hinweggeholfen. Was wir bedauern ist, daß ein Schriftsteller so schwer hat unter den vielen Anfeindungen und Beleidigungen leiden müssen. Das Wort unseres Heilands haben die sicher nicht bedacht: Wer ohne Sünde und Fehler ist, werfe den ersten Stein auf ihn. Frau L. R., Ober.-Masch.-Vorsteher.

Essen, den 4. Oktober 1917.

Da die Werke von Karl May bei unseren verwundeten Kriegern eine sehr und viel begehrte Lektüre sind, möchte ich gern, um den vielfachen Wünschen auch gerecht werden zu können, mir für unser Lazarett die ersten 30 Bände zulegen, und bitte Sie mir mitzuteilen, zu welchem Preis Sie mir die Bücher lassen können.

Schwester Berta F., HuysSENS-Stift.

Frankfurt a. M., 20. Juli 1917.

Anbei erhalten Sie den noch zu zahlenden Restbetrag von Mk. 12,- für die Bücher. Dieselben haben meinem verstorbenen Vater noch die letzten Tage und Stunden seines Lebens verschönt.
Sophie B.

Essen, 5. Febr. 1917.

Ich habe den May-Band gekauft, weil ich schon einige andere davon gelesen, und sie mir sehr gut gefallen haben, nicht nur der romantischen, sondern auch der seelischen und **[89]** geistigen Nahrung wegen, die unbedingt zur Erhaltung des Menschen notwendig sind.

Ich werde mir nach und nach alle Bände dieses berühmten Schriftstellers zulegen.

Bitte die schlechte Schrift zu entschuldigen, da ich vor kurzem als Krüppel aus dem Felde zurückgekehrt bin.

Peter Barremeier, Schuhmachermeister.

H. O. Sperling,
Hofbuchhändler.

Stuttgart, 28. Dezember 1916.
Johannesstr. 58.

Sehr geehrter Herr Doktor!

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war das Weihnachtsgeschäft, war vor allem auch das Geschäft mit Karl May“ – so ungefähr sagte ich am 24. abends. Daß es auch angenehme Qualen gibt, wissen Sie ja. Mit dem langen Schlaf kam es aber anders. Ich wollte die Feiertage doch auch zugleich dazu benützen, die nähere Bekanntschaft mit Karl May zu machen, den ich vor Jahren durch das gelegentliche Lesen einiger Seiten in den Winnetou-Geschichten meiner Kinder, aus seinen Geographischen Predigten und aus den Urteilen Roseggers, Gurlitts usw. kannte. Das wurde mit zum Verhängnis! Der lange Schlaf wurde kürzer als je, denn die Erzählung „Weihnacht“, die ich mit nach Hause genommen hatte, fesselte mich so, daß ich sie in zwei Tagen zu Ende las, schier alles, sogar Essen, Trinken, Luftschnappen und Schlafen vergessend. Welch reiche Phantasie, welche Erzählerkunst! Meine Leute atmeten auf, als ich ihnen gestern morgen verkündete, die May-Kur sei überstanden. Sie atmeten zu früh. Nach seinen Werken wollte, mußte ich auch den Menschen näher kennen lernen und setzte mich gestern Abend hin, sein „Leben und Streben“ zu lesen. Ich las und las ohne aufzuhören und aufzublicken, bis ich es in einem Satz ausgelesen hatte. Welch seltsamer Mensch! Ein Kämpfer, einer von den Armen, den die dunklen Mächte ins Leben einführten, schuldig werden und seiner Pein überließen, wie nur einen, ein Kämpfer, aber schließlich doch ein tüchtiger Mensch, ein Held und ein Schriftsteller, wie wir nicht viele besitzen und nicht genug haben könnten. Ich freue mich, daß ich durch meine Vertriebstätigkeit dazu beitragen konnte und hoffentlich noch weit mehr dazu beitragen kann, seinen Schriften immer größere Verbreitung zu verschaffen. Mir **[90]** wird aber zugleich schier bange, wenn ich daran denke, welche Wirkungen diese meine Arbeit allein in diesen Weihnachtsfeiertagen, an mir gemessen, gehabt haben dürfte, 6000 Bände verkaufte ich etwa, 6000 Menschen lasen vielleicht gleich mir, hörten, aßen, tranken und schliefen in diesen

Tagen nicht, jeder wird mindestens 10 weitere Menschen für May in gleicher Weise begeistern, macht 60 000! Und wenn ich erst daran denke, wieviele von diesen alsdann danach trachten werden, baldigst die Sierrn Nordamerikas, oder das Land der Skipetaren oder sonstwelche Länder, Gebirge und Schluchten aufzusuchen und auf Abenteuer auszugehen, wie Karl Mays Helden! Aber Scherz beiseite – jetzt freue ich mich tatsächlich noch mehr meiner Arbeit und werde mit noch mehr Freude darin fortfahren, denn es steht für mich fest, daß wir in unserer Zeit solche Bücher notwendig brauchen, daß sie durchaus geeignet sind, großen Segen zu stiften, Erwachsenen Stunden des Vergessens der schweren Zeit zu schaffen, die Jugend aber zu erziehen zu Tatendrang, Mannhaftigkeit und allem edlen Streben.

Für heute die besten Grüße Ihres ergebenen aber müden H. O. Sperling.

Nachschrift: Was meinen Sie, wie wohl die Türken eine Uebersetzung eines Teils der Karl Mayschen Werke aufnehmen würden? Ich neige zu der Ansicht, daß die Fabulierkunst Karl Mays, seine Freude am Heldentum, an edlen Taten und Abenteuern, seine Geschichten, in denen die Tugend, das Gute wohl immer siegt und das Schlechte unterliegt, doch so eigentlich den Türken willkommen sein müßten. Schließlich ist ja auch unser Freund so eine Art männlicher Scheherezade und seine bisher 41 Bände langen wohl auch an 1001 Nacht. D. O.

Gustavo Gili, Editor

Barcelona, 11 de Avril de 1914.

Monsieur,

C'est avec un plaisir extreme que je viens de lire dans "La Collection Pour Tous" des editions "Mame" (Tours, France) vos narrations de voyages intitulées:

Les Pirates de la mer Rouge

Und Visite au pays du diable

[91] *La Caravane de la mort*

Une Maison mystérieuse à Stamboul.

Ces narrations sont sans doute fort dramatiques, instructives et morales, et leur lecture ferait certainement du bien au public espagnol, notamment à nos jeunes gens qui ont toujours besoin de lectures courageuses et chrétiennes.

Je vous prie donc de me faire connaître toutes vos narrations et romans de voyage, et de me dire dans quelles conditions vous seriez dieposé à m'accorder le droit exclusive de propriété et de publication en langue espagnole de chaque roman.

Dans l'attente du plaisir de vous lire, veuillez agréer Messieurs, l'assurance de ma considération la plus parfaite.

Gustavo Gili.

Anmerkung des Karl-May Verlags: Im Anschluß an diesen seinen Brief hat Gili damals die sämtlichen spanischen Uebersetzungsrechte an den May-Bänden erworben.

Die von ihm erwähnten vier französischen Titel entsprechen Band 1–3 der deutschen Ausgabe. Ueber diese und andre französischen Uebersetzungen schreibt neuerdings der „Dresdner Anzeiger“:

Karl May in Frankreich. Im Buchhändlerbörsenblatt lesen wir: Von Karl Mays Schriften ist schon in den achtziger Jahren eine Reihe in französischer Sprache erschienen. Nach dem Krieg hat nun der große Verlag Mame & Fils in Tours weitere Bände herausgebracht, die schon seit längerer Zeit in französischen Privatschulen als Prämien zur Verteilung gelangen. Einer mit den Titel „*Au gré de la Tourmente*“, dessen Inhalt dem Band „Am stillen Ozean“ der Gesammelten Werke entnommen ist, wurde, wie ein französischer Buchhändler einem Leipziger Geschäftsfreund bestätigt, auch auf die vom Unterrichtsministerium herausgegebene Liste derjenigen Prämien gesetzt, die in französischen Staatsschulen als Preise verteilt werden.

Was bedeutet Karl May für die Erziehung der deutschen Jugend?

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Wir haben Rembrandt als Erzieher, Bismarck als Erzieher und noch andere führende Geister mehr empfohlen bekommen, aber über Karl May als Erzieher ist meines Wissens noch keine besondere Abhandlung erschienen. Und doch hat er ein starkes Anrecht darauf.

Er selbst fühlte sich zum Erzieheramt bestimmt und hat in diesem Sinne und Geiste sein ganzes Leben lang gewirkt. Aber zu seinem Schmerz hat man ihn als Erzieher nicht anerkennen wollen. Es gibt bekanntlich auch heute noch Leute von Einfluß, die ihn als Erzieher schroff ablehnen und es für ihre Pflicht halten, die Jugend vor seinem Schrifttum zu behüten. Freilich ist deren Zahl und Wirkung schon stark im Rückgang. Man erkennt bereits in immer weiteren Kreisen, daß man in der soeben überlebten deutschen literarischen Periode zu May eine verständnislose Haltung eingenommen hat: man wertete alle Literatur ausschließlich nach ihrem künstlerischen Gehalt und vermißte bei ihm die Abgewogenheit und Ausgeglichenheit reiner Kunstwerke. Man beachtete nicht, daß ein Roman-Schriftsteller auch andere Ziele verfolgen könne, als die rein künstlerischen. Tatsächlich hat May diese Seite des Schaffens nicht besonders pflegen wollen: er wollte erziehen, wollte so wenig ewige Kunstwerke schaffen wie bloße Unterhaltung [93] bieten. Er war ja Erzieher von Beruf und, wie sich herausgestellt hat, auch von Berufung. Er mußte mit den beamteten Erziehern seiner Zeit in Widerspruch geraten, weil diese für seine erzieherischen Ziele noch kein Verständnis hatten, wie er selbst für die ihrigen aus schmerzlicher eigener Erfahrung kaum mehr als Verachtung empfand. Damals war es für die meisten, die in den Streit einen Einblick gewannen, schwer, eine Entscheidung zu finden. Auf der einen Seite stand die altgeheiligte Macht der Schule, an deren Gediegenheit kein Zweifel rühren wollte, auf der anderen ein „gescheiterter Lehrer“, der unter die Schriftsteller gegangen war und auch von seinen neuen Berufsgenossen als minderwertig abgelehnt, totgeschwiegen oder verspottet und beschimpft wurde, den aber eine stets wachsende stille Gemeinde von Lesern mit wahrer Hingabe und Begeisterung las und immer wieder las.

Aber diese schämten sich fast ihrer Liebe für May, wagten sich mit ihrem Bekenntnis kaum hervor, weil alle Mächte, die für „zuständig“ galten, die Herren der Presse, die Herren Lehrer und – den Knaben und Mädchen gegenüber – auch die Eltern vor diesem „Schund- und Schwindelschriftsteller“ warnten und bestenfalls ein spöttisches Lächeln für eine solche „Geschmacksverirrung“ übrig hatten. Die Berater der Eltern also warnten, die Väter verboten das Lesen von Mays Schriften, rissen sie den Söhnen aus den Händen, warfen sie wütend an die Wand und empfahlen dafür ein gründliches Lernen aus der Grammatik von Ellendt-Seiffert und aus dem lateinischen Lesebuche von Latmann. Die Jungen aber versorgten sich mit Stearinkerzen und lasen in der [94] Nacht ihren May oder schlichen sich auf den Boden und suchten sich einen Lichtspalt im Dache, um mit Old Shatterhand und Winnetou beglückte Stunden zu verleben. Blieben sie dann in der Klasse sitzen, oder brannten sie durch, so stellte man mit trauriger Miene fest, daß sie Leser der Karl-May-Romane waren: da dürfte man sich ja nicht wundern! Die Wortverbindung: „Kino und May“ wurde beinahe zum geflügelten Wort: vor beiden sollten sich die Erzieher warnen lassen, denn sie führten beide auf die Bahn des Lasters.

Man kann sich leicht vorstellen, wie schwer der alternde May unter diesem Kampfe leiden mußte, er, der sich grade zur Lebensaufgabe gemacht hatte, sein Volk von der sittlichen Verwahrlosung zu erretten und ihm hohe Gedanken ins Herz zu pflanzen. Aber wer ließ das gelten? Wenn er oder sonst jemand sich gegen das verdammende Zeugnis auflehnte, so wurde er mit den großen Namen der „führenden“ Männer niedergeschlagen: Avenarius schreibt im Kunstwart ...: Wer wagt da noch zu mucksen? Die Jugendschriftenwarten, bedient von einem Stamm anerkannt tüchtiger und schriftstellerisch gut unterrichteter Kräfte beiderlei Geschlechtes, werden nicht müde, May als Jugendverführer und schweren Schädling zu verfolgen und mundtot zu machen –: Wollen Sie, junger Mann, es vielleicht besser verstehen als diese „pädagogischen Autoritäten“?

Ich selber wurde von mir Nahestehenden in ehrlicher Besorgnis gewarnt, mir doch durch ein Eintreten für May meinen Namen nicht verächtlich zu machen. Ob ich denn ein so starkes Verlangen hätte, mich öffentlich bloßzustellen? Noch hätte sich kein Name von irgendwelchem Klange für diesen „Schwindler“ [95] verwandt: ich sollte also die Finger davon lassen! Tatsächlich fand sich im weiten deutschen

Sprachgebiet kaum ein Mensch, der die Verteidigung des Schriftstellers May öffentlich wagen wollte. So stark war die Macht seiner Feinde, so eingeschüchtert die Masse seiner Freunde! Ohne Widerspruch durften seine Schriften aus den Schülerbüchereien und aus öffentlichen Lesehallen entfernt werden. Mays Name lag in Acht und Bann: jeder Rechtschaffene glaubte sich selbst zu ehren, wenn er mit einstimmte in den wüsten Lärm, den die „Gerechten“ gegen ihn anstimmten.

Da gehörte wirklich etwas Mut dazu, sich diesem lauten Chor entgegenzustellen und seine e i n e Stimme gegen die der Massen zu erheben. Ich freue mich, daß ich es (1912) gewagt habe und habe es noch keine Minute zu bereuen gehabt. Mit einem Gemisch von Vergnügen und Beschämung sah ich, wie mit einem Schlag die Hetzerpresse stutzig wurde und verstummte. Während ihm vorher, wie mir May schrieb, täglich 40 bis – im Höchstfall – 70 Schmähauflätze auf seinen Schreibtisch gelegt wurden, Aufsätze unter den Überschriften: „Karl May als Zuchthäusler, K. M. als Brandstifter, K. M. als Pferdedieb, K. M. und das Schundkino“ usw., blieben auf einmal alle diese Schandaufsätze aus, wie wenn ein Orchester bei dem Taktschlag des Kapellmeisters verstummt. So also sah die Überzeugung dieser wackeren May-Gegner aus! So locker saß ihre Entrüstung! So wenig hatten sie Neigung, für ihre erzieherischen Grundsätze einzustehen? Statt der vierzig täglichen Schmähartikel innerhalb zweier Jahre nur noch zwei, sage und schreibe zwei! Der eine von H a n s v o n W e b e r [96] in seinem „Zwiebelfisch“. Ich stellte ihn deshalb brieflich zur Rede, und das wurde die Einleitung zu einem freundschaftlichen Verkehr. Ich fragte ihn, ob er mehr für die sittliche Bildung der Jugend geleistet habe als der von ihm verspottete May. Er antwortete sehr höflich etwa so: „Wenn Sie als erfahrener Erzieher für ihn eintreten, so habe ich zu verstummen, und werde also nicht wieder gegen May schreiben. Das verspreche ich Ihnen!“ Und er hat natürlich auch Wort gehalten.

Der zweite Artikel war aus der Feder des Leiters der Jugendschriften-Warte in Hamburg, der jetzt auch still geworden ist. Wir dürfen zusammenfassend sagen: Die Karl-May-Hetze ist abgeschlossen, und wir können unsere Aufgabe darauf beschränken, seine Bedeutung immer klarer zu erkennen und seinem Einfluß auf unser Volk immer weiteres Feld zu bereiten.

Karl May hat die Aufgabe der Erziehung richtig erkannt: Es gilt vor allem, den W i l l e n zu bilden. Unsere öffentliche Schulerziehung hatte nach dieser Richtung hin, wie jetzt allgemein zugestanden wird, arg versagt. Sie war vorwiegend eine auf Verstandesbildung gerichtete und schätzte das Wissen zu hoch ein.

Ein Knabe mit frischen Wangen, hellem, freiem Blick, starken Muskeln und keckem Wagemut steht uns heute, auch bei schwachen Schulleistungen, doch höher, als ein bleicher, scheuer, zaghafter Musterschüler mit fehlerlosen Klassenarbeiten in allen Sprachen. Wir mußten durch die bittersten Schicksalschläge erst über die wahren Aufgaben aller Erziehung aufgeklärt werden: Der Mensch soll vor allem zu einer gefestigten, zu einer edlen harmonischen Persönlichkeit [97] werden. Durch bloßen Gehorsam erreicht er das nicht. Alle Tugenden wachsen allein durch den Gebrauch. Lehre wirkt wenig. Vorbild und Übung alles. Wir unterschätzen nicht die in Deutschland durch Jahrhunderte gepflegte Erziehung zum Gehorsam, zur Pünktlichkeit, zur Sauberkeit, zur Pflichterfüllung. Das tut man gewiß dann nicht, wenn man im Ausland beobachtet, wie sehr es manchen Völkern an diesen so wertvollen Tugenden gebricht. Aber allein mit dieser Herrichtung zum praktischen Leben innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist es nicht getan: Sie genügt nicht, ja, sie wirkt in ihrer Einseitigkeit und Übertreibung sogar herabdrückend und erniedrigend. Der wachsende Mensch muß so bald wie nur möglich zur S e l b s t v e r a n t w o r t u n g und damit zur S e l b s t ä n d i g k e i t gebracht werden.

May, den die heimatliche Erziehung gebrochen hatte, lernte draußen im Kampf um sein Leben, welche Eigenschaften Wert und Bestand haben. Amerika war ihm die beste Schule. Eine andere Schule wurde ihm die Haft in deutschen Gefängnissen. Da lernte er etwas, wozu der heutige Mensch in dem Trubel des ganzen öffentlichen Lebens so selten kommt: S e l b s t b e s i n n u n g und das Fragen nach den letzten und tiefsten Dingen des Lebens. Man hat mich gefragt, wie ich als Freidenker dazu käme, für den christenfrommen May einzutreten, und hat es mir als eine geistige Flatterhaftigkeit und Unzuverlässigkeit übel angerechnet. Die Sache ist aber sehr einfach: Sobald mir jemand die letzten Lebensfragen restlos löst, folge ich ihm sofort. Solange aber noch nie und nirgends eine letzte Frage ihre Beantwortung gefunden hat, kann ich es niemandem verargen, [98] wenn er sich seine Lösungen selbst nach seinen innerlichsten Bedürfnissen sucht, kann es also auch niemandem verwehren, sich an Mays Frömmigkeit zu erwärmen. Was wir Freigeistigen bekämpfen, das ist der Glaubens- und Gewissenszwang. Was wir aber nicht weniger bekämpfen sollten, das ist die Unduldsamkeit. Bildet sich das österreichische jetzige Unterrichtsministerium

ernstlich ein, daß es mit Hilfe der Schule die Macht des christlichen Glaubens in seinem Volke brechen könne? Daß es das Recht dazu habe? Daß es ein gutes Werk damit tue, wenn es aus religiöser Abneigung alle die Schriften aus den Schülerbüchereien verbannt, in denen von Gott die Rede ist?

In Rußland sind seit der Revolution gegen 8000 christliche Priester gemordet worden, aber das Volk wallfahrtet zu den Kirchen und sieht seine Dächer in hellem Schein wunderbar erglühen. Was geht da vor? Die russische Regierung forscht wissenschaftlich diesem „Wunder“ nach. Die Christenverfolgungen des Altertums haben die Märtyrer und damit die stärksten Zeugnisse für deren Kirche geschaffen. Mit Gewalt tötet man Menschen, aber nicht Ideen.

Ich habe soeben das große Werk von Giovanni Papini „*Storia di Christo*“ gelesen. Ein ganz modernes Buch, schon in alle Kultursprachen übersetzt, und, wie ich gestehen muß, von erschütternder Macht. Papini ist einer der stärksten Geister des heutigen Italien. Ich habe auch mehrere seiner anderen Bücher gelesen: so das zusammen mit Domenico Giuliotti herausgegebene „*Dizionario dell' Omo salvatico*“, das freilich über den [99] Buchstaben B nicht hinausgekommen ist, sehr kirchengläubig und voll bitteren Spottes gegen die Philosophen, „Pharisäer und Schriftgelehrten“ der Neuzeit, besonders gegen die Ungläubigen. Papini, ein stärkerer Geist als May, würde dessen Schriftstellerei doch über alles stellen, was gleichzeitig in Deutschland erschienen ist, weil sie sittlichen Ernst und Tiefe hat. Und das ist es, was auch wir für die Erziehung brauchen. Das ist übrigens keine neue Forderung, ist die alte schon von Goethe aufgestellte: Erziehung zur Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, vor dem, was unter uns ist, vor dem, was in uns ist. Das bedeutet den Kampf gegen das vorlaute Absprechen, gegen das frivole Spotten, gegen das gedankenlose Hinleben. Ich könnte herrliche Stellen aus Papinis Schriften anführen, die – ganz im Geiste Mays – gegen diese Sünden der heutigen sogenannten zivilisierten Gesellschaft und deren Nachkommenschaft zu Felde ziehen.

Gerhart Hauptmann sagt: „Kunst, die moralisiert, ist keine Kunst. Geschichte, die moralisiert, keine Wissenschaft. Literaturhistorie, die moralisiert, ist eine Erbärmlichkeit: das sind alles Reste einer Tyrannei der Theologie.“ Zugegeben! Aber Pädagogik, die moralisiert, ist in ihrem Rechte. Und schließlich moralisiert doch alle Kunst und Wissenschaft, selbst gegen ihren Willen, indem sie die unausbleiblichen Wertungen von gut und böse, schön und häßlich sprechen läßt. Wenn derselbe Hauptmann wenige Zeilen darauf schreibt: „*Le style c'est l'homme*; dieser Satz Buffons gilt in Malerei und Musik ebenso wie in der Dichtkunst. Er gilt in einem Umfang, der alle sittlichen Spielereien ausschließt“, so [100] ist das auch richtig, beweist aber wieder, wie sehr wir gewöhnt und verpflichtet sind zu werten, und wie wir gleich geneigt sind, einen Verstoß gegen die Sachlichkeit als unmoralisch zu empfinden. Grade von seiten des Stiles her wollte Ferdinand Avenarius die Werke Mays widerlegen. Stets sprechen bewußt oder unbewußt bei all unserem Denken und Tun die Lust- und Unlust-Empfindungen das erste Wort. Und so sind doch alle Kunstwerke in gewissem Sinne moralisierend. Darauf hat schon Nietzsche hingewiesen, und es wäre leicht aus den besten Kunstwerken zu erweisen.

Ich finde es erschütternd und für die Jugend wunderbar bildend, wenn in der Wüste, den Prärien unter leuchtendem Sternenhimmel die Frage auftaucht, ja, sich aufdrängt: „Glaubst du an Gott?“ Mir gefällt an May auch, daß er sich dogmenfrei hält und alle Geister verehrt, die sich, wie er, um die Beantwortung der „letzten Fragen“ ehrlich bemüht und die bei dem Staunen und – Lieben geendet haben. Wieviel stärker sind solche aus den lebendigsten Erlebnissen herausgegriffenen seelischen und religiösen Betrachtungen, als die pflichtmäßig in strenger Pensenzuteilung verabreichten Religionsbelehrungen! Diese können m. E. mehr wahre Religiosität erschlagen als erwecken. Jetzt lernen wir aus den tiefgreifenden Schriften von Rudolf Otto, zumal aus seinem aufklärenden Buche „Das Heilige“, daß alles Religiöse auf seelische Ergriffenheit zurückzuführen ist. In der Schule habe ich aber in den Religionsstunden von seelischer Ergriffenheit so gut wie nichts erlebt. Und so ist es nach tausendfachen Geständnissen den meisten Schülern ergangen. Ich wage die Behauptung, daß [101] auch auf diesem Gebiete May die Berufserzieher alle übertroffen hat, daß mehr Menschen ihm als der Schule ihre Frömmigkeit oder doch ihren Ernst den Lebensaufgaben gegenüber verdanken.

Dazu ein weiteres, das sich aus der Bildung der Persönlichkeit und des ernsten Erfassens der Lebensaufgaben wie von selbst ergibt: der Wille und die Kraft, sich erotisch frei und rein zu halten. Auch da hatte die Schule kläglich versagt, Karl May aber Wunder gewirkt: Sein Mittel ist das der *Ablenkung*, und das ist auch das richtige. Ich kann das hier nicht ausführlich behandeln, aber auch dafür

auf ein Buch verweisen, das ich soeben mit lebhafter Zustimmung gelesen habe und den Erziehern zum Studium empfehlen möchte. Es heißt: „Platonische Liebe“ und hat zum Verfasser Rolf Langenborg, Dozent für Philosophie an der Universität zu Helsingfors (Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1926). Ich führe nur sein Schlußwort an, das über den Geist und die Ziele dieses gelehrten und zugleich ganz modernen – wie man sagt: „aktuellen“ – Buches Aufschluß gibt. Es lautet: „Plato hat gewiß mit Recht den Weg der erhabenen Liebe angezeigt, der uns trotz dem Staube des Irdischen die Fernsicht über alles Vergängliche hinaus eröffnet und, uns auf das Ewige hinweisend, von öder Genußsucht ablenkt, als einen besonders der edleren Jugend angemessenen Weg zur Entwicklung. Und nicht nur zur Entwicklung, auch zur Erlösung und sogar zur Entrückung vom Erdendasein: indem dieser Aufschwung des Liebesgefühls uns, gleich einer Offenbarung, ein Lebenshöchstes erschließt, das alle, denen es zuteil wird, als das Größte der Welt verkünden.“

[102] Der Verfasser gibt auch dem italienischen Schriftsteller Marsilio Ficino recht, daß die Platonische Eros-Ergriffenheit, die den Menschen über seine Natur hinaus erhebt und in „einen Gott verwandelt“, vorerst die Sache der schwärmerisch und ekstatisch-enthusiastisch Veranlagten sei, daß jedoch diese Gottbesessenheit mit ihren metaphysischen Ausblicken und ihrer ethisch-religiösen Selbsthingabe auch den gefühlsärmeren, schwer zu begeisternden und sogar den Zyniker hinreißen kann. Er meint, das dürften ihm die „geistigen Wonnen, das Seraphische, das Transzendente seiner ersten Liebe beweisen“.

In Mays Schriften klingen solche Gedanken nur leise an, liegen gleichsam im Unterbewußtsein, aber schon die Tatsache, daß es ihm gelingt, unser an erotische Bücher gewöhntes Volk an seine religiösen und sexuell neutralen Schriften so stark zu fesseln, ist ebenso ehrend für unser Volk wie für ihn, den Erzieher. Er hat Unzählige aus ihren sexuellen Nöten dadurch erlöst, daß er sie in freiere Luft und auf weitere Felder führte.

In jenem, oben schon genannten, sehr wertvollen Buche, das nicht viele Deutsche kennen werden, dem „*Dizionario dell' Omo salvatico*“ von den beiden bedeutenden italienischen Schriftstellern Giovanni Papini und Domenico Giuliotti (1923), wenden sie sich auch an das weibliche Geschlecht und rühmen sich, daß „in so vielen hundert Seiten (es sind 521) nicht eine, nicht eine einzige sich finden werde, die den Zweck hätte, sich dem üblichen Herkommen zu beugen, die Schönheit einer Verblühten, die Ehrbarkeit einer Messalina, die Allgewalt, die sinnenfällige, der weiblichen Seele, das ewig Weibliche in seiner Herrschgewalt **[103]** und die weitreichende Macht des ‚schwachen Geschlechtes‘ preisen zu wollen.“ Karl May hat in noch viel höherem Maße, in mehr als 40 Bänden, die Leser vergessen lassen, daß das Weib die Sinne und das Handeln der Männer beherrsche. Auf die Frage: „Wo steckt das Weib?“, findet man bei ihm keine Antwort. Seine Schriften sind im besten Sinne männlich, ohne deshalb weiberfeindlich zu sein. Sie lehnen aber die Oberflächenkultur der „Mondänen“ ab, gegen die sich auch das genannte *Dizionario* wendet (S. 23). „Für euch, die ihr gekleidet seid nach der Mode, angefüllt von fettem und lüsternem Fleisch, für euch, ihr aufrecht gehenden Schweine, geputzt durch Manicuren, Pedicuren, Friseure und Schneider, ist es ja viel wichtiger, den letzten Skandal eurer kleinen ‚großen‘ Welt zu erfahren, welche Farbe jetzt von den Londoner Gecken für die Krawatten bevorzugt wird, welches die letzte Parfümmarke der *Rue de la Paix* ist, welche die ‚chikste‘ Marke der Automobile und der Tabakartikel, welches das neueste Stück von Bernhard Shaw oder die letzte Offenbarung des Dada, welche die letzte elegante Ausgehaltene auf dem Markte, wie teuer sie ist und was für Edelsteine sie trägt: für euch Dilettanten ohne Neigung, Skeptiker ohne Qualen, Lebemänner ohne Leben, Kavaliere ohne Vornehmheit, ist es wichtig, diese Dinge kennen zu lernen und nicht die anderen, die Neuigkeiten der vorletzten Stunde zu erfahren, aber nicht die Wahrheit der letzten Stunde, die eines Tages auch für euch schlagen wird. Was können wir tun, wir armen Verfasser, die wir plump sind und schlecht gekleidet, kein Geld und keine Eleganz haben, außer den schmerzreichen Gott, an den wir glauben, **[104]** zu bitten, daß er Erbarmen habe, sogleich oder später, mit eurem Elend.“

Es ist noch nie stark genug betont worden, daß auch Karl May nie für diese elegante und dabei so nichtige Gesellschaft geschrieben, auch bei diesen nie Verständnis gefunden hat, dafür aber bei unseren schwer arbeitenden Massen und bei dem gesunden und aufstrebenden Teil der Jugend.

Ich behaupte anschließend, daß kein zweiter in Deutschland auf die Erziehung unseres Volkes einen so starken und entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Wer dem widerspricht, dem fällt die Pflicht zu, einen besseren Namen zu nennen, einen Namen, der in unserem Volke als Erzieher einen besseren Klang hat.

Ich habe selbst vergebens nach einem solchen gesucht: Soll ich etwa Adolf Matthias nennen mit seiner Alt-Tanten-Pädagogik in dem Buche: „Wie erziehe ich meinen Sohn Benjamin?“ Er war Vortragender Rat im preußischen Unterrichtsministerium, aber was weiß unser Volk von ihm? Und hat schon jemand einen Menschen kennen gelernt, der sich mit Stolz als Schüler des Matthias bekannt hätte? Es gibt gewiß viele Lehrer, die diesem oder jenem Schüler den Weg ins Leben gut und sicher gewiesen haben, aber einen Erzieher, der wie Karl May auf so weite Kreise, weit über irgendeinen einzelnen Schulbezirk hinaus, auf die Willensbildung unseres Volkes, zumal unserer Jugend, über ein halbes Jahrhundert hin so segensreich gewirkt hätte, kenne ich nicht und er wird auch nicht zu finden sein. Etwa Friedrich Paulsen, der berühmte Professor für Pädagogik an der Universität in Berlin? Sein eigener Sohn Rudolf, namhafter pädagogischer [105] Schriftsteller und Dichter, klagt anlässlich des zehnjährigen Todestages seines Vaters, daß seine pädagogischen Verdienste schon in Vergessenheit zu geraten scheinen. Aber Mays Verdienste werden mit jedem Tag mehr und mehr erkannt und gewürdigt.

Ja, es bleibt schon dabei: May ist der größte Erzieher des deutschen Volkes seit der Mitte etwa des vorigen Jahrhunderts. Er hat geleistet, was keinem von uns Berufserziehern gelungen ist, den Weg zu finden zum Herzen unseres Volkes. Er ist Unzähligen Führer in und durch das Leben geworden, wofür die zahlreichsten Zeugnisse vorliegen. Und die Wege, die er gewiesen hat als Versöhner der Völker, als Friedensprediger, als Kräftiger des Willens und als Erweiterer des Blickes bis in die letzten Fernen der Erde und des Weltalls, diese Wege werden jetzt von unseren Volksführern als notwendig, verheißungsvoll und errettend anerkannt. Man kann ohne Übertreibung sagen, die ganze heutige Pädagogik bewegt sich in den von Karl May gewiesenen Bahnen. Ich erwarte, daß seine dankbaren Schüler ihm, dem „Schundschriftsteller und Jugendverführer“, noch ein Ehrendenkmal errichten werden. Verdient hat er es!

Im Blockhaus Old Shatterhands

Von Dr. Georg Fröschel¹⁵

©

¹⁵ Der bekannte Romanschriftsteller hatte uns im Auftrag des Ullstein-Hauses besucht und seine Eindrücke in der „B.Z. am Mittag“ vom 5. Febr. 1927, sowie in zahlreichen andern Blätter wiedergegeben. Auf Wunsch vieler Leser erwarben wir den Aufsatz zum Abdruck.
Die Herausgeber.

[[112]]

Peter Rosegger an Robert Hamerling

(12. Juli 1877)

... Vor kurzem erhielt ich von einem Herrn Karl May, Redakteur in Dresden, für meinen „Heimgarten“ eine Erzählung: „Die Rose von Kahira, ein Abenteuer aus Aegypten“. Diese Geschichte ist so geistvoll und spannend geschrieben, daß ich mir gratuliere. Hätten Sie, Herr Professor, vielleicht zufällig den Namen Karl May schon gehört, oder wüßten, welches Blatt er redigiert? Seiner ganzen Schreibweise nach halte ich den Verfasser für einen vielerfahrenen Mann, der lange Zeit im Orient gelebt haben muß ...

* * *

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Dr. Hans Ludwig Rosegger, der Sohn des Dichters Peter Rosegger, stellt uns die Abschrift dieses Briefes, den sein Vater schon im „Heimgarten 1902“ abgedruckt hatte, zur Verfügung. Die darin erwähnte Erzählung „Die Rose von Kahira“ enthält die gleiche Handlung, die Karl May – mit verschiedenen Verbesserungen – in dem Buch „Durch die Wüste“, Kapitel 1 – 4, wiedergibt.

[[113]]

Karl May im Orient

Von Dr. Wolfgang von Weisl¹⁶

©

¹⁶ Der in Kairo lebende Verfasser, Berichterstatter des Ullstein-Hauses, hatte Dr. Fröschels vorstehende Schilderung in der „B.Z. am Mittag“ gelesen und darin Anlaß zu seinen nachfolgenden Ausführungen gefunden, die ebenfalls ihren Weg durch einen großen Teil der Presse nahmen. Auf unsre Bitte stellte er uns den kleinen Beitrag fürs Jahrbuch zur Verfügung. Die Herausgeber.

Zwei seltene Prachtstücke der Sammlung Patty Frank¹⁷

Von Hermann Dengler

I.

Von vielen Indianerstämmen Nordamerikas wurden die weißen Eindringlinge „Langmesser“ genannt, wegen der Degen und Säbel, die ihre Soldaten trugen. Beides waren den Indianern ungewohnte Waffen, mit denen sie sich im allgemeinen nicht befreundeten. Jedoch die Behauptung, daß die Indianer selbst niemals Säbel getragen hätten, ist irrig. Jedenfalls haben wir aus älterer und jüngerer Zeit schriftliche und Bildnachweise, daß Indianer Säbel mindestens als Prunkstücke trugen. Bei Gelegenheit werden sie diese Waffe wohl auch benützt haben. Gerade Degenklingen und gestreckte Säbelklingen wurden gern als Lanzenspitzen verwendet.¹⁸

Eine gewisse Vorliebe für Säbel scheinen die Apsároká¹⁹ gehabt zu haben. Sie fertigten sich dazu **[116]** selbst prachtvoll verzierte Scheiden nach ihrem Geschmack. Drei solcher Stücke sind von ihnen bekannt. Der Privatsammler und Händler [William] Lenders in Philadelphia besitzt eine solche Scheide ohne Säbel; der Maler [Charles] Schreyvogel besaß zwei, eine ohne und eine mit Säbel, letztere ging durch Tausch in die Sammlung Patty Frank über.

Es ist ein Prachtstück. Die Scheide besteht aus steifgegerbter Bisonhaut mit eingeschnittenen Verzierungen, ist mit blauem und rotem Tuch gesäumt und mit Lederriemen genäht. Sie hat unten einen länglich dreieckigen, großen „Schuh“, dessen Vorderseite mit einem entsprechend zugeschnittenen Stück Bisonleder besetzt ist. Dieses ist vollständig mit Perlen in verschiedenen Tönen von Rot, Blau, Gelb und Grün bestickt. Die beiden langen Seiten des Dreiecks sind mit langen Lederfransen verziert, die an ihrer Wurzel mit gelbgefärbten Stachelschweinborsten umwickelt sind; dazwischen sind blaue Glasperlen und kleine Messingglöckchen (Falkenschellen) eingezogen. An einem dünnen Riemen hängt eine stark von Motten zerfressene Adlerfeder. An der beim Tragen nach unten gerichteten Seite sind zwei rechteckige Anhänger aus Leder und rotem Tuch, reich mit Perlen besät, angebracht. In der Scheide selbst steckt lose ein Streifen Tannenholz zur Versteifung, ähnlich wie in vielen, aus weichem Leder gefertigten Messerhülsen. Nahe dem oberen Ende der Scheide befindet sich eine lange Lederschlinge zum Anhängen.

Der Säbel ist vermutlich eine alte Kavalleriewaffe, **[117]** von Tiffany and Co., New York. Der Lederbesatz des Griffes fehlt, zwei Korbspannen sind entfernt. Die ursprünglich gebogene Klinge ist durch kaltes Hämmern des Rückens gerade gestreckt. Die ganze Aufmachung zeigt, daß dieser Säbel ein Prunkstück war.

Im Jahre 1887 spielte ein Säbel eine gewisse traurige Rolle bei den Apsároká. Ein junger, hochfahrender Indianer namens Tschis-ta-pa-esh (wörtlich: Er umwickelt den Schwanz des Pferdes. Die Indianer flochten häufig die Schwänze ihrer Pferde in Zöpfe und umbanden diese mit roten oder sonst grellfarbenen Tuchstreifen) gab sich als großen Medizinmann auf. Er besaß einen rotbemalten Säbel, den er von den Cheyenne für besonders tapferes Verhalten bei der Sonnentanzmarter erhalten hatte. Nach einer anderen, weniger wahrscheinlichen Angabe wurde ihm die Waffe von einem schlaun Händler als „große Medizin“ in



¹⁷ Künftig: Karl-May-Museum. Vgl. oben S. 9, 75, 109.

¹⁸ Als Quellen sind u. a. folgende zu nennen: McKenney and Hall: History of the Indian tribes of North-America. Philadelphia 1836. I, Taf. 1 u. 34; Maximilian, Prinz zu Wied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 – 1834. Coblenz 1839 und 1841. Vignette X, Taf. 48; Balduin Möllhausen: Reise in die Felsengebirge Nordamerikas. Leipzig 1861. I, S. 230.

¹⁹ „Vogelvolk.“ Meist Upsaroka geschrieben. Gewöhnlich werden sie Crow = Krähenindianer genannt; sie sind ein zur Hidatsa-Gruppe gehöriger Siouxstamm, die Erbfeinde der ebenfalls zu den Sioux gehörenden Dakota.

die Hände gespielt. Wegen dieses Säbels wurde Tschis-ta-pa-esh von den Weißen gewöhnlich „Sword Bearer“ (Schwertträger) genannt.

Tschis-ta-pa-esh behauptete, übernatürliche Kräfte zu besitzen; er gab an, kaltes Wasser kochen lassen und nach seinem Belieben Regen machen zu können. Den ersten Trick erzielte er wahrscheinlich durch Brausepulver. Mit der Zeit wurde sein Benehmen immer toller, er benützte schlaue unzufriedene Stimmung unter den jungen Leuten des Stammes und die Sache wurde allmählich bedenklich. Er verübte allerlei Unfug mit seiner Bande und setzte am 30. Sept. 1887 auf der Agentur eine bewaffnete Kundgebung in Szene. Die alten, verständigen Häuptlinge mahnten vergeblich zur Ruhe. Der Kommandant von Fort Custer (am Little Bighorn, unterhalb des Schlachtfeldes vom 25. Juni [118] 1876²⁰) sandte schließlich Soldaten, um den Unruhestifter zu verhaften. Tschis-ta-pa-esh hatte inzwischen seinen Anhängern eingeredet, er sei kugelfest und könne auch sie mit Kugelfestigkeit ausstatten, dagegen vermöge er die Herzen der Soldaten durch Regen mutlos und weich wie Wasser zu machen.



Am 5. November 1887 kam es zu einem Zusammenstoß. Die Indianer waren zu Pferd auf einem Hügel versammelt und als die Truppen anhielten, um zu unterhandeln, ritt Tschis-ta-pa-esh im Galopp vor, umkreiste die Truppen singend und seinen Säbel schwingend zweimal und sprengte dann zu seinen Anhängern zurück. Gleich darauf ging ein Wolkenbruch nieder, der Grund wurde durchweicht, fast ungangbar und die Soldaten erhielten Befehl, ins Lager zurückzukehren. Tschis-ta-pa-esh schrieb diesen „Erfolg“ seinen Beschwörungsgesängen zu und seine Anhänger waren von seiner Macht überzeugt. Als der Boden einigermaßen aufgetrocknet war, rückten die Soldaten wieder an. Tschis-ta-pa-esh ritt abermals singend vor, einer seiner jungen Anhänger, die ihm nun folgten, konnte seine Erregung nicht mehr bemeistern und schoß. Jetzt gaben die Truppen eine Salve ab und drangen vor. Das Gefecht dauerte knapp zwei Minuten, Tschis-ta-pa-esh fiel, seine Anhänger wurden von panischem Schrecken ergriffen und zerstreuten sich in alle Winde²¹.

Dies war das klägliche Ende des einzigen bewaffneten [119] Aufstandes, den die Krähenindianer gegen die Regierung der Vereinigten Staaten unternommen hatte.

II.

Zur Sammlung Patty Frank gehört ein Schädel ohne Unterkiefer mit der offenbar dazugehörigen Kopf- und Gesichtshaut, die sich wie eine Schale vom Schädel abheben läßt. Das Stück, das sich schon seit vielen Jahrzehnten in Deutschland befindet, rührt her vom Kap Mendocino, nördlich von San Franzisko, Kalifornien. Der Schädel stammt von einem älteren, kräftigen Mann; sämtliche sechzehn Oberkieferzähne sind vorhanden, aber stark abgekaut, der Schmelz ist zum Teil abgesplittert, eine Folge der Austrocknung. Der Kopf zeigt keine Verletzungen. In der Hirnhöhle sind einzelne, an das Schädeldach angetrocknete Haare zu finden, ein Zeichen, daß das Gehirn künstlich entfernt wurde, und zwar durch das Hinterhauptloch.

Die dabei befindliche getrocknete Hautschale zeigt die ganze Gesichts- und Kehlhaut, sowie die größere Hälfte der behaarten Schädelhaut (Skalp) mit dem linken Ohr. Im Ohrläppchen ist eine Durchbohrung zu sehen. Ein ziemlich großes Stück der rechten Hälfte der Kopfhaut mit dem Ohr und die Nackenhaut fehlen. Einzelne Muskelfetzen und Drüsen, Lippen und linkes Auge sind vorhanden. Auch die Innenseite dieser Hautschale zeigt viele angetrocknete Haare. Kopf- und Gesichtshaare (Augenbrauen, Wimpern, Wangenhaare) sind zum Teil gut, in ganzen Büscheln, erhalten. Die Haarfarbe ist schwarzbraun, die Haare mittelfein, straff, glänzend. Die Haut ist zum größten Teil, auch auf der Innenseite, von einer schwärzlichen Schicht (getrocknetes [120] Blut?) bedeckt, an den freien Stellen der Außenseite ist die Farbe hell ockergelb.

Von nachträglichen Zerstörungen weist die Haut einige Risse durch nachlässige Behandlung, sowie Spuren von Insektenfraß (rundliche Löcher und Puppenreste) auf.

²⁰ Vgl. Patty Franks Aufsatz „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ im Jahrbuch 1926, S. 32.

²¹ James Mooney: *The ghost dance religion (14th annual report of the Bureau of American ethnology, part II, 1892/93)*. Washington 1896.

Die Beschaffenheit der beiden Stücke zeigt deutlich, daß die Haut in frischem Zustand auf ziemlich rohe Weise vom Schädel getrennt wurde und später halbtrocknet wieder darüber gestülpt worden war. Eingehendere schriftliche Angaben zu dem merkwürdigen Stück fehlen.

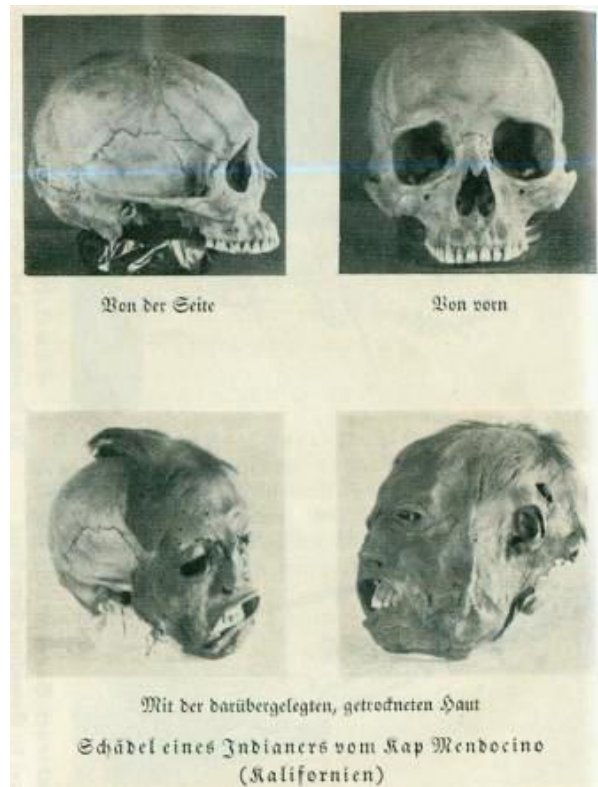
In Indianergeschichten liest man immer nur von Skalpen als heißbegehrten Trophäen. Selbst bei Gebildeten ist der Begriff Skalp, skalpieren so innig mit dem Wort Indianer verbunden, daß man ungläubigem Staunen begegnet, wenn man von kopfjagenden Indianern spricht oder gar behauptet, daß es für das Wort skalpieren einen klassischen, griechischen Ausdruck gibt (ἀποσχυθίζειν = „abskythen“, d. h. die Haut nach skythischer Sitte abziehen). Die Indianer hatten also durchaus nicht das Vorrecht auf diese Sitte. Im Altertum haben die Skythen nach Herodots Beschreibung ganz genau wie die Indianer skalpiert; aber auch andere europäische Völker, die Vandalen, Westgoten, Franken, Kimbern und Teutonen scheinen zum Teil diesem Brauch gehuldigt zu haben²².

Friederici hat nachgewiesen, daß das Skalpieren in Nordamerika ursprünglich nur in wenigen Gegenden [121] geübt wurde, daß diese Sitte sich erst nach Ankunft der Europäer so stark ausbreitete, und zwar naturgemäß von Ost nach West.

In Südamerika hat das Skalpieren weit geringere Verbreitung, aber anscheinend doch eine größere als Friederici annimmt. Es gibt viele noch heute völlig unbeeinflusste Indianerstämme, besonders in Brasilien, und manch Merkwürdiges harrt dort noch der Aufklärung durch gewissenhafte Forschung. Im allgemeinen ist Südamerika ein Kopftrophäengebiet und auch bei den von Friederici naturgemäß nicht erwähnten Gebieten des Amazonastales, in denen erst in jüngster Zeit Skalpe festgestellt wurden, bleibt der blanke, entfleischte Schädel die Haupttrophäe²³.

Einzelne Gebiete sind auch in Nordamerika der ursprünglicheren Schädel-trophäe verblieben, im Nordwesten, Niederkalifornien, an der Westküste und im Felsengebirge.

Kalifornien war ein Mischgebiet. Die rasch vordringenden „Kulturpioniere“ hatten auch dorthin das [122] Skalpieren gebracht. Jeder Art von Trophäe setzte jedoch das ungemein schnelle Dahinschwinden der Urbevölkerung ein Ziel. Solche Stücke aus dieser Gegend zählen daher zu den größten Seltenheiten.



²² Vgl. darüber besonders: Georg Friederici: Skalpieren und ähnliche Kriegsbräuche in Amerika. Braunschweig 1906.

²³ Als ich 1924 den leider zu früh verstorbenen Ethnologen Prof. Th. Koch-Grünberg auf seiner letzten Reise begleitete, trafen wir im Juli in Pará mit Curt Nimuëndajú zusammen, einem früheren Beamten des brasilianischen Indianerschutzdienstes. Dieser erzählte, daß die karäibischen Arára (in der Gegend des mittleren Rio Madeira) im Frühjahr 1924, aufgestachelt von Gummisuchern und von ihnen mit Feuerwaffen versorgt, einen Ueberfall auf die ihnen benachbarten Yuma (nicht zu verwechseln mit den sonorischen Yuma in Nordamerika!) gemacht hatten, wobei sie zwei Köpfe erbeuteten. Von jedem Kopf wurden folgende Trophäen hergestellt: ein Skalp, auf Holzreifen gespannt, genau wie bei den Indianern Nordamerikas und des Gran Chaco; eine Gesichtshaut, ähnlich den Hautköpfen der Jivaro in Ecuador; ein Zahnhalband und endlich die Haupttrophäe, der Schädel.

Eine Menge kleiner, unter sich zersplitterter und scheinbar voneinander unabhängiger Stämme bevölkerte das Gebiet von Washington, Oregon und Kalifornien. In diesen Wirrwarr hat jüngst der verdienstvolle amerikanische Gelehrte, Dr. A. L. [Alfred Louis] Kroeber, Ordnung gebracht, soweit dies nach den kümmerlichen Resten und Aufzeichnungen möglich ist²⁴.

Um das Kap Mendocino, woher der Schädel in Patty Franks Sammlung stammt, saßen die athapaskischen Mattole, Sinkyone, Kato, Lassik und Wailaki, Sprachverwandte der Apatschen und Návaho²⁵. Nördliche Nachbarn der Mattole sind die algonkischen Wiyot, südlich von den Kato wohnen Yukistämme.

Die meisten Kalifornier standen auf sehr niederer, oft niederster Kulturstufe und fristeten als Jäger ein für unsre überfeinerten Begriffe kümmerliches Dasein. Auch über ihre Kriegssitten sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Zusammenstöße mit den rohen Goldsucherbanden endeten gewöhnlich mit der Vernichtung der Indianer.

Die eingehendsten Aufzeichnungen über die Behandlung und Bedeutung des dem Feind abgeschnittenen Kopfes haben wir von den Kato, den südlichen Nachbarn **[123]** der Mattole: sie erscheinen als die eifrigsten Kopfabstecher.

Gewöhnlich nahmen die Sieger vom Schlachtfeld nur einen Schädel mit, um mit diesem im Festhaus zu singen und zu tanzen. Oft erhielten junge Frauen und Mädchen den Kopf, den sie dann spottend als Gemahl anredeten, mit den Zähnen faßten und trugen und dazu: pi, pi, pi zirpten. Häufig wurde die ganze Haut mit dem Gesicht mit Hilfe der Zähne vom Schädel gerissen, dann wurde mit beiden Teilen getanzt. War im Lauf der Zeit der natürliche Zersetzungsprozeß weit **[124]** fortgeschritten, so wurde der Kopf weggeworfen, mit Steinen bedeckt und seinem Schicksal überlassen. Die meisten Schädel zerfielen naturgemäß mit der Zeit.

Der abgeschnittene Feindeskopf war also bei diesen Stämmen keine Trophäe im eigentlichen Sinn dieses Wortes, sondern der Vertreter der geschlagenen Feinde, mit dem man in barbarischem Siegerübermut Spott und Hohn trieb.

²⁴ Alfred L. Kroeber: Handbook of the Indians of California (Bureau of American Ethnologia Bulletin 78). Washington D. C. 1925.

²⁵ Karl May verwendet die spanische Schreibart: Navajo.

[[125]]

Im Urwald der Windriver-Berge

Von Karl B u d d e , U.S.A.²⁶

©

²⁶ Der Verfasser fährt hier mit der Schilderung seiner Reise ins nordamerikanische Felsengebirge fort. Vgl. Jahrbuch 1923, S. 367, Jahrbuch 1924, S. 303, Jahrbuch 1925, S. 128 und Jahrbuch 1926, S. 394. Der Herausgeber.

[[158]]

Heimwärts

Von Dr. Wilhelm Matthießen²⁷

©

²⁷ Der Verfasser schließt hiermit seine „Spessartreise“ ab, die er im Jahrbuch 1922 begann. Vergleiche hierzu: Jahrgang 1922, S. 335, Jahrgang 1923, S. 321, Jahrgang 1924, S. 325, Jahrgang 1925, S. 137 und Jahrgang 1926, S. 333. Die Herausgeber.

Wildniszauber

Von Tony Kellen

Diesen Aufsatz geben wir wieder, weil er uns an die Wurzel dessen zu rühren scheint, was man mit dem Sammelnamen „Romantik“ und „Exotik-Romantik“ nur verschwommen und unklar beschreibt. Im vergangenen Jahrhundert prägte man das Wort „europamüde“ für die, die sich in die einfacheren, unverbogeneren Verhältnisse der „unzivilisierten“ Länder flüchteten. Uns scheint, daß dies Wort nur unvollkommen erklärt, was sich im Innern des heutigen Menschen abspielt: die oft unbewußte Abwehr gegen die wachsende Seelenarmut des technischen Zeitalters, gegen die Ueberspannung der sogenannten Kultur – es ist die Kulturermüdung. Da aber die Erdkugel immer kleiner wird, Rundfunk und Flugzeug auch den letzten Fluchtwinkel der Wildnis entzaubern und vernüchtern, so flieht der heutige Mensch nicht mehr in den Wilden Westen oder in das dunkelste Afrika, sondern in die Literatur. Diese ewig neugeborene Fernsehnsucht seiner Mitmenschen hat Karl May im eigenen Ich mitgelitten und sich in seinen Werken von ihr freigeschrieben; seine Leser finden daher alles, was ihnen die enger werdende Welt versagt, in seiner bunten Wahrheit und Dichtung. Das ist das letzte Geheimnis seines Erfolgs. Ein anderer schlagender Beweis für das Streben der Menschheit in unberührten Weiten ist z.B. auch die stürmische Aufnahme der „Tarzan“-Literatur. Mag man sich zu ihr stellen, wie man will – uns bleibt die Aufgabe, das Wesen dieser Art von Romanschöpfungen zu erfassen und daraus zu lernen, was der ruhelosen, gehetzten Gegenwart not tut.

Aus diesem Gesichtswinkel heraus dürften die nachstehenden, spannenden Ausführungen Tony Kellens, des bekannten Kosmos-Redakteurs und Übersetzers der beiden ersten Tarzan-Bände, dem Jahrbuch-Leser willkommen sein.

Die Herausgeber.

[181]

I.

Der erste Eindruck, den man von einem Buche gewinnt, bietet immer einen besonderen Reiz, zumal, wenn man nicht etwa durch Kritiken oder Referate mit Inhaltsangabe beeinflusst ist, und da muß ich sagen, daß gerade der erste Eindruck, den ich vom ersten Tarzan-Band empfing, für mich entscheidend war, ihn zu übersetzen. Beim Lesen der Einleitung dachte ich anfänglich, es sei wohl möglich, daß [Edgar Rice] Burroughs alte Papiere aufgefunden habe, mit deren Hilfe er den Roman geschrieben. Das ist an und für sich gar nicht undenkbar, und der erste Band enthält – vielleicht von wenigen Einzelheiten abgesehen – auch nichts, was unmöglich wäre. In diesem Bande handelt es sich nur darum, zu zeigen, wie der Sohn von Europäern in der Wildnis bei Affen aufwächst, anfänglich auch ganz wie ein Affe lebt, bis die bei ihm vorhandenen Anlagen einer höheren Abstammung zum Durchbruch kommen und er sich allmählich einen Teil der modernen Kultur, die uns durch die Erziehung beigebracht wird, selbst aneignet. Das ist ein Problem, das zum mindesten ebenso reizvoll ist wie das alte Robinson-Motiv, das seit dem 18. Jahrhundert die Gemüter gefesselt hat und auch heute noch jung und alt anzieht.

Sobald Tarzan dann nach Europa gelangt und in die zivilisierte Welt eintritt, hat die erste exotische Periode seines Lebens ihren Abschluß erlangt, und Burroughs hätte damit schließen können. Aber nun reizte ihn ein anderes Motiv, nämlich die Frage, ob unsere moderne Kultur dem Zustand der Wildnis wirklich so weit überlegen ist, wie wir das **[182]** gewöhnlich annehmen. Damit berührte er eine Frage, die, wie ich später noch zeigen werde, namentlich im 18. Jahrhundert die Gemüter viel beschäftigt hat. Daß er sich nun durch den Erfolg seines Romans verleiten ließ, eine ganze Reihe Bände zu schreiben – von mir stammt nur die Übersetzung der beiden ersten – und diesen Erfolg buchhändlerisch auszunützen, solange das amerikanische Publikum ihm Gefolgschaft leistete, ist eine Sache für sich, die mit der uns hier beschäftigenden Frage nichts gemein hat. Er hat damit lediglich dasselbe getan, was viele Schriftsteller, und nicht die schlechtesten, vor ihm taten. Man mag solche Fortsetzungen vom rein literarischen Standpunkt niedriger einschätzen als das Hauptwerk, ein großer Teil des Publikums läßt sich jedenfalls dadurch nicht beirren, sondern will die Geschichte bis zum Schluß lesen. Diese Leser stört es auch nicht, daß in den folgenden Bänden der Autor seiner Phantasie freien Lauf gelassen hat; ihnen imponiert eben der Kerl, der unbedenklich und bedenkenlos erzählen kann. Allerdings regte sich auch der Widerspruch gewisser Kritiker; andere kamen noch hinzu, als bekannt wurde, daß in einem der nicht übersetzten Bände der amerikanischen Tarzen-Reihe Angriffe auf Deutsche enthalten sind. Daß ein Amerikaner, der den Weltkrieg nur aus amerikanischen Darstellungen kennengelernt hatte, Deutsche nicht als edle, der ganzen Entente

überlegene Ritter darstellen würde, war ja zu erwarten, aber da er sich inzwischen eines Besseren hat belehren lassen und den fraglichen Band auch in der amerikanischen Ausgabe aus dem Handel zurückgezogen hat, so dürfte dieser Fall damit erledigt sein. Und deshalb dürfte es jetzt **[183]** auch zulässig sein, eine Frage zu erörtern, die sich mir schon beim Übersetzen des ersten Bandes aufgedrängt hat, nämlich: hat Tarzan Vorfahren gehabt, d. h. hat es in der Wirklichkeit Menschen gegeben, die, obschon von zivilisierter Abstammung, in der Wildnis aufgewachsen sind?

II.

Der große [Carl von] Linné hat nicht bloß die Botanik, sondern das ganze Naturreich klassifiziert, und so hat er als eine besondere Unterart des „*homo sapiens*“, den wir im Deutschen gemeinhin Mensch nennen, vielleicht, weil wir zu seiner Weisheit nicht allzuviel Zutrauen haben, den „*homo sapiens ferus*“, den in der Wildheit lebenden Menschen aufgestellt. Er verstand darunter Menschen, die durch irgendeinen Zufall von der menschlichen Gesellschaft in ihrer frühesten Jugend getrennt in dem Dickicht der Wälder so sehr verwilderten, daß er aus ihnen eine besondere Menschenklasse machen zu sollen glaubte. Von dem Dasein solcher Menschen waren auch andere Forscher überzeugt. Tarzan kann sich also rühmen, daß kein geringerer als Linné ihm einen wissenschaftlichen Namen gegeben hat.

Nun fragte es sich aber, ob solche Menschen in Wirklichkeit gelebt haben. Diese Frage muß man bejahen, denn im Laufe der Jahrhunderte ist es wiederholt vorgekommen, daß wilde Menschen, die nackt gingen, die nicht sprechen konnten, die von roher Nahrung lebten und gekochte Speisen nicht vertrugen, die wie ein Affe auf die Bäume kletterten und wie ein Fisch im Wasser schwammen, in Wäldern eingefangen wurden.

[184] Über einen sehr merkwürdigen Fall dieser Art berichtet eine alte Chronik von Thüringen. Sie erzählt nämlich: Im Jahre 1304 [1344?] wurde in Hessen ein etwa 13jähriges Kind in Gesellschaft von Wölfen gesehen. Es lief wie die Wölfe auf allen Vieren und war völlig nackt. Da man das seltsame menschliche Wesen wiederholt bei Angriffen auf das Vieh sah, machte man auch den Landgrafen von Hessen auf den Fall aufmerksam. Der gab seinen Jägern den Auftrag, das Kind zu befreien, ohne daß ihm die Hunde Schaden täten. Die Jäger umstellten den Wald und kreisten schließlich die Wölfe in einem Garn ein. Bei dem Kampf setzte sich vor allem das wölfische Adoptivkind heftig zur Wehr, es wurde aber unversehrt gefangen und an den landgräflichen Hof gebracht. Man mußte es zähmen wie ein wildes Tier, es in Fesseln legen und ihm die Glieder mit Holz schienen, damit es wie Menschen aufrecht gehen lernte. Als der Knabe sprechen gelernt hatte, erzählte er, daß ihn die Wölfe als etwa dreijähriges Kind geraubt hätten. Das Fleisch, das ihm die Wölfe zu essen gegeben, hätten sie vorher erst so lange um einen Baum herumgeschlagen, bis es mürbe geworden sei. Im Winter scharften ihm die Wölfe eine Grube, polsterten sie mit Moos aus und legten sich so um ihn herum, daß er völlig warm gewesen sei. Sie lehrten ihn auf Händen und Füßen mit großer Schnelligkeit gehen und über Gräben und Hecken springen. Das konnte der Knabe auch sehr gut. Er sprang über die höchsten Planken. Unter den Leuten am landgräflichen Hof war niemand, der ihn im Wettlauf überholt hätte. Dabei lief er auf allen Vieren. Unter den Menschen fühlte er sich nicht sehr wohl, er sehnte sich zurück unter die Wölfe.

[185] Welche Tatsachen dieser Erzählung zugrunde lagen, läßt sich jetzt natürlich nicht mehr feststellen, auch nicht, inwiefern die Einzelheiten richtig sein mögen.

In der älteren Literatur sind eine Menge derartiger Fälle aus verschiedenen Zeiten und Ländern verzeichnet. Die meisten dieser Fälle beziehen sich auf Knaben und nur einzelne auf Mädchen; gerade eines von diesen, das man das „Mädchen in der Champagne“ (*Puella campanica* in der damaligen Gelehrtensprache) nannte, spricht überzeugend von der Richtigkeit der Anschauung neuerer Forscher, es handle sich hier nicht um Wilde, sondern um Verwilderte. [Marie-Angélique Memmie LeBlanc, 1712-1775]

Der Schauplatz der Geschichte ist das etwa vier Meilen von Châlons an der Marne gelegene Dorf Songi (wahrscheinlich die jetzige Gemeinde Sogny). An einem Septembertag des Jahre 1731 näherte sich dem Dorfe um die Dämmerungszeit eine abenteuerliche Gestalt. Es war ein Mädchen von 9 bis 10 [19] Jahren; Lumpen und Felle bildeten ihre Kleidung, ihre Füße waren nackt, auf dem Kopfe trug sie statt des Hutes einen Kürbis, und ihre kleine Hand schwang eine hölzerne Keule. Es gibt rohe Menschen in der Welt, und ein solcher war es auch, der die sonderbare Mädchengestalt zuerst erblickte. Er ließ auf sie seine Dogge los. Die kleine Abenteuerin floh nicht, sondern blieb mutig stehen und setzte sich gegen den Hund zur Wehr.

Die Dogge sprang heran, aber in demselben Augenblick sauste ein so heftiger Keulenhieb auf den Kopf des Tieres nieder, daß es mit zerschmettertem Schädel zu Füßen des Mädchens sank. Mit wildem Jubelgeschrei warf sich nun dieses mehreremal auf den Körper des Hundes, sich des Sieges freuend, also ganz nach Tarzans Art.

[186] Die Wilde betrat nun das Dorf, an dessen Eingang sie ein so unfreundlicher Empfang erwartet hatte, begab sich an ein Haus und wollte eine Tür öffnen. Als der Versuch mißlang, verließ sie das Dorf wieder, ging auf ein Feld in der Nähe des Flusses, kletterte hier behend auf einen Baum und schlief dort ein.

Die Kunde von der wundersamen Erscheinung verbreitete sich bald im Dorfe, Menschen eilten herbei, und einer Frau gelang es, das Mädchen von dem hohen Sitz herabzulocken; es wurde nunmehr von den Dorfbewohnern gefangen genommen.

Wohin sollte man den Wildling führen? Doch ins Schloß, und man brachte sie dort in die Küche. Da trat die Wildheit des Mädchens sofort zum Vorschein. Der Koch bereitete gerade Geflügel; wie ein wildes Tier stürzte es auf die gerupften Vögel und begann sie zu verzehren. Erstaunt über diese Roheit gab man ihm ein Kaninchen, und es würgte es mit Haut und Haaren hinunter, also auch wie Tarzan.

Man behielt diese Merkwürdigkeit im Dorfe, nannte sie La Blanche und konnte sie genauer beobachten.

Sie war ein Mädchen von weißer Farbe, das sich im Äußern wenig von andern Kindern ihres Alters unterschied; nur waren ihre Daumen im Verhältnis zu der übrigen Hand sehr mächtig entwickelt; der Grund dieser Erscheinung wurde bald erkannt: sie rührte vom Klettern auf Bäumen her, dem sich die Kleine mit Vorliebe widmete und in dem sie eine erstaunliche Fertigkeit besaß. Sie war darin fast so geschickt wie ein Affe und konnte sich von einem Baum auf den andern schwingen, wenn sie nur die dünnsten **[187]** Zweige erfaßte (genau wie Tarzan). Sie erstieg Mauern und wußte auf Dächern sicher zu gehen. Durch die kleinsten Öffnungen schlüpfte sie geschickt wie eine Katze.

Ihr Gang war auch von dem anderer Menschen verschieden. Sie setzte die Füße nicht weit auseinander; sie trippelte rasch; sie glitt mehr, als daß sie ging; aber sie war eine Schnellläuferin ersten Ranges. Wie ein Windhund konnte sie das Wild im Laufe erhaschen.

So war sie auf Bäumen und zur ebenen Erde gewandt, und auch das Wasser war ihr Element. Sie schwamm und tauchte ausgezeichnet und fing dabei mit der Hand Fische und Frösche, die ihr als Nahrung dienten. Mit dem Eichhörnchen des Waldes, mit dem Hasen im Felde, mit der Fischotter im Wasser konnte die Kleine wetteifern, – aber wieviel Menschliches fehlte ihr! Sie hatte keine Sprache! Sie brachte nur ein Geschrei hervor, durch das sie ihren Affekten Luft machte, und das grausig klang, wenn die Kleine in Schrecken oder in Zorn geriet.

Man wollte das Mädchen erziehen, aber es dauerte lange, bis die wilde unbezähmte Natur in ihr gebrochen wurde. Anfangs ließ man ihn einige Freiheit, und so ging sie im Garten umher, grub mit ihren Händen und Nägeln verschiedene Wurzeln aus der Erde, setzte sich in die Krone eines Baumes und ahmte den Vogelsang nach. Dann behandelte man sie strenger und zwang sie, die Gewohnheiten der zivilisierten Menschen anzunehmen.

Es dauerte lange, bis sie die ersten Laute zu artikulieren anfang. Man wollte sie aber auch an eine andere Nahrung gewöhnen. Sie sollte aufhören, **[188]** rohes, blutiges Fleisch, Blätter, Zweige und Wurzeln zu verzehren, und sich wie andere Menschen nähren. Aber damit brach für die Kleine eine wahre Leidenszeit an. Sie konnte weder Brot, noch gekochtes oder gebratenes Fleisch vertragen, und das so kräftige Mädchen machte eine schwere Krankheit nach der andern durch. Mitunter aber brach ihre Wildheit doch die Fesseln. Stand sie am Fenster, so lockten sie die Baumkronen, ihre ehemalige Heimstätte, es lockte sie die Flut, in der die Fische, ihre einstige Nahrung, schwammen. Und so sprang sie mitunter angekleidet in den Teich, um Frösche und Fische zu fangen. Einmal war sie bei einer großen Tafel im Schloß von Sogny; die gekochten Speisen gefielen ihr nicht, und so stürzte sie plötzlich heraus, lief an die Ufer von Gräben und Teichen, sammelte eine Menge von lebenden Fröschen, kehrte mit ihnen in den Speisesaal zurück und setzte sie mit vollen Händen auf die Teller der Gäste. Sie konnte damals nur die Worte „*tien man, donc tien!*“ rufen, und damit drückte sie ihre Freude über den Einfall aus.

Mitunter war sie auch wild; als ein Herr sich ihr näherte, stieß sie ihren schrecklichen Ruf aus und schlug ihn so ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

Es war also ein urwildes Kind; „die Wilde“ hieß sie auch überall, und ein Weiser jener Zeit kam auf den Gedanken, diesen ungezähmten Charakter dadurch zu brechen, daß er wiederholte Aderlässe

verordnete. Das half ihr wenig, die Wilde wurde noch schwächer, bis sie endlich infolge fortgesetzter Erziehung ihre alten Gewohnheiten aufgab und menschlich lebte.

Der Dorfschäfer, ihr Pflegevater, starb indessen **[189]** nach ein paar Jahren, und man brachte die bereits Gezähmte in ein Kloster zu Châlons; später siedelte sie nach St. Menehould über.

Die Kleine war inzwischen groß geworden; sie sprach Französisch wie jedes andere Mädchen, sie war in weiblichen Handarbeiten äußerst geschickt, man nannte sie Fräulein Blanche, und sie sollte Nonne werden.

Natürlich war man bestrebt gewesen, sobald sie zu sprechen anfang, sie über ihr Vorleben auszufragen, und man erfuhr etwa folgendes: Sie erinnerte sich wohl der Zeit, die sie in Wäldern zugebracht hatte; aber ihr ganzes Denken war damals nur auf ihre Bedürfnisse und deren Befriedigung beschränkt. Dagegen hatte sie nicht die geringste Erinnerung, weder an Vater, noch an Mutter, noch an eine andere menschliche Person. Aber sie wußte wohl, daß sie im Walde gelebt und auf Tiere Jagd gemacht hatte. Dörfer, Häuser hatte sie früher nie gesehen, doch in ihrer Erinnerung aus frühester Zeit schwebte ihr allerlei Dunkles, wie Erdlöcher oder Erdhütten und ein großer Fluß oder das Meer vor. Sie erzählte von einem wunderbaren Erlebnis, das ihr wenige Tage, bevor sie eingefangen wurde, begegnet war. Mit einer Gefährtin hatte sie nach ihren Aussagen einen großen Fluß (vielleicht die Marne, oder, falls sie aus dem Argonner Wald kam, die Aisne) schwimmend überschritten, sie hatte bald darauf mit ihr Streit gehabt und sich von ihr getrennt.

Natürlich kann man nicht viel auf die Einzelheiten in den Erinnerungsberichten der Verwilderten geben; denn während der Zeit, da sie sprechen lernte, hatten sich zwischen die alten Erinnerungsbilder unzweifelhaft neue eingeschoben. Festgestellt scheint dagegen **[199]** zu sein, daß die Wilde schon einmal, bevor sie bei Sogny auftauchte, gefangen und der menschlichen Pflege zugeführt worden war, der sie sich durch die Flucht entzog. Über ihre Herkunft wurde aber nie Genaueres festgestellt. Wie andere Wildlinge, so war auch sie ein Gegenstand der allgemeinen Teilnahme. Als sie zuletzt in ein Pariser Kloster übersiedelte, trat sie auch wissenschaftlichen Kreisen näher. Gelehrte ließen sich nicht nehmen, die rätselhafte Person aufzusuchen, und es wurden verschiedene Hypothesen aufgestellt; ja, man ging sogar so weit, anzunehmen, das Mädchen stamme aus dem Eskimolande!

Neben das Champagner Mädchen sind noch das Mädchen von Cronenburg (*Puella transsilvana*) und das ungarische Bärenmädchen zu stellen. [1711: puella transilvana, gefunden bei Overijssel, 1717 Mädchen bei Kronenburg.]

Das Mädchen von Cronenburg wurde in einem Treiben, an dem sich 1000 Bauern mit Netzen und Stricken beteiligten, im Jahre 1711 eingefangen, das Bärenmädchen dagegen bei einer Bärenjagd in der ungarischen Gespanschaft Sohl in einer Höhle ertappt [1767]. Die Berichte über jene Fälle sind aber nicht so ausführlich und charakteristisch, wie der über das Mädchen in der Champagne.

Auch im Luxemburger Lande, und zwar an der belgischen [französischen] Grenze, hat einmal eine verwilderte Frau im Walde gelebt. Man nannte sie *La Sauvage*, und als dort 1613 [1625] mitten im Walde ein Hüttenwerk gegründet wurde, erhielt die Gegend ihren Namen, den sie bis heute behalten hat: *La Sauvage*. Es ist noch heute eine abgelegene waldige Gegend, die zu der jetzigen Industriestadt Differdingen gehört.

[Sage? Siehe: Nikolaus Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, 1883.]

Es dürfte wohl nicht zu bestreiten sein, daß in manchen Fällen kleine Kinder bei wilden Tieren aufgewachsen **[191]** sind. Einen solchen Fall hat z. B. Rudyard Kipling in seinen Dschungel-Geschichten erzählt, und aus Indien wurde schon öfter berichtet, daß ein gänzlich verwildertes Kind gefunden oder vielmehr gefangen wurde, das mit einer Wolfsfamilie zusammen gelebt hat. Auch soll es öfter vorgekommen sein, daß ein Knabe zusammen mit jungen Bären aufwuchs.

Dr. Th. [Theodor] Zell, der sich mit so vielen Tierfragen beschäftigt hat, befaßt sich in seinem „Gemütsleben in der Tierwelt“ auch mit den Adoptivkindern von Wölfen und Bären. Er hält es nicht für zweifelhaft, daß unter Umständen eine säugende Bärin oder Wölfin einen menschlichen Säugling adoptiert. Daß Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt worden sind, sei durchaus nicht unmöglich. Alle Tiermütter sind nämlich, wenn sie durch einen Unfall ihre Nachkommenschaft verloren haben, ganz erpicht auf Adoptivkinder, selbst wenn diese sonst zu ihren Feinden oder ihrer Nahrung gehören. Natürlich entspringt diese überquellende Liebe nicht etwa einer sittlichen Regung, sondern wohl meist, wenn auch nicht ausschließlich, dem Umstand, daß sie die Milch drückt. Daß Hündinnen junge Löwen und Tiger säugen, kann man oft genug in zoologischen Gärten beobachten. Ebenso kommt es vor, daß Katzen Eichhörnchen und Ratten säugen, daß eine Hündin auch Kätzchen säugt und dergleichen mehr. Es ist deshalb sehr leicht möglich, daß Tiere auch Menschenkinder säugen. Voraussetzung ist nur, daß sie nicht

wie Pferde, Hirsche oder Rehe im Stehen säugen, sondern sich wie Bären, Wölfe und Hunde dabei hinlegen.

[192] Nun ist aber die Säugezeit bei Wölfen und Bären nur kurz, und Dr. Zell glaubt, nach deren Ablauf wäre das Leben des menschlichen Säuglings nicht mehr zu erhalten, denn was ihm eine Bärin oder Wölfin vorsetze, sei wohl für einen Raubtiermagen genießbar, nicht aber für einen so empfindlichen Menschenmagen. Die Tiere werden jedoch ihrem eigenen Jungen wohl nicht gleich im Anfang so schwer verdauliche Speisen vorsetzen, daß nicht auch ein hungriges Menschenkind sich daran gewöhnen könnte. Ebenso ist es mit der Frage des Auffressens. Wenn eine Wölfin oder eine Bärin ein Menschenkind aufgezogen hat, so ist es doch wohl denkbar, daß sie es auch später nicht auffrißt, da sie es als ihr eigenes Junges ansieht. Sie würde es sicher auch gegen andere Wölfe oder Bären verteidigen; allerdings würde ihr das gegenüber einer größeren Zahl kaum gelingen, aber Wölfe und Bären leben doch nicht immer in größerer Zahl beisammen.

Es ist also alles in allem nicht unmöglich, daß ein Kind bei wilden Tieren aufwächst. Namentlich fallen bei Affen die Bedenken, die Dr. Zell betreffs der Wölfe und Bären äußert, fort.

Der bekannte amerikanische Schriftsteller [Ernest] Thompson-Seton erzählt in „Wilde Tiere zu Hause“ u. a. die Geschichte eines siebenjährigen Knaben, der bei einem Dachs lebte. Der Knabe hatte sich von Hause verlaufen und war schließlich in eine Dachshöhle gekrochen. Die Dachsmutter hatte ihre Jungen verloren, und sie befreundete sich mit dem Knaben, wollte ihm zu trinken geben, was er aber dankend ablehnte, während er einige der Nahrungsmittel annahm, die sie ihm brachte. Obschon er so nur ein paar **[193]** Wochen in der Höhle gelebt hatte, gewöhnte er sich schon, auf allen Vieren zu gehen. Seine Angehörigen fanden ihn und brachten ihn nach Hause zurück. Bald darauf erschien aber auch die Dachsmutter, die als Hauskamerad bei dem Knaben blieb und ihm ein lieber Spielgenosse war, bis sie von einem bösen Nachbar erschossen wurde. Thompson-Seton gibt nicht bloß Zeit und Ort an, sondern auch Personen, von denen die Geschichte bezeugt werden kann.

Werden Menschen von Tieren gesäugt, so kommt auch das Gegenstück vor. Bei den Ainos, den Ureinwohnern von Japan, die indes einer durchaus anderen Rasse angehören als die Japaner und im Aussterben begriffen sind, herrschen noch heute ganz seltsame alte Bräuche. Zu ihrem Kult gehört auch, daß jeder Stamm sich ständig einen lebenden Bären hält, der göttliche Verehrung genießt und deshalb aufs sorgfältigste gepflegt wird. Um ein richtiger „Heiliger“ zu werden, muß der Bär aber ganz jung eingefangen werden, und das geschieht, indem man ihn entweder einer Bärenmutter raubt oder aber auch das Bärenweibchen erlegt, um das Junge zu erlangen. Damit das junge Tier jedoch nicht verhungert, wird es von den Ainofrauen an der Brust gesäugt, und zwar in der Regel verhältnismäßig lange Zeit, denn die Frauen verrichten diesen Liebesdienst gern, weil er ihnen Glück und Zaubersegen bringen soll.

III.

Schon Jean Jacques Rousseau hat sich mit der Frage beschäftigt, ob es nicht wilde, vierfüßige Menschen gebe. In den erklärenden Zusätzen zu **[194]** seiner Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (1754) weist er vorerst darauf hin, daß die Kinder anfänglich auf allen Vieren zu laufen versuchen und erst lernen müssen, aufrecht zu gehen. Dann erwähnt er die Hottentotten und die Karaiben auf den Antillen, bei denen man die Kinder auf allen Vieren gehen läßt, so lange sie wollen, so daß sie dann Mühe haben, sich aufrecht halten zu lernen.

Rousseau führt verschiedene Beispiele vierfüßiger Menschen an, und zwar vorerst den bereits oben beschriebenen Fall aus Hessen, und er fährt dann fort: „So verhielt es sich auch mit dem Kinde, das man 1694 in den Wäldern Litauens fand und das unter den Bären lebte. Es gab, sagt [Etienne Bonnot] de Condillac, kein Zeichen von Verstand, ging auf Füßen und Händen, konnte nicht sprechen und gab Töne von sich, die in keiner Weise denen eines Menschen ähnelten. Der kleine Wilde aus Hannover, den man vor einigen Jahren an den englischen Hof brachte [Wilder Peter von Hameln, ca. 1711-1785], hatte die größte Mühe, sich zum Gehen auf zwei Beinen zu zwingen, und man fand 1719 zwei andere Wilde in den Pyrenäen, die wie Vierfüßler über die Berge liefen.“

Rousseau hält aber daran fest, daß der Mensch ein Zweifüßler ist: „Ein Kind, das in einem Walde ausgesetzt wurde, bevor es gehen konnte und das von irgendeinem Tiere ernährt wurde, wird dem Beispiel seiner Amme gefolgt sein, als es sich übte, zu gehen wie sie. Die Gewohnheit mag ihm Fähigkeiten

verliehen haben, die es nicht von Natur besaß, und so wie armlose Menschen infolge andauernder Übungen es dazu bringen, mit ihren Füßen alles zu machen, was [195] wir mit unsern Händen verrichten, so wird es auch dem Kind gelungen sein, seine Hände wie Füße zu gebrauchen.

An einer anderen Stelle desselben Werkes hält Rousseau es nicht für ausgeschlossen, daß einzelne wilde Tiere, die Reisende in entlegenen Ländern gesehen, in Wirklichkeit wilde Menschen gewesen seien, die im primitiven Zustand der Natur geblieben seien, weil weder sie noch ihre Vorfahren Gelegenheit hatten, sprechen zu lernen oder die andern im Menschen schlummernden Fähigkeiten zu entwickeln.

Er führt dann aus einer Geschichte der Reisen allerlei Einzelheiten über *Orang-Utans* an. Darin ist auch folgendes erwähnt: [Samuel] P u r c h a ß berichtet, daß der Reisende [Andrew] B a t t e l ihm erzählte, ein Pongo (so werden in Loango die größten Orang-Utans genannt) habe ihn einen kleinen Neger geraubt, der einen ganzen Monat in der Gesellschaft dieser Tiere verbrachte. Die Menschenaffen täten nämlich den Menschen nichts zuleide, solange diese sie nicht ansehen, und das habe der kleine Neger bemerkt.

[Olfert] D a p p e r sagt, der Orang-Utan ähnele dem Menschen so sehr, daß einige Reisende auf die Vermutung gekommen seien, sie könnten aus der Verbindung von Frauen und Affen hervorgegangen sein. Die Neger selbst lehnten diese Annahme jedoch ab. – Andererseits heißt es aber: Die Neger berichten seltsame Dinge über diese Tiere; sie versichern nicht bloß, daß sie die Frauen und Mädchen notzüchtigen, sondern auch bewaffnete Männer angreifen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das die Satyrn der Alten sind. [Girolamo] M e r o l l a meint vielleicht nur diese Tiere, wenn er [196] erzählt, die Neger nehmen auf ihren Jagden zuweilen wilde Männer und Frauen gefangen.

Rousseau hält es darnach nicht für ausgeschlossen, daß es sich bei den Berichten der Reisenden über Menschenaffen vielfach um wilde Menschen gehandelt habe, die nicht sprechen konnten und auf dem tiefsten Bildungsstand zurückgeblieben waren. Er kommt dann auf die oben erwähnten Fälle von in der Wildnis aufgewachsenen Kindern zurück und fährt fort: „Das 1694 aufgefundene Kind brauchte lange Zeit, bis es erst einige Worte aussprechen konnte, und das tat es noch in der rohesten Weise. Sobald es sprechen konnte, befragte man es über seinen ersten Zustand, aber es wußte davon nichts mehr, gerade wie wir uns nicht mehr über unsern Zustand in der Wiege erinnern. Wenn dieses Kind zu seinem Unglück in die Hände von unsern Reisenden gefallen wäre, so hätten sie sicher, nachdem sie es als stumm und stumpfsinnig befunden hätten, es wieder in die Wälder getrieben oder es in eine Menagerie eingesperrt, und dann hätten sie in schönen Reiseberichten gelehrt darüber gehandelt, wie über ein sehr merkwürdiges, ziemlich menschenähnliches Tier.“

In *Adjâ Ib Al- Hind* („Die Wunder Indiens“), einem arabischen Werk des 10. Jahrhunderts, werden auch allerlei merkwürdige Geschichten über die Beziehungen zwischen Menschen und Affen erzählt, so u. a. die Geschichte eines Matrosen, der mit einer Äffin verkehrt haben soll, die daraufhin schwanger geworden sei. Das Junge, das sie zur Welt brachte, soll ein menschenähnliches Gesicht, eine haarlose Brust und kürzere Ohren als die meisten Affen gehabt haben.

[197] Neuere Reisende sind sich über die Frage nicht einig. So schreibt [Paul Belloni] du Chaillu: „Der Gorilla schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingeborenen weg.“

Die Eingeborenen Afrikas, nahe der See und zum Teil auch im Innern (andere nicht), weisen Gorillafleisch zurück, weil sie sich einer gewissen Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind und weil sie glauben, daß vor Zeiten eine ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe.

Winwood Reade sagt: „Die Geschichte ist die, die von allen großen Affen berichtet wird, daß sie Frauen mit sich nehmen. In einem Dorfe am rechten Ufer des Fernandovaz wurde mir erzählt, daß die Frauen, während sie zum Brunnen gingen, sehr häufig von Gorillas verfolgt wurden; ja, man brachte mir sogar eine Frau, die versicherte, selbst die Leidenschaft eines Gorillas erlitten zu haben und ihm kaum entkommen zu sein. In alledem kann ich nichts Wunderbares finden; denn wir wissen, daß die Affen höchst empfängliche Tiere sind. Dessenungeachtet wird man berechtigt sein, Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt wurde und halbwild unter den Affen gelebt habe.“

Besonders von den Schimpansen geht überall, wo sie vorkommen, das Gerücht, daß die Männchen an weiblichen Menschen Gefallen finden, und diese Behauptung, sagt [Alfred] Brehm, erscheint denjenigen, die das Gebaren großer männlicher Affen beim Anblick von Frauen aus eigener Erfahrung kennengelernt haben, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Unter den Eingeborenen Westafrikas findet sich eine Überlieferung, wonach die Schimpansen einmal **[198]** Mitglieder ihres eigenen Stammes gewesen seien, wegen ihrer schlechten Gewohnheiten aber aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge ihres hartnäckigen Beharrens auf ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zustand herabgesunken seien. Dies hindert die Eingeborenen übrigens nicht, die Herren Vettern zu essen; ja, deren Leiber gelten, mit Palmöl gekocht, sogar für ein äußerst schmackhaftes Gericht.

Der Orang-Utan wird seit Plinius fast wie ein wilder Mensch betrachtet. Die Javaner behaupten, daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indischen Weibern entstünden. [Willem Cornelisz] Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen Waldmenschen der angreifende, malaiische Mädchen aber der leidende Teil sind.

Man sieht also, daß, wenn Burroughs die Jane durch einen Affen rauben läßt, dies durchaus nicht bloße Erfindung zu sein braucht. Auch sonst könnte man für eine Menge Einzelheiten im Tarzan Belege aus der Wirklichkeit oder aus der Literatur anführen, und zwar besonders aus realistischen Romanen, deren Verfasser ja hauptsächlich nach Dokumenten arbeiten.

Menschen, die auf Bäumen herumklettern, finden wir z. B. schon früher mehrfach in der Literatur erwähnt. So berichtet [Honoré de] Balzac in seiner Novelle „Adieu“ von einer Frau, die nicht bloß auf Bäume kletterte, sondern auch darauf herumwanderte wie Tarzan. Es war dies in dem Walde von Ile-Adam im Jahre 1819, und zwar war es die irrsinnige Gräfin de Vandières, die einen Monat im Walde gelebt und sich dort jene Praxis angeeignet hatte.

[199]

IV.

Vielen Lesern des Tarzan erscheint es auffällig, daß der Held der vielen Abenteuer, nachdem er einmal die Annehmlichkeiten der Kultur kennengelernt hat, sich nach der afrikanischen Wildnis zurücksehnt. Nun wissen wir ja, daß viele Knaben davon schwärmen, mit den Indianern leben zu können, aber das sind natürlich kindliche Phantasien. Es steht aber fest, daß in der Zeit der Kolonisierung Amerikas der Anreiz auch für die Erwachsenen sehr groß war, zu den Wilden überzugehen. Noch Jean Jacques Rousseau spricht davon in seinem oben erwähnten Werke: „Man liest an tausend Stellen, daß Franzosen und andere Europäer freiwillig zu jenen wilden Völkerschaften geflüchtet sind, dort ihr ganzes Leben verbracht haben, ohne eine so seltsame Lebensweise wieder aufgeben zu können.“ Rousseau erwähnt dann aus den „Briefen eines amerikanischen Landmannes“ ([Jean de] Crèvecoeur aus St. John) folgende Bemerkung: „Die Kolonisten der Vereinigten Staaten, die sich in den Grenzbezirken niedergelassen haben, befürchten von der Nachbarschaft der wilden Völker am meisten, daß der Eindruck, den das freie Umherwandern auf die Kinder ausübt, die nur die Freuden und die Vorteile dieser Lebensweise sehen, viele von ihnen veranlaßt, das Elternhaus zu verlassen, um sich einem dieser Stämme anzuschließen und dessen Lebensweise zu teilen.“

Rousseau bespricht auch allerlei Fälle von Wilden, die nach Europa gebracht wurden, aber alles, was die Kultur ihnen bot, verschmähten, und zuletzt den Fall eines Hottentotten, der auf Veranlassung von **[200]** der Stel's [Simon van der Stel], des Gouverneurs des Kaps der Guten Hoffnung, nach Europa gebracht, dort als Christ erzogen wurde, mehrere Sprachen lernte und alle Güter der Kultur genießen konnte, als er aber später wieder in seine Heimat kam, dort seine europäische Kleidung ablegte, um ein Schaffell anzuziehen, und zu dem Glauben und den Sitten seines Stammes zurückkehrte.

Ähnlich schreibt auch der geistreiche [Nicolas] Chamfort (1740–1794) in seinen „Maximen und Gedanken“:

„Man hat viel gespottet über die Leute, die begeistert über den wilden Zustand im Gegensatz zu der modernen Kultur gesprochen haben. Ich möchte aber wissen, was man auf die nachfolgenden drei Einwände erwidern kann. Es ist nämlich noch nicht vorgekommen, daß man bei den Wilden: 1. einen Irrsinnigen, 2. einen Selbstmörder, 3. einen Menschen, der sich nach der Kultur sehnte, gesehen hat, während eine große Zahl Europäer sowohl im Kapland als in den beiden Amerikas, nachdem sie bei den Wilden gelebt und wieder bei ihren Landsleuten waren, schließlich in die Wälder der Wildnis zurückgekehrt sind. Man antworte einmal hierauf ohne Wortschwall und ohne Sophismen.“

Das Leben im Urzustand hat auch heute noch Reiz für viele Leute, und wer hätte nicht in den Sorgen des Alltags schon manchmal sich gesagt: „Wenn ich doch irgendwo in der tropischen Wildnis leben

könnte! Wenn ich nur zu essen hätte, ich würde gerne auf alle Bequemlichkeiten der Kultur verzichten!“ Das ist es eben, was so viele Leute anreizt, Bücher wie Tarzan zu lesen, mögen sie noch so utopistisch und unwahrscheinlich sein, und an diesem **[201]** Zuge des menschlichen Herzens wird nun einmal kein pedantischer Kritiker etwas ändern können. Ich konnte letztthin das Schreiben einer einfachen Frau lesen, die über die Tarzan-Bände sich so äußerte: „Ich habe alle Bände gelesen, und zwar mit geradezu jugendlicher Freude und Begeisterung, obwohl ich kein abenteuerfroher Junge, sondern eine Frau bin, die die Höhe des Lebens längst überschritten und viel Schweres und Trauriges hinter sich hat. Ich meine, daß man diese Bücher, die so himmelweit verschieden sind von allem bisher Geschriebenen, durch die eine so herzerfrischend kräftige und reine Urwaldluft weht, die in ihrer urwüchsigen Kraft und sittlichen Reinheit den Leser glücklicher und besser machen, geradezu lieb gewinnt.“

Wie die Amerikaner die vorhin erwähnte Eigenart ausnützen, ersieht man nicht bloß aus dem Tarzan, sondern auch z. B. aus dem folgenden Vorgang. Kürzlich hat eine Zeitung in Norfolk einen Preis ausgeschrieben für ein junges Ehepaar, das eine Zeitlang wie Adam und Eva im Urwalde leben würde. Unter den vielen Dutzend Meldungen wurden Robert Day, 22 Jahre alt, und Florette Popejoy, 19 Jahre alt, ausgesucht. Die Hochzeit [November 1924] wurde in der Stadt gefeiert und hatte Tausende von Zuschauern herbeigezogen. Dann begab sich das junge Paar auf seinen Posten, wo es nun wie seine biblischen Vorgänger leben, das heißt, sich von den Früchten der Wildnis nähren muß. Eine Wohnung hat das junge Paar natürlich nicht, geschweige denn ein Bett. Einzig ihre Kleidung durften Herr und Frau Day, abweichend von Adam und Eva, mitnehmen. Ob sie diese in ihrem Paradiese ablegen **[202]** sollen, wird nicht gesagt. Ganz Amerika ist gespannt, ob die beiden die Probe bestehen werden. Als Lohn winkt eine hohe Geldsumme und eine vollständige Einrichtung mit allen modernen Bequemlichkeiten. Ein solches Preisausschreiben würde sicher auch in Deutschland Bewerber genug finden.

[(203)]

Schiggi-Schiggi

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

©

[[206]]

Kauderwelsch
Von Adalbert Stütz

©

[(223)]

Ein Jahr in Brasilien

Von Universitätsprof. Dr. Konrad Guenther

©

Das Kriminelle in der Weltliteratur

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen²⁸

Schon der Liebhaber und Freund wie der Kenner der schönen Literatur, noch mehr aber ein besonders dafür eingestellter Blick gewahrt, daß die Begebenheiten und Gestalten, die sie uns vorführt, in einer Fülle Verbrechen und Verbrecher darstellen. Insbesondere im Bereiche des Dramas, von den griechischen Tragikern über die Engländer mit Shakespeare, über die Franzosen mit Voltaire, Corneille und Racine zu Goethe und Schiller, weiter über Kleist, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Grillparzer zu den Neueren, Ibsen, Strindberg und Gerhart Hauptmann, schließlich zu den Neuesten – immer Begebenheiten und Gestalten fast in einer Ueberfülle Verbrechen und Verbrecher. Daß diese Tatsache an sich nicht auffällig wird, liegt einerseits an dem poetischen [239] Werte der Meisterwerke, in denen das allgemein Menschliche das Kriminelle in sich aufnimmt und auflöst. Es liegt weiter an den die Dichterwerke genießenden Menschen, die aus irgendwelchen – später zu erörternden – Gründen an der verbrecherischen Darstellung in der Dichtung keinen Anstoß nehmen, ja ihr mit Teilnahme folgen und eine reine Kunstwirkung von ihr verspüren.

Hat aber einmal eine zeitgemäße Betrachtungsweise diesen über die Dichtung gebreiteten Schleier gelüftet und das Erstaunen über die festgestellte Tatsache aufkommen lassen, dann ist selbstverständlich auch der Reiz groß, das vorliegende, unerschöpfliche Thema auch einmal von einer andern Seite zu sehen, einmal die Grundfrage zu erörtern, weshalb, aus welchen ethischen, soziologischen, psychologischen und ästhetischen Gründen denn in so vielen großen Weltgedichten die großen Verbrecher dargestellt werden, weshalb nicht der psychologisch und sozial normale, sondern der psychologisch und sozial anormale Mensch das bedeutendere Thema der Dichtung ist.

Suchen wir auf diesem Wege gewissermaßen in ein letztes, tiefstes Geheimnis der großen Dichtung einzudringen, so öffnet sich zu unserem neuen Erstaunen hinter dem Dichtungswerk unseren Blicken eine große Welt unabsehbarer Strahlungen, an die wir nicht gedacht, die wir nicht geahnt haben, eine Welt, die fast an das Chaos der Urschöpfung angrenzend beginnt und in den feinsten Regung der modernen Menschenseele endet.

Die ersten Dichtungen der Urvölker sind epischer Art, Begebenheiten werden geschildert. In [240] dem Mythos legen jene früheren Menschen all ihr Fühlen und Denken, ihre gesamte Vorstellungswelt, ihr Wissen, ihre Moral nieder. Die Mythenbildung erfolgte im wesentlichen mündlich, deshalb war sie von so nachhaltiger Kraft, man muß sie sich etwa nach der Art der heutigen Bildung von Gerüchten vorstellen.

Die Mythenbildung knüpfte an das Sichtbare, an die Geschehnisse in der Natur an. Ihre freundlichen und wohlthätigen wie ihre verderblichen und vernichtenden Wirkungen schrieb man je willensbegabten Persönlichkeiten solcher Art zu. So entstanden die guten und die bösen Gottheiten, die man verehrte und fürchtete. Den Kampf der erhaltenden und zerstörenden Kräfte in der sichtbaren Natur, den man im Gewitter, im Sturm, im Feuer, in der Meeresflut, in der Schnee- und Eiskruste des Winters sah, bildete der Mythos vergeistigend als einen Kampf der guten und der bösen Gottheiten nach; dieser Kampf mit Sieg und Untergang war der Inhalt des Mythos: das Ergebnis ist greifbar: das Böse, sein Kampf mit dem Guten, ist Inhalt, hauptsächlich Inhalt bereits der ältesten Dichtung. Bis in diese Urzeiten geht die Verankerung zurück.

Als die Menschen in ihrer eignen Seele zu lesen begannen, als sie sich ihrer verschiedenartigen eignen Gefühle und Vorstellungen bewußt wurden, erkannten sie, daß auch in ihrem Innersten – wie draußen in der Natur – verschiedene Seelenkräfte, den Mitmenschen wohlwollende und sie schädigende, in eigentümlicher

²⁸ Diese Abhandlung entstammt einem Vortrag, den Wulffen 1926 im Dresdener „Literarischen Verein“ gehalten hat und der von der Dresdener Presse mit großer Anerkennung ausführlich besprochen wurde. Die Begeisterung, die der bedeutsame Vortrag auslöste, war so stark, daß der „Literarische Verein“ über den Vortrag und sein Stoffgebiet einen besonderen Aussprechabend veranstaltete, der unter angeregten Erörterungen die Zustimmung zu Wulfens Gedankenentwicklung erbrachte. In seinen Ausführungen, die als wertvolle Ergänzung seiner früheren Aufsätze „Kunst und Verbrechen“ und „Im Reiche der Schelme“ (Karl-May-Jahrbuch 1925 und 1926) zu betrachten sind, kommt Wulffen wiederholt auf Karl May und seine Erzählungen zu sprechen.

Wechselwirkung sich regten und betätigten, die schließlich als gute oder schlechte und böse Seelenkräfte [241] und Gesinnungen angesehen wurden. Und wie der endlose Kampf in der sichtbaren Natur, so wurde der ewige ungelöste Widerstreit der wohltätigen und vernichtenden Seelenkräfte in der Menschenbrust zum Hauptthema der Betrachtung, und so das Böse in seinem Gegensatz zum Guten immer mehr Inhalt der Mythendichtung.

Auf diese Weise sind wohl alle ersten großen Mythendichtungen entstanden mit dem einheitlichen einzigen Thema: Gut und Böse²⁹. Ein Beispiel:

Die Aegypter sind das älteste geschichtliche Volk, das wir kennen. Ihr Urmythus ist eine Symbolisierung des örtlichen Wechsels der Jahreszeiten in Aegypten. Der Osiris des Mythos bedeutet das Werdende, die Fruchtbarkeit. Auf die fruchtbare Zeit folgt in Aegypten eine Periode austrocknender Hitze und Unfruchtbarkeit. Am Tage, da die Sonne durch das Zeichen des Skorpions geht, erschlägt im Mythos Typhon, der Träger aller dem Menschen feindlichen Naturkräfte, der Unfruchtbarkeit, der Dunkelheit, mit Hilfe seiner 72 Genossen, welche die 72 Tage der größten Hitze darstellen, seinen Bruder Osiris (also Brudermord: Kain!) und wirft seine Leiche in einem Kasten in den Nil. Isis, des Osiris Gattin, schweift umher, bis sie den Toten findet und bestattet. Mit dem Anfang der größten Hitze beginnt das Trauerfest um den Tod des Osiris. Mit der Entfernung seiner Leiche weicht aus Aegypten die Fruchtbarkeit, bis Typhon vom lebenspendenden Horos, dem Sohne [242] des Elternpaares Osiris und Isis, erschlagen wird (also rächender Verwandtenmord) und die Fruchtbarkeit mit dem Wiedereintritt der Ueberschwemmungen zur Zeit der Sommersonnenwende zurückkehrt. Also ein einfacher Naturmythus, der aber vergeistigt wurde. Osiris und Horos werden zum Urheber und Förderer alles Guten auch in der Menschenseele, Typhon verursacht alle verderblichen Ereignisse im Leben, er pflanzt und fördert im Menschenherzen die Lüge und alles Böse. So wurde der Kampf zwischen Osiris und Typhon zum vorübergehenden Sieg des Bösen im Menschen über das Gute, bis dieses wieder im Sieg des Horos über das Böse triumphierte. Kampf und Sieg wiederholen sich immer aufs neue, wie die Jahreszeiten in der Natur.

Es ist nicht weniger fesselnd, den Blick noch auf andere Urvölker zu werfen. Auch die von Zoroaster (Zarathustra) begründete Glaubenslehre der alten Iranier ist eine dualistische. Die iranische Familie, zu der im Altertum die Meder und Perser sowie die Bewohner der als Ariana bezeichneten persischen Provinzen gehörten, rechnet zum Stamm der Indogermanen, die in prähistorischer Zeit ein einheitliches Volk mit Ursitz wahrscheinlich in Zentralasien bildeten. In dem Zendavesta, dem heiligen Buch der Zoroastrier, ist Ahuramazda (daraus später Ormuzd) die Gottheit, welche die Welt erschaffen hat und erhält. Von ihm werden sechs gute Geister abgeleitet, die Tugend, die Wahrhaftigkeit, die gute Gesinnung, die Weisheit, die Herrschaft, die Gesundheit. Der guten Gottheit steht die böse, steht Anramainpu, d. h. der „Angstverursachende“ oder der „schlagende oder todbringende Geist“ (später Ahriman) gegenüber. [243] Ahriman wird zum bösen Prinzip, er hat das Böse geschaffen wie Ormuzd das Gute. Dem Ahriman unterstehen sechs den guten Geistern des Ormuzd entgegengesetzte böse Geister: das Laster, die Lüge, die böse Gesinnung, Torheit, Knechtschaft, Krankheit. Nach den Lehren der späteren Religionsbücher soll der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman 6000 Jahre dauern und mit dem Untergang des bösen Geistes und der Erschaffung einer neuen unvergänglichen Welt enden. Die Seelen der Toten gelangen zur Brücke Tschinvat, an der das Gericht über die Guten und Bösen abgehalten wird. Die Seelen der Guten wandeln in die seligen Gefilde des Paradieses Garodemana, des „Ortes der Lobgesänge“. Die Seelen der Bösen werden an den „schlechtesten“ Ort, d. i. in die Hölle verbannt. Mit dem Untergang der alten Welt verbindet sich das jüngste Gericht, und das Böse verschwindet völlig.

Wir erkennen, welche Vorstellungen und Anschauungen aus der indogermanischen Urheimat in den Glaubenslehren der europäischen Völker verblieben sind. Der iranische Urmythus ist geradezu vorbildlich und deshalb typisch und wichtig für die Auffassung der Völker von Gut und Böse. Im späteren Parsismus wird auch die Lehre von den bösen Geistern fortgebildet. Sie werden Daeva, Drudsch, Pairikas (Peri) genannt, teils Unholdinnen, die mit den bösen Menschen sogar geschlechtlich verkehren, teils tückische Dämonen, Trockenheit, Mißwachs, Seuche über die Menschen verhängend. Gegen das Ende der

²⁹ Zu nachstehenden Ausführungen vgl. man den in Karl Mays Nachlaß vorgefundenen, aus seiner Jugendzeit stammenden Entwurf „Mensch und Teufel“ (Jahrbuch 1919, S. 173). Die Herausgeber.

Welt wird der Heiland Saoschjant erwartet (an anderen Stellen werden drei Erlöser genannt), der die bösen Geister vernichtet und die neue vollkommene Welt heraufführt.

[244] Bei den Indern – den Iraniern stammverwand – erweiterte sich der Dualismus gewissermaßen zu einer Dreiheit (Trimurit). Der oberste Gott ist Brahma, der Schöpfer der Welt, der allem Leben einhaucht. Er ist aber keine Personifikation: kein Tempel, kein Kultus sind ihm gewidmet, er ist nur Gegenstand der als Drang und Fülle des Gemüts den Göttern zustrebenden frommen Betrachtung und Andacht. Neben ihm ist Wischnu, ursprünglich der Sonnengott, der Erhalter der Welt. Später wurde auch sein Wirken vergeistigt und mit der indischen Erlöserlehre verknüpft. So oft eine Erschlaffung des Gesetzes und eine Erholung des Unrechts auf der Erde eintritt, steigt er in irgendeiner Gestalt (Tier, Mensch, übermenschliche Erscheinung) vom Himmel herab. Bei der zehnten solchen Inkarnation wird die völlig verderbte Welt vernichtet und eine neue Menschheit geboren. Der dritte der Götter ist Siwa (Ciwa), ursprünglich der auf dem Himalaja thronende Herr der Berge, als Vertreter der zerstörenden, aber auch zugleich reinigenden und befruchtenden Naturkräfte, der Meere, der Stürme, des Feuers. Später wird er der Schutzherr der Büsser.

Dem Brahmanismus eigentümlich ist seine Ausstrahlungslehre. Das Brahma ist die Weltseele und entfaltet sich zur Welt, die, von jener sich entfernend, ihr immer unähnlicher wird und mit dem Weltübel (Schmerz, Krankheit, Sünde, Tod) behaftet ist. Die von der Weltseele ausgestrahlten Wesen (Menschen) kehren nur über den Reinigungsprozeß der Seelenwanderung, von der Materie völlig geläutert, in das Brahma zurück. Die ärgsten Sünder leiden nach ihrem Tod in einer unter der Erde gelegenen **[245]** Hölle durch unermeßliche Zeiträume ärgste Pein aller Art, bis sie die Seelenwanderung durch die verschiedensten Geschöpfe erneuern dürfen.

Dem schließlich in unzähligen Läuterungsvorschriften erstarrenden Brahmanismus setzt sich der junge Buddhismus entgegen. Auch seine Anhänger besaßen ein tiefgehendes Gefühl für das Böse in der Welt und in der Menschenseele, sowie eine feste Entschlossenheit, ihm kämpfend entgegenzutreten und es zu besiegen. Die ganze buddhistische Lehre gipfelt in diesem Kampf und Sieg. Nirwana heißt jener Zustand des Friedens, nur für Menschen erreichbar, die sich nicht von den Sinnen und Leidenschaften führen lassen, ein Zustand der Ruhe, des Glücks, allein durch innere Veredlung zu gewinnen.

Nach buddhistischer Auffassung hat derjenige, der Schmerz und Unglück erntet, selbst zu irgendwelcher Zeit, im gegenwärtigen oder in einem früheren Lebenslauf, Torheit, Irrtum oder Sünde gesät. Jedes Einzelwesen erbt alles Gute und alles Böse, was alle seine Vorgänger gewesen sind oder getan haben, und nimmt das Ringen um Erleuchtung gerade an der Stelle – im Wege der Seelenwanderung – auf, wo jene es abgebrochen haben. Die Aufhebung des Bösen soll in diesem Leben vollzogen werden. Hierzu zeigt der Buddhismus den „edlen achtfachen Pfad“ eines tugendhaften und gedankenvollen Lebens. Wer ihn nachdenklichen Sinnes wandelt, wird von der Knechtschaft des Mara, des Geistes des Bösen, des Erzfeindes, des Versuchers, befreit und findet ein Ende des Leides im Eingehen zum Nirwana. Böse Gelüste jeder Art sind jetzt aus seinem Geiste ausgejätet. **[246]** Nirwana bedeutet einen sündelosen, ruhigen Gemütszustand.

Man bemerkt, wie literarisch und kriminalpsychologisch spannend im Sinne unsres Themas diese Streifzüge in die alten Mythenbildungen sind.

Die Lehre des Konfutse (Chungfutse, lateinisch Confucius) beruht, der chinesischen Ueberlieferung entsprechend, auf der Wohlfahrt der Familie und des Staates, und setzt das Glück des Individuums erst an zweite Stelle; es soll eben auf jene Wohlfahrt sich gründen. Dabei wird die Uebereinstimmung des wahrhaft Sittlichen mit dem wahrhaft Nützlichen entschieden erstrebt und wirkungsvoll entfaltet. Die Aeltern und Höheren sollen durch edles Beispiel den Nacheifer der Jüngeren und Untergebenen, die jenen unbedingten, aber kindlichen Gehorsam schulden, erwecken und hierdurch das Dasein aller Menschen verbessern, ja bis zu einer gewissen Vollkommenheit führen. Konfutse nahm die menschliche Natur als ursprünglich gut. Er spricht nicht von Gott, lehrt keine Unsterblichkeit der Seele, kennt keine vergeltende Gerechtigkeit einer höheren Macht für gute und böse Taten. Die ganze Lehre ist auf eine praktische irdische und staatliche Wohlfahrt berechnet. Eine andere chinesische Lehre geht von dem Weisen Laotse (Lipeyang) aus, die Träger einer idealen Auffassung ist, die sonst dem Chinesen fehlt. Der innere Mensch wird jetzt über den bloßen Staatsbürger gestellt. Durch Erkenntnis eines höchsten Wesens und durch eine im Beherrschen der Begierden gewonnene Herzensreinheit soll der Mensch einer

höchsten Vollkommenheit nachstreben. Auch die Lehre Buddhas fand, freilich in nüchterner Verunstaltung, in China [247] große Verbreitung. Der chinesische Weise Sünking nahm im Gegensatz zu seinem Meister Konfutsen den Menschen als von Haus aus böse an.

Es gewährt einen außerordentlichen Reiz, unsere Betrachtungen noch an anderen Völkern fortzusetzen. Es ist, als schlugen wir ein Buch vom Gewissen der Menschheit auf. Im folgenden gelangen wir zu den Spielarten des einheitlichen menschlichen Urgedankens, die sich von der strengen Durchführung des Dualismus lösen wollen, aber doch in gewissem Sinne wieder in ihn einmünden. Der Menschen- und Seelenkenner wird diesen Strebungen, Regungen und Gestaltungen mit besonderer Aufmerksamkeit folgen.

Das Volk Israel, dessen Mythos in den Büchern Moses gestaltet wird, wurde der weltgeschichtliche Träger des einheitlichen Gottesgedankens. Der Schöpfer und Erhalter der Welt war Adonai oder Elohim, später Jehovah, richtiger Jahve. Er war ein großer, gütiger, aber auch ein strenger und strafender Gott. Belohnung für Gutes und Böses hält er in seiner Hand. Neben ihm findet sich kein Raum für eine böse Gottheit. Der Satan, d. h. Widersacher, ist im Buche Hiob ein zwar übelwollender, aber Jehovah untergeordneter und in seinem Auftrag handelnder Unglücksengel. Auch im jüdisch-christlichen Mythos wird in der Schöpfungsgeschichte sofort der Kampf zwischen dem Guten und Bösen erwähnt. Im Garten Eden steht der Baum der Erkenntnis. „Aber vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ (1. Moses II,17). Adam und Eva, durch die – ebenfalls symbolische – kriechende [248] giftige Schlange verführt, essen vom Baum der Erkenntnis und werden aus dem Paradies ausgetrieben. Danach werden in den Büchern Mose die menschlichen Verbrechen aller Art, als ob ihnen keines fehlen sollte, dargestellt.

Durch die Berührung mit dem Parsismus drang der Gedanke von einem persönlichen Haupt des Bösen auch in das Judentum ein. Unter solchem Einfluß erst wurde der Satan zum eigentlichen Teufel. Neben ihm erscheinen, z. B. im Buche Tobias, noch andere Dämonen als Plagegeister der Menschen. Im neuen Testament wird der Satan auch Beelzebub (eine phönizische Gottheit, Form des Baal) genannt, nachdem die heidnischen Götter in der Vorstellung der Juden zu Dämonen geworden waren. Im Satan erscheint das Böse völlig vergeistigt; nur in der höllischen Feuerflamme lebt die Erinnerung an zerstörende Naturkräfte fort. In der christlichen Glaubenslehre wird er zum persönlichen Inbegriff der Sünde, der dem Reiche Gottes ewige Feindschaft und Untergang geschworen hat. In der alten christlichen Kirche waren die bösen Geister, die Dämonen, von Gott geschaffene und dann freiwillig von ihm abgefallene Geister. Als Haupt der bösen Geister galt den Kirchenvätern Luzifer (Morgenstern), der aus dem Himmel gestürzt war; er hatte sich alsbald nach der Schöpfung aus Neid und Hochmut von Gott losgesagt und bekämpfte ihn und sein Reich.

Erst unter dem Einfluß des Parsismus entwickelte das spätere Judentum die Lehre von der Auferstehung der Toten. Bis zur Wiederauferstehung führten die Toten an einem lichtlosen Ort (Scherl), an einem bestimmten Teile desselben die Bösen, ihr [249] Dasein. Dieser Ort Gehema – genannt nach einem Tal bei Jerusalem, wohin das Aas und die Leichen der Verbrecher geworfen wurden – wurde ein Ort der körperlichen Qual mit Feuerpein, Heulen und Zähneklappern.

Das junge Christentum glaubt an eine schließliche Bekehrung aller Menschen und an das Aufhören aller Uebel, Sünden und Strafen auf Erden. Man hielt die endlose Verderbtheit und Unseligkeit der Menschen nicht mit der Güte Gottes für vereinbar.

Ja Origines u. a., ebenso die Mystiker des Mittelalters lehrten die Wiederherstellung der Welt im schuldlosen Zustande zur Zeit ihrer Erschaffung. Im mittelalterlichen Aberglauben, in dem die Reste des germanischen Heidentums mit der christlichen Auffassung von Hölle und Teufel zusammentrafen, gewann der Teufel wieder eine schreckhafte Gestalt, in der ihn auch die Reformation mit ihrer wunderlichsten und entsetzlichsten Blüte, mit den Hexenprozessen, festhielt. Die Theologen und Juristen dieser finsternen Zeit stellten auch die „Naturgeschichte“ des Teufels erneut und genau fest. Erst die Rationalisten verwiesen ihn ganz aus der christlichen Lehre.

Der Urmythos der Griechen findet sich in Hesiods „Theogonie“ gestaltet. Der unter ungeheurer Frevelübung – Urverbrechen, Mord, Raub – auf beiden Seiten geführte Kampf der Götter gegen die Titanen, mit dem Siege des Zeus endend, bedeutet eine Welt- und Kulturperiode, in der das Geistige über die aus dem Chaos erzeugte Materie die Herrschaft gewinnt; die rohen Gewalten der Natur und des

Menschenlebens fügen sich einer **[250]** sittlichen Weltordnung. Der griechische Göttermythos findet sich in Homers Heldengedichten, der Ilias und Odyssee, weiter ausgestaltet. Zeus ist nicht der Schöpfer, sondern nur der Regierer und Lenker der Welt. Er ist der Hüter der von ihm selbst auf Erden gesetzten Ordnung wie der Weltordnung überhaupt. Er schickt „im ewigen Wechsel bald Gutes, bald Böses herab; denn er herrscht mit Allmacht“ (Odyssee IV, 236). Er sendet durch seine Tochter Ate, die Göttin des Unheils, den Menschen die Betörung, Verblendung und Verwirrung der Sinne, die sie zur Begehung von Frevel und Verderben führt. Für eine selbständige böse Gottheit ist also auf dem Olymp neben Zeus kein Raum. Er ist zugleich Wiederhersteller der verletzten Rechtsordnung; auf sein Gebot werden Nemesis und Erinnyen gegen den Missetäter ausgesandt; damit gibt er aber auch die innere Reinigung und Sühne, die den Menschen von der Schuld wieder befreit. Er ist der Bluträcher und zugleich – meist durch seinen liebsten, zum Verkünder seiner Satzungen bestellten Sohn Apollo (Orestie) – die Zuflucht des bußfertigen Verbrechers.

Scheu und Ehrfurcht vor den Göttern bestimmte die Menschen zu sittlichem Handeln. Die Tugend ist den Griechen eine Beobachtung des rechten Maßes. Wer diese übertritt, begeht den Frevel, das Verbrechen. Das Laster, das Böse erscheint weniger positiv wie negativ als mangelnde Tugend. In der älteren Zeit wird die Schuld am Frevel zuweilen den Göttern zugeschrieben. Die spätere Zeit machte den Verbrecher für sein vorsätzliches Tun voll verantwortlich. Die den Missetäter treffende Strafe und Vergeltung gilt als gerecht auferlegte Sühne des **[251]** Unrechts, welche die Gunst der Götter zurückbringt. Der Mythos von den drei Totenrichtern im Hades unter Vorsitz des Minos, die über die Verbrecher richten, ist nachhomerisch. Plato gibt im „Phädon“ (62) eine ganz eingehende Schilderung. Pythagoras und Plato lehrten in Anlehnung an die Aegypter die Seelenwanderung als einen Läuterungsprozeß.

In der germanischen Mythologie, wie sie die Edda-Lieder wiedergeben, ist Odin (Wodan) zwar nicht der Schöpfer der Welt, aber der Herrscher über Himmel und Erde, ihr Ordner und Lenker. Er ist der Gesetzgeber und sorgt dafür, daß die göttlichen und menschlichen Gebote gehalten und die Frevler bestraft werden. Odin führt als die die Welt erhaltende Sonne – also in dem ursprünglichen Naturmythos – den Beinamen des Feueräugigen. Die Personifikation des Feuers in seiner verderblichen Wirkung ist Loke oder Loki. Er gehört nicht wie Odin zum Asengeschlecht, ist ein Sohn des Riesen Farbauti und von uralter Zeit her durch Blutbrüderschaft mit Odin unter die Asen aufgenommen worden. Seine vernichtende Mitwirkung hat ihn zum Vertreter des bösen Prinzips, zum Urheber alles Verderbens in der Welt gemacht. Seine rein physikalischen Wirkungen wurden im Mythos vergeistigt. Böse Denkungsart, List, Schadenfreude, Betrug, Unbeständigkeit und Verräterei wurden ihm zugeschrieben. Die Verwandtschaft mit dem mittelalterlichen deutschen Teufel ist offenbar, dessen „freundlich‘ Element“ ebenfalls das Feuer ist. Durch die Streiche seiner Bosheit, welche die alten Göttersagen berichten, fördert oder bekämpft Loki die Asen. Mit der Riesenfrau Angurboda **[252]** („Angstbotin“) aus Jötunheim zeugt er die den Asen feindlichen Kinder, den Wolf Fenris, die Midgardschlange (Weltmeer) und die Todesgöttin Hel.

Bei der Götterdämmerung (Ragnarök), dem Untergang der immer sündhafter gewordenen Welt, spielt Loki mit seinen Kindern eine wichtige Rolle. Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, Thor vom Gifte der erlegten Midgardschlange getötet. Heimdall, der Wächter des Himmels, und Loki erschlagen sich gegenseitig; Loki ist der letzte, der fällt, sein Feuer verbrennt die ganze Welt. Nach dem Weltbrand erhebt sich eine neue schönere Erde, von Menschen bewohnt, die friedvoll und voller Unschuld leben. Das Böse ist dann aus der Welt getilgt. – Während nur die in der Schlacht gefallenen Helden in Walhall Aufnahme fanden, gelangten, wie die an Krankheit und Altersschwäche Gestorbenen, so die Ehrlosen, die Lügner, Diebe und sonstigen Verbrecher nach Helheim im äußersten Ende von Niflheim.

Das Reich der Todesgöttin Hel wurde im Mittelalter zur Hölle. Unter den Zweigen der die ganze Welt überragenden Weltesche Yggdrasil, wo die Nornen wohnten, hielt Odin über Götter und Menschen Gericht.

Muhammed gelangte zur Erkenntnis von der Nichtigkeit des Sterndienstes, dem die Araber wie die alten Assyrer und Sabäer im Glauben an einen wohlthätigen und schädlichen Einfluß der Gestirne nicht nur auf die Natur, sondern auch auf des Menschen Gemüt und Schicksal ergeben waren. Muhammed erhielt einige, aber nicht genaue Kenntnis von Judentum und Christentum. Das meiste seiner eignen Lehre entlehnt er dem Judentum, so seine Auffassung **[253]** von Gott und seinen Eigenschaften, vom Satan, von der Bestrafung des Frevlers und der Belohnung des Guten im jenseitigen Leben und vom Weltgericht.

Nach jüdisch-christlichem Vorbilde gestaltete er die Lehre von den guten und bösen Engeln aus, die in eine Reihe von Unterabteilungen zerfallen. Der Beherrscher der bösen Engel war, wie bei den Juden, der Satan. Gegenüber dem Glauben an den unbedingten Ratschluß Gottes, der alle Geschicke der Menschen, die günstigen wie die widrigen, von vornherein aus der Fülle seiner Allmacht bestimmt hat, gegenüber diesem Fatalismus nahm er – in einem gewissen Widerspruch – eine Freiheit des menschlichen Willens an, den einzelne vermittelnde Ausleger den „winzig kleinen Willen“, etwa unserer heutigen Annahme einer relativen Freiheit des im übrigen bedingten, determinierten Willens entsprechend, nannten.

Endlich zeigt uns ein Blick auf die heutigen primitiven Völker, vergleichsweise, wie etwa der mythologische Anfang bei den gegenwärtigen Kulturvölkern vor Jahrtausenden eingesetzt haben mag.

Selbst bei den primitiven Völkerschaften finden sich wenigstens Ansätze zu einer Unterscheidung von Gut und Böse. Die wilden Völkerschaften Afrikas huldigen, soweit sie nicht den Islam oder das Christentum angenommen haben, einem rohen Fetischismus mit krassem Aberglauben an Zauberkünste und Hexerei. Gute und böse Geister werden verehrt, die durch Darbringung von Opfern günstig gestimmt werden. Die bösen und guten Geister sind die personifizierten Naturkräfte und niedrigen Mächte, die das Menschenschicksal beeinflussen. Eine [254] höhere ethische Auffassung von Gut und Böse fehlt, ebenso von einer zukünftigen Belohnung guter oder böser Taten.

Die Indianer glauben zwar an den „Großen Geist“ als den Schöpfer und Erhalter alles Seienden, aber es besteht kein Kult für diese gute und wohlthätige Gottheit. Geopfert wird vielmehr den bösen Geistern, den Schutzgeistern und den Seelen der Abgeschiedenen. Die bösen Geister stellen die den Menschen feindlichen Mächte dar, nicht nur die schädlichen Naturkräfte, sondern auch anthropomorphe Dämonen, Rachegeister usw. Die höhere ethische Wertschätzung von Gut und Böse und der Ausgleich in einem künftigen Leben sind nicht vorhanden. In die „Jagdgründe des Großen Geistes“ nach dem Tode gelangen auch Tiere, z. B. die Lieblingsrosse der Helden.

Die Eskimo, die zufolge ihrer Bedürfnislosigkeit, zu der sie die Unwirtlichkeit ihrer Natur erzogen hat, das gutherzigste Volk der ganzen Erde genannt worden sind, haben eine dualistische religiöse Auffassung. Dem gütigen Schöpfer und Erhalter der Welt steht eine ihn bekämpfende mißgünstige, schadenstiftende weibliche Gottheit gegenüber. Eine ethische Auffassung von Gut und Böse ist vorhanden. In einem Leben nach dem Tode, das in ihren Sagen als ein arktisches Paradies beschrieben wird, werden die Guten belohnt, die Bösen und die Verbrecher bestraft.

Was so im Mythos, in der Urdichtung geschah, wiederholt sich in dem aus ihm abgeleiteten Dichtungsstoffe, wiederholt sich in der Heldensage, die den Mythos ablöst. Die Göttergestalten treten in den [255] Hintergrund, im Vordergrund steht der Held, steht der Heros, der Mensch, der aber noch immer göttergleiche Züge aufweist und meist seine Geburt von einer Gottheit herleitet. Der Heros ist ein den Göttern nahegebrachter Mensch, der Uebermensch. Weil er in menschlicher Gestalt eigentlich immer noch einen Gott versinnbildlicht, ist Inhalt seines Lebens und der Dichtung, die ihn besingt, immer noch und immer wieder in Anlehnung und symbolischer Nachbildung des Mythos der Kampf des Guten mit dem Bösen, der sich unter Frevelverübung meist auf beiden kämpfenden Seiten vollzieht. So ist der Frevel, das Verbrechen also auch hauptsächlich Gegenstand der Heldensage.

Die persische Heldensage findet, aus dem uraltpersischen Kampfe eines aus der sichtbaren Natur entlehnten Licht- und Finsternisreiches von Ormuzd und Ahriman entsprungen, ihre Ausgestaltung in einem Kampfe des guten und bösen Fürsten und ihre poetische Bearbeitung etwa 1000 v. Chr. durch Firdusi, den Dichter des „Schahnameh“. So wird Herkules, ursprünglich der allbeherrschende Sonnengott, der griechische Nationalheros, der das Finstere und Böse bekämpft, Götter und Menschen von Not und Unheil befreit und überhaupt für das Wohl der Menschheit tätig ist. Alle seine sagenhaften zwölf sogenannten Herkulesarbeiten weisen ihren ursprünglichen Zusammenhang mit dem Wirken des Sonnengottes auf. So symbolisiert z. B. die Vernichtung der lernäischen Schlange, der Hydra, die wohlthätige Kraft der Sonne, welche die giftigen Sümpfe austrocknet. Bei Herkules handelt es sich um einen Kampf mit einer wirklichen Schlange mit neun Köpfen, [256] einen Kampf, der aber sofort auch symbolisch vergeistigt wird. In allen seinen Arbeiten vernichtet Herkules bzw. bekämpft er die finsternen, zerstörenden Mächte; auch das Herausholen des Höllenhundes Zerberus aus der Unterwelt hat symbolisch-vergeistigte Bedeutung. Und Herkules selbst ist gleichfalls ein großer Frevler und Weltenwanderer!

In der Sanskritliteratur ist ein von den Hindus Vorderindiens hochverehrtes Heldengedicht „Mahâbhârata“ („Der große Kampf der Bhârata“), dessen Inhalt eine Zusammenfassung der kosmogonischen und theogonischen Mythologie, der Sagen und der Philosophie der arischen Inder darstellt. Die mythische Handlung bildet der Thronfolgestreit zwischen den Söhnen zweier Brüder, Pându und Dhritarâschtra, beide vom Bhâratastamm. Der erste hat fünf Söhne, die aber nicht er, sondern Gottheiten mit seiner Frau gezeugt hatten; der andere, ältere und blinde Bruder hat hundert Söhne. Die Söhne Pândus, die Pândava, sind gutmütig, gerecht und maßvoll im Zorn, die Söhne Dhritarâschtras, die Kaurava, dagegen anmaßend, neidisch und böswillig. Das gute und böse Prinzip werden ganz deutlich versinnbildlicht. Die Kaurava trachten den Pândava nach dem Leben: nach vielen Schicksalen und Kämpfen behalten die Pândusöhne die Oberhand, deren letzter Sprößling aber dem Thron entsagt, mit seinen Brüdern in die einsamen Täler des Himalaja zieht und in den Himmel und in die Gottheit (Krischna) zurückkehrt, die in ihm und seinen Brüdern menschliche Form angenommen hatte.

Endlich ist Siegfried (Sigurd), der germanische Nationalheld, ein Symbol des Frühlingsgottes Baldur, [257] dessen siegreiches, aber kurzes Leben in der Natur er in seinem Heldentum und Untergang versinnbildlicht. Der Lichtgott führt den Kampf gegen den giftigen Drachen und die heimtückischen Zwerge im dunklen Niflheim, im Nebelreich. Dasselbe vollbringt der Mensch Siegfried, aus göttlichem Geschlecht, als Heros. Auch bei ihm der Kampf gegen das Finstere, Böse und Verbrechen, gegen den Drachen, die heimtückischen Zwerge, dabei selbst sich durch den Besitz des geraubten Nibelungengoldes in Schuld verstrickend. So wird auch das Nibelungenlied, unser deutsches Nationalepos, zur Darstellung von Kampf, Frevel und Verbrechen.

Aus Mythos und Heldensage schöpft das große Drama der Antike seinen Stoff. Mit diesem nimmt es ohne weiteres die Darstellung des Verbrechens auf. Wir sehen, der Faden der literarisch-kriminellen Entwicklung reißt nicht ab; er spinnt sich fort vom Chaos, von der Urschöpfung bis zum heutigen Tag.

Noch ein neuer Gesichtspunkt ist zu beachten. Das antike Drama geht aus den Veranstaltungen des religiösen Kultus hervor. Alle ursprüngliche Religiosität der Völker spricht sich schon im Mythos aus, wie wir sahen. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gutem und Bösem ist zugleich ein erstes Religionsbekenntnis. (Sonnenkultus bei allen ersten Völkern.) Gottesglaube ohne Kampf zwischen Gutem und Bösem ist undenkbar. Dieser Kampf, als äußerer und innerer mit dem Ziel der Läuterung, ist sogar Inhalt des Glaubens und der Religion. Nur dieser Kampf gebiert den sittlichen Fortschritt.

Also Darstellung des Kampfes mit dem Verbrechen [258] ist vornehmlich auch aus religiösen Motiven erwachsen und findet sich auch solchergestalt in dem antiken Drama. Die großen griechischen Tragiker werden nicht müde, die Gestalten ihrer Heldensage auf die Szene zu stellen: Aeschylus in seiner Trilogie „Orestie“ das grauenvolle Schicksal der Atriden, den die Tochter Iphigenie opfernden Agamemnon, die darüber erzürnte Gattenmörderin Klytämnestra, den rächenden Muttermörder Orest; Sophokles in seiner Elektra, die ihren Bruder Orest zum Muttermord anstachelnde Schwester, im König Oedipus den Vatermörder und Mutterschänder, dann die gegen die Staatsgesetze frevelnde Antigone; Euripides ebenfalls einen Orest und eine Elektra, vor allem aber Medea, die Mörderin ihrer Brüder, die Giftmischerin und Brandstifterin, die Vergifterin ihrer Nebenbuhlerin, Mörderin ihrer Kinder. An diesen heroisch-kriminellen Stoffen, an dem Urverbrechen der Menschheit erweisen die griechischen Tragiker wieder und immer wieder ihre Meisterschaft. Ihre Helden sind Heroen zugleich und Frevler.

Sehr lehrreich ist ein Blick auf das indische Drama (Nâtaka von Nâta, Tänzer), das gleichfalls aus religiösen Feierlichkeiten und Aufzügen mit Gesang und Tanz hervorgegangen ist. Die Gegenstände sind der Mythologie und der Heldensage, der Geschichte und dem bürgerlichen Leben entnommen. Hauptmotiv ist die Liebe, ein tragischer Ausgang kommt nicht vor. Den Höhepunkt des indischen Dramas bezeichnen die dem Könige Sudraka zugeschriebene „Mrcchakatikâ“ und die zwei Stücke des Kâlidâsa „Sakuntala“ und „Vikramorvasi“. Die „Mrcchakatikâ“ [259] („Das Thronwägelchen“) behandelt auf farbenreichem Hintergrunde die Liebe des Brahmanen Carudatta mit der anmutigen und edlen Hetäre Vasantasena. Das Kriminelle ist ausgiebig vorhanden und wird etwa wie in den leichteren Stücken Shakespeares mit oft derbem Humor behandelt. Mit prächtiger Psychologie ist der Spitzbube Sarvilaka gezeichnet, ebenso der mordlustige Samsthanaka, der falsche Anschuldiger, der Vasantasena besitzen möchte, endlich die europäisch

anmutende Gerichtsverhandlung mit humoristischen Ansätzen einer Kriminalpsychologie. Nicht mit Unrecht wird im „Vorspiel“ angekündigt, daß im Stück „die Erbärmlichkeit der Rechtspflege und das natürliche Wesen eines Bösewichts“ dichterisch dargestellt werden sollen. Der Ausgang ist befriedigend, das Böse unterliegt, das Gute siegt. Kálidáśas berühmte „Sakuntala“ ist die Pflgetochter eines frommen Einsiedlers, der sich der König Duschmanta ohne Zeremoniell vermählt. Als sie aber danach an seinen Hof kommt, erkennt er sie nicht wieder. Nachdem der König von ihr gegangen war, hatte sie, in Gedanken versunken, unterlassen, einem leicht aufbrausenden Einsiedler die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Der Erzürnte spricht über sie den Fluch aus, daß ihr Liebhaber sie vergessen und erst durch ein Erkennungszeichen sich ihrer wieder erinnern solle. Das verzweifelnde junge Weib wird von Nymphen an Indras Hof entführt, bis die Auffindung des verlorenen Erkennungsringes, den der König ihr beim Abschied gegeben hatte, die Vereinigung der Gatten herbeiführt. Also auch in dieser Dichtung das Kriminelle leicht gestreift, der verhängnisvolle Fluch ist in fein psychologischer Weise die Folge des dem [260] Einsiedler, einem „großen Weisen“, gezeigten beleidigenden Verhaltens. Auch hier – im „Zwischenspiel“ – eine humorvolle Kriminalistik, fast im Stile Shakespeares, in der Szene, da der Polizeimeister mit seinen Häschern als vermeintlichen Dieb den Fischer verhört, der im Magen eines gefangenen Karpfens den kostbaren Erinnerungsring gefunden hat, den der König an Sakuntala gab. Zur Darstellung des großen Verbrechers und Verbrechens im Sinne der antiken und germanischen Tragödie gelangt das indische Drama nicht. Die anstachelnde Aktivität des Bösen (im „Faust“ der „Geselle, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“), die zum Fördernis des Guten wird, ist nicht vorhanden. Die indische Dramatik fordert nicht die Charaktere nach den antiken oder germanischen Kunstgesetzen. Der Inder bewertet im Drama auch nicht die Handlung, sondern mehr die in schöner bilderreicher Sprache verfaßten Schilderungen. Alles dies wird aus der ganzen, auch klimatisch bedingten brahmanisch-buddhistischen Lebensauffassung verständlich.

Auch das neue Drama kann seine religiöse Wurzel nicht verleugnen. Die antike Tragödie wurde durch das große christliche Passions- und Erlösungsdrama ersetzt, das durch die sogenannten Mysterien und Passionsspiele dargestellt wurde. Durch die Einführung allegorischer Figuren, Personifikationen der verschiedenen einander bekämpfenden Tugenden und Laster entstanden die sogenannten Moralitäten, moralische Schauspiele, die zunächst in den Händen von Bruderschaften waren und bald zu stehenden Bühnen führten. Man sieht, auch hier ist der Kampf zwischen Gutem und Bösen, zwischen [261] Tugend und Verbrechen sofort – eben aus religiöser Wurzel – gegeben.

Und eigenartig ist nun die Stellung des Christentums zum Verbrechen und Verbrecher. Das Christentum des Neuen Testaments ist nicht um Strafe bemüht, sondern um Reue, Buße und Bekehrung. „Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“; Christusworte angesichts der Ehebrecherin. „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Worte am Kreuz an den mitgekreuzigten Mörder. Christus lehnt es ausdrücklich ab, über den Verbrecher ein Strafurteil zu fällen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ In gewisser Beziehung stammt der religiöse Gegensatz zu dem staatlichen System von Verbrechen und Strafe schon aus dem Alten Testament. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“ Die Strafgewalt wird allein für Gott, nicht für Menschen, in Anspruch genommen. Dieser religiösen Stellungnahme und Auffassung werden wir uns später bei der Analyse des Dramas noch einmal zu erinnern haben.

Noch aber müssen wir nachholen, einer anderen menschlichen Geistestätigkeit Erwähnung zu tun, die schon lange in die älteste epische Dichtung der Völker und auch in das antike Drama eingemündet ist. Ich meine die Philosophie. Ihre Uranfänge liegen, wie wir sehen, im Mythos, der zugleich alles Vorstellungsleben eines Volkes und seine höchste und tiefste Weisheit erschließt. Auch in der alten Heldensage offenbart sich noch der philosophische Geist der [262] Völker. Man denke an die Sprüche der Weisheit bei Homer und in den germanischen Eddaliedern. Eine eigentliche philosophische Wissenschaft entwickelt sich erst später.

Alle Philosophie ordnet sich um drei Hauptzentren: die Frage nach Ursprung und Wesen der Welt, nach dem Dasein Gottes und endlich die dritte Frage: wie das Böse in der Welt mit dem Willen Gottes und einer sittlichen Weltordnung zu vereinbaren ist – die unermüdlichste Frage der Philosophen. Die griechische Philosophie hatte einen idealen Glauben an die Herrschaft des Guten. Sokrates sagt bei Plato (Phädon 39), daß es der sehr Guten und der sehr

Schlechten immer nur wenige gebe, der Mittelmäßigen am meisten, und das bei einem Wettstreit der Schlechtigkeit sich nur sehr wenige als die ersten zeigen würden. Die Tugend der Seele besteht in der Besonnenheit des Menschen. Die besonnene Seele ist die gute, die böse Seele ist die besinnungslose und ungebundene (Gorgias 62). Wer durch die Tugend glücklich sein will, muß die Besonnenheit suchen und üben, die Zügellosigkeit aber fliehen. Die Tugend ist eine Weisheit und deshalb lehrbar. Es kommt darauf an, Gutes und Böses zu erkennen und zu unterscheiden. Es gibt nichts Stärkeres als Erkenntnis, sie herrscht auch über Lust und Unlust. Wer bei der Wahl zwischem Gutem und Bösem fehlt, der fehlt aus Mangel an Erkenntnis, ja aus größtem Unverstand (Protagoras 37). Stets ein Wackerer zu sein, zu bleiben, ist nicht möglich; solches liegt außerhalb der menschlichen Natur. „Denn bald edel und bald auch schlecht ist der beste der Menschen“ (Protagoras 26). Der Mensch muß ein Schurke werden, [263] wenn des Geschickes Macht ihn niederwirft. „Ich suche auf dem Erdenrunde nicht den ganz tadellosen Mann; es genügt mir, wenn sich einer in der Mitte hält und nichts Schlechtes tut. Aber ich glaube nicht, es gäbe auch solche, die willig Böses tun. Ich wenigstens glaube dieses, daß kein weiser Mann der Meinung ist, irgendein Mensch fehle willig oder vollbringe irgend etwas Böses und Schlechtes willig, sondern sie wissen wohl, daß alle, die Böses und Schlechtes tun, es unfreiwillig tun ... Es liegt gar nicht in des Menschen Natur, dem nachgehen zu wollen, was er für böse hält, anstatt des Guten“ (Protagoras 31,38).

Schließlich wird die Philosophie, die Ethik, die Wissenschaft vom Guten und Bösen als Schönheitslehre aufgefaßt. Plato läßt es im Gorgias (18,30) seinen Lehrer direkt aussprechen: „Das Böse nenne ich unschön. Das Schöne ist das Gute, weil beide Lust erwecken, das Schlechte ist das Unschöne, weil beide Unlust erwecken.“ Da dem Griechen das Laster und das Schlechte als das Unschöne gelten und das Häßliche in seiner Schönheitswelt keinen Platz hatte, deshalb ging er in seiner Philosophie und Poesie an diesem häßlichen Bösen vorüber und schöpfte auch – im Gegensatz zu Shakespeare und den Neueren – seine ganze furchtbare Tiefe nicht aus. Daher bildete er in seiner Mythologie auch keine selbständige böse Gottheit; ein anderer Grund war freilich der monotheistische Zug, der seinen Polytheismus durchweht. Thersites ist der schlechteste und zugleich der häßlichste Grieche vor Troja. Selbst die Erinnyen gestaltete der griechische Schönheitssinn aus uralten vampyrartigen unterirdischen Jungfrauen später zu jungen wilden Jägerinnen. Als Goethe in der klassischen [264] Walpurgisnacht (Faust II) seinen Mephisto in Hellas auftreten läßt, kann er ihm als entsprechende Maske nur die der Häßlichkeit – der einäugigen Phorkyade – geben, da die griechische Mythologie keinen Teufel kennt.

Spinoza hielt das Böse gar nicht für etwas Wirkliches, für nichts Positives, sondern für ein Negatives, eben für die Abwesenheit des Guten. Leibniz sagt, das Böse sei nur von Gott zugelassen, weil ohne Böses keine Freiheit, ohne Freiheit keine Tugend sei. Das Böse sei gar nichts Reales; durch das Böse werde die Harmonie des vollkommenen Universums nicht gestört. Auch Kant erkennt dem Bösen an sich keine Realität zu. Gut und böse sei nur die Handlungsart eines Menschen mit Rücksicht auf dessen Gesinnung. Er glaubt aber an ein „radikal Böses“ in diesem Sinne beim Menschen aus einer unerklärlichen Tat seiner vollbewußten Freiheit. Gutes und Böses seien die Folgen einer menschlichen Willensbestimmung. Dieselbe Meinung vertritt auch Schopenhauer. Und Friedrich Nietzsche stellt sich ebenfalls „jenseits von Gut und Böse“.

Wir erkennen also immer mehr – nicht nur in der Dichtung, sondern auch in anderen, gerade den hervorragendsten, geistigen Schöpfungen, im religiösen Werke, in der Metaphysik, in der Philosophie und in der mit beiden eng verbundenen Ethik, in der Sittenlehre, ist ein Hauptthema: Gut und Böse, Tugend und Verbrechen. Das ist das gewaltige Urthema und gewissermaßen Leitmotiv der ganzen großen Menschheitssymphonien.

In Shakespeares sogenannten Königsdramen wird der Stoff nicht mehr aus der alten Heldensage [265] genommen, sondern aus der kaum um Jahrhunderte zurückliegenden Geschichte – gewissenmaßen der Fortsetzung der Heldensage – des englischen Volkes. Und mitübernommen werden aus der Geschichte die Verbrechen und Verbrecher ihrer Zeit. Shakespeare wird zum Verkünder vom Walten eines bösen Prinzips, das in der Weltgeschichte schöpferische Kraft hat, ohne das sich die Geschichte der Menschheit nicht vollziehen kann (Wilhelm Wundts Gesetz von der Heterogonie der Zwecke). Zum Vertreter dieses bösen Prinzips wird vor allem Richard III. Das unselige Blutvergießen im Kampfe der Roten und der Weißen Rose im Verlaufe von Jahrzehnten, der immer fortgeerbte Verrat, die immer wiederholte Willkür haben schließlich einen solchen

Menschen erzeugt, der in dieser feilen, schwächlichen Zeit, die keine wahre Liebe und keine echte Treue mehr zu kennen scheint, in rücksichtsloser Brutalität mit den letzten überlebenden Vertretern jener Unzeit wie ein Rachedämon aufräumt, um nach getaner Arbeit, nach erfüllter Mission selbst als Opfer zu fallen. Die Darstellung des Verbrechens im Drama wird Mittel der Ausdeutung des letzten Sinnes der Weltgeschichte.

In anderen Dramen – in Macbeth, Hamlet, König Lear – haftet der Stoff noch am Sagenhaften; die Darstellung des Kriminellen gibt die Grundlage für das Wirken der auf solchem Untergrunde schimmernden, aus ihm sich ablösenden großen und größten sittlichen Ideen. Gleichen Zwecken dient die Gestalt des Schurken Jago im „Othello“, des bössartigen Kaliban im „Sturm“, die Handlung in „Maß für Maß“.

[266] An Shakespeare knüpft Friedrich Schiller an. Alle seine dramatischen Helden – vom Brüderpaar Karl und Franz Moor in den Räufern, vom Präsidenten und Sekretär Wurm in Kabale und Liebe, von Fiesco und Muley Hassan, von Don Carlos und Marquis Posa an, über Wallenstein, Don Caesar in der Braut von Messina zu Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell – alle Verbrecher, fast alle politische Verbrechergestalten, in der Hauptsache aus der Geschichte genommen und ihre Wirklichkeit und großen Ideen versinnbildlichend.

Auch Goethe kommt von Shakespeare her. Im Götz von Berlichingen und im Egmont der politische Verbrecher, im Orest der „Iphigenie auf Tauris“ eine neue Lösung des alten antiken kriminellen Problems. Endlich im „Faust“ mit der großen aus dem Religiösen entlehnten Erlösungsidee die Symbolisierung des Urproblems vom Bösen wie vom Anfang an bei Goethe; dem Bösen wird in der sittlichen Entwicklung des Menschen sein wichtiger Anteil zuerkannt. Der Herrgott spricht es aus:

Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen.
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Dazu die erklärenden Schlußworte im II. Teile des Faust:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

[267] Inhalt der ganzen Fausttragödie in beiden Teilen: Eine Symphonie des gewaltigen Urthemas – Symbolisierung des Urkampfes zwischen Gutem und Bösem, gerade deshalb eine Welt- und Menschheitstragödie und Dichtung!

Bei den Epigonen Friedrich Hebbel – Judith, Genoveva, Gyges und sein Ring, Die Nibelungen, Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer –, Otto Ludwig – Der Erbförster, Die Makkabäer –, und auch Franz Grillparzer – Die Ahnfrau, Medea – die Darstellung des Kriminellen im historisch-ethischen Sinne Schillers.

Schon bei Schiller (Kabale und Liebe), Goethe (Clavigo) und Friedrich Hebbel (Maria Magdalena) kommt statt der historischen auch die soziologische Seite der kriminellen Darstellung zur Geltung. Im bürgerlichen Drama erscheint das bürgerliche Verbrechen unserer Beobachtung nähergerückt, als Ausfluß von Veranlagung und Umgebung des Helden. Damit ergießt sich in das neuere Drama ein ganz neuer, dem lebenden Geschlechte fruchtbarer Strom des Kriminellen. Zu nennen sind weiter Henrik Ibsen mit Baumeister Solneß, Nora, Die Gespenster, Stützen der Gesellschaft, Rosmersholm, Peer Gynt – weiter August Strindberg, mit den Kammerspielen, den Einaktern Rausch usw. – Tolstoi mit der „Macht der Finsternis“ – Gerhart Hauptmann mit Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Der Biberpelz, Florian Geyer, Die Ratten. Bei Gerhart Hauptmann tritt die soziologische Idee im Kriminellen am deutlichsten zutage; er arbeitet manchmal („Vor Sonnenaufgang“) geradezu wissenschaftlich im Geiste einer Kriminalsoziologie, **[268]** die das Verbrechen als eine notwendige Erscheinung der menschlichen Gesellschaft und ihrer Zustände zeichnet (Hermann Sudermann: „Stein unter Steinen“).

Bei der jüngsten Dichtergeneration tritt die kriminelle Darstellung in den Dienst noch

neuerer Zeitideen: z. B. einer Mystik, die den Zusammenhang mit dem Unbewußten, mit dem Unerforschlichen sucht, oder in den Dienst der Idee vom Kampfe der Generationen, wobei der Vatermord in Gedanken ([Joachim] v. d. Goltz: „Vater und Sohn“), der versuchte Vatermord, der wirkliche Vatermord die obersten Sprossen der literarischen Leiter sind, oder der aus dem Kriege und der Revolution geborenen Ideen, z. B. [Ernst] Trollers „Hinkemann“.

Wir wiederholen: vom Mythos bis zur Gegenwart ist es immer der jeweilige Menschheits- und Zeitgeist, der – aus irgendwelchem Grunde – die kriminelle Darstellung in den Bereich der Dichtung geradezu zu zwingen scheint. Die kriminelle Darstellung dient dem Dichter zum Spiegelbilde der ihn jeweilig bewegenden Ideen.

Wir müssen noch einen gleichartigen Seitenblick auf die epische, die erzählende Dichtung werfen. Als sich der alte Mythos nach Jahrhunderten in Einzelheiten auflöste, wurde im Volksmärchen – Umbildungen des Mythos – der uralte Kampf zwischen Gutem und Bösem beibehalten. Ich habe in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) von unseren Volksmärchen den Schleier weggezogen und die verhüllten Grausamkeiten und Verbrechen aufgezeigt.

In der Einfachheit und Schlichtheit grenzt das [269] Märchen an die Dichtungsart der Erzählung, die besonders in ihrer Volkstümlichkeit eine eigene Gattung bildet. Wohl und Wehe des bewegten Menschenschicksals gelangen zur Darstellung, dabei mit Vorliebe der Kampf der Tugend mit dem Laster, des Guten mit dem Bösen, zuweilen mit einer mehr oder minder auffälligen Tendenz. Die ältere Literatur ist voll solcher Motive. Ein Musterbeispiel eigenster Art ist Schillers Prosaerzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ mit einem wahren Schatz kriminalpsychologischer Weisheit. „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung ... Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in der engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammenfände.“ „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsverfassung des Beklagten.“ – Ansätze zu kleinen Erzählungen kriminellen Inhalts finden sich auch bei Goethe in Werthers Leiden und Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Schiller führt den kriminellen Stoff sogar in die Ballade ein: Die Kindesmörderin, die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer. Ihn ahmt später Chamisso in seinem Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag“ nach, Eichendorff in dem Gedicht „Die Räuberbrüder“, Wilh. Müller im „Glockengruß zu Breslau“ usw.

Die Volkserzählung mit kriminellem Inhalt, mehr oder minder nebensächlich, nimmt bei allen Völkern [270] einen breiten Umfang ein und schließt bei uns z. B. auch Rosegger teilweise in sich. Hier ist auch Karl May als volkstümlicher Erzähler in seinen weniger bekannten „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“³⁰ zu erwähnen, in denen – wie übrigens auch in seinen sonstigen Schriften – vornehmliches Hauptthema ist der endgültige Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit. In Verbindung mit unseren Ausführungen über die Mythologie und Dichtung, insbesondere der Iranier und Inder, darf es gewiß als kein Zufall gelten, daß Karl May seine große Erzählung „Ardistan und Dschinnistan“, die den Kampf zwischen Gutem und Bösem symbolisiert und den Sieg des Edelmenschen verherrlicht, in die asiatischen Hochgebirge verlegt, also dahin, wo in der indogermanischen Urheimat der Völker der große Ur dualismus geboren wurde.

Weite Ausdehnung findet das Kriminelle im großen Roman: bei den Engländern in [Charles] Dickens „Oliver Twist“, in [Edward] Bulwer[-Lytton]s „Eugen Aram“ und vielen anderen bis zu Oskar Wildes „Bildnis des Dorian Grey“ und den neuesten; bei den Russen in Tolstois Romanen, in Dostojewskis „Raskolnikow oder Schuld und Sühne“ und den „Memoiren aus einem Totenhaus“; bei den Franzosen sind vor allem Emil Zola und Alphons Daudet zu nennen. Um diese Großen gruppieren sich viele mittlere und kleine Erzähler.

Daneben bildet sich ein besonderer Schelmen- und Spitzbubenroman, meist komischer Art, [271] heraus in Spanien (Mendoza: „Großer Schelm“ [Diego Hurtado de Mendoza: „La vida del pizarro“, „Großer Schelm“ von Francisco de Quevedo], [Luis Velez de] Guevara „Hinkender Teufel“), nachgebildet in Frankreich und England, in Deutschland, wo schon Neidhart Fuchs und Pfaff von Kahlenberg Vorläufer waren, in Grimmelshausens

³⁰ Gesammelte Werke Bd. 43 „Aus dunklem Tann“ und Bd. 44 „Der Waldschwarze“.

„Simplizissimus“. Die Weiterentwicklung führt zum Sensations- und Kriminalroman in England mit Wilkie Collins, [Mary Elisabeth] Braddon; in Amerika mit [Edgar Allan] Poe; in Deutschland über [Christian August] Vulpius (Rinaldo Rinaldini) und [Jodocus] Temme u. a. bis zu den jüngsten Detektivgeschichten.

Auch der neueste große deutsche Roman sucht immer noch den kriminellen Gegenstand, z. B. Gerhart Hauptmanns „Phantom“ in Form der Erzählung eines ehemaligen Zuchthäuslers. Klara Viebig schildert in „Absolvo te“ die Psychologie der Giftmischerin. Beliebt ist neuerdings in allen Variationen das Thema der Hochstapler und Schelme. Mein eigener vor zehn Jahren zuerst erschienener Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ wäre hier zu nennen (daneben mein Roman: „Die Kraft des Michael Argobast“); ferner Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“.

Der epische Charakter der Erzählung und des Romans bringt es mit sich, daß außer an der hauptsächlichlichen Seelenschilderung auch an der Darstellung des verbrecherischen Geschehens selbst, an der Vorbereitung, Entwicklung, Ausführung, Vollendung, erhöhtes Interesse gewonnen wird. Die spannenden, vorwärts treibenden und verzögernden Momente des Romans werden hierbei ausgenutzt. – –

Weiter ist vor allem die vom Drama ausgehende, später auch in der erzählenden Dichtung ausgeführte Charakterentwicklung des Helden, also [272] das psychologische, das charakterologische Moment, der Einführung des Kriminellen in der Dichtung günstig. Bei dem Tragiker Aeschylus sind die Charaktere noch wenig individuell, schon deutlicher bei Sophokles, scharf, ergiebig und realistisch bei Euripides. Seine „Medea“ (vor 2400 Jahren!) stellt in völliger Vollendung bereits den Typus der Giftmischerin dar, wie ihn erst ganz neuerdings die kriminalpsychologische Wissenschaft herausgearbeitet hat.

Den Höhepunkt in der Charakterentwicklung erreicht das Drama bei Shakespeare. In seinem Richard III. zeichnet er Merkmale und Gesamterscheinung, Veranlagung und Entwicklung des entarteten Verbrechers so vollkommen und plastisch, daß das anschauliche Bild des geborenen Verbrechers vor uns steht, den wissenschaftlich erst [Cesare] Lombroso – dabei in Fehler verfallend, die der Dichter vermeidet – herausgefunden hat. In der giftmischenden Königin im „Cymbeline“ scheint Shakespeare mit prophetischem Blick die berüchtigten Gestalten einer [Marie-Madeleine] Marquise von Brinvilliers, die erst ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare lebte, einer [Anna] Zwanziger, [Gesche] Gottfried und [Sophie Charlotte] Ursinus vorausgesehen zu haben. Der Dichter ist mit einem hellsinnigen Blick auch für Verbrechen und Verbrecher begabt.

In Macbeth und der Lady wird das eheliche geschlossene Verbrecherpaar und der gutgeartete, zwar mit Gewissen, aber auch mit latenten kriminellen Instinkten behaftete, von seinem Weibe getriebene ehrgeizige Verbrecher auf die Szene gestellt, der vor und gleich nach der Tat visionär erzittert und doch schließlich sich zum blutigsten Tyrannen entwickelt.

[273] Im Othello tritt Jago als der anscheinend voraussetzungslose große Bösewicht vor uns hin, dessen Sadismus erst unsere wissenschaftlich aufgeklärte Zeit entdecken konnte.

Die Vertiefung des menschlichen Seelenlebens und seine wundersame, oft wunderliche Verknüpfung scheinbar auseinanderlaufender Seelenkräfte zeigt das Drama vor allem am verbrecherischen Charakter, der die normalen menschlichen Züge und Strebungen gewissenmaßen wie unter dem Vergrößerungsglas aufweist. Also gerade der kriminelle Charakter ist ein unerschöpfliches menschlich-dichterisches Studium. Shakespeare wagt sich sogar an das Pathologische zur Erklärung der Charaktere. Richard III, Macbeth, die nachtwandelnde Lady, der epileptische Othello, Hamlet – alle sind sie Psychopathen, die Charaktere und Handlungen werden außerordentlich aufgehellt. König Lear zeigt den beginnenden Greisenwahnsinn.

Ganz neue psychologische Momente bietet Schiller, dessen Charaktere andererseits zurücktreten. Im Wallenstein geben drei Verszeilen in einzigartiger Weise die psychologische Entwicklung vom Verbrechen zur historischen Großtat: Von Wallensteins Hochverrat am Kaiser heißt es:

Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn.

Welcher Ausblick wird hiermit eröffnet!

In Maria Stuart zeigt der Dichter das Märtyrertum und die Entsühnung des großen Verbrechers; **[274]** dazu das wunderbare Moment der Stellvertretung in der Sühne. Maria Stuart leugnet den Hochverrat an Elisabeth, wegen dessen sie zum Tode verurteilt wird: aber sie bekennt:

Gott würdigt mich durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

Sie meint die Ermordung ihres ersten Gatten.

Dann die Psychologie der Entsühnung:

Wohltätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! – Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach – der Menschen adelt,
Den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal.

Ein wunderbares, wahres Wort! –

In der Jungfrau von Orleans Enthüllung eines Seelenlebens, das die Zeitgenossen der Heldin für verbrecherisch hielten. Abermals das psychologische Moment der Stellvertretung in der Sühne: unschuldig der Zauberei, schuldig der untersagten Mannesliebe. Ehe der Jurist in Deutschland das letzte Hexenurteil unterschrieb, verklärte der Dichter-Kriminalist die Hexe von Orleans und gab ihr auch die Himmelfahrt einer Heiligen: „Der schwarze Panzer wird zum Flügelkleide –“.

Das überraschende Kriminelle in Goethes Dichtungen, weiter bei Ibsen (Peer Gynt) und bei Strindberg habe ich in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) eingehend dargelegt. –

Was geschieht vor unseren Augen im Bereiche der Dichtung? Das ganze Reich des Psychologischen wird an der Hand des Kriminellen von den Dichtern geradezu aufgewühlt. Der Dichter, der wirkliche, wird **[275]** zufolge seines genialen Sehertums zum Erforscher, Verkünder, Propheten wie der Höhen so der Abgründe der Menschenseele, und damit des Kriminalpsychologischen. Im „Raskolnikow“ z. B. gibt Dostojewski ein erschütterndes, in die feinsten seelischen Einzelheiten verzweigtes Bild des von seinem Gewissen gepackten Mörders, das der Wirklichkeit wundersam entspricht. Sein Gewissen treibt ihn in die Mordwohnung zurück, wo er die Pfandhändlerin und ihre Schwester erschlug. Er macht sich durch dunkle Andeutungen und Fragen bei den Hausleuten verdächtig, so daß er beinahe verhaftet wird; er will sogar die Mordwohnung – offenbar als Sühnestätte seiner Seele – ermieten.

Wir erkennen, dieses Thema ist unerschöpflich; es läßt sich nur andeuten. Die Dichtung hält mit der Entwicklung der Psychologie Schritt, eilt ihr vielfach voraus. So unergründet, so abgrundtief das menschliche Seelenleben ist, so unabsehbar und ohne Ende die Fülle krimineller Probleme, die der dichterischen Behandlung harren.

Welche reichen Beiträge hat z. B. Friedrich Nietzsche, Philosoph und Dichter zugleich, zur Psychologie des Hochstaplers geliefert, ehe von einer solchen in der Kriminalpsychologie überhaupt die Rede war. (Diese Ausführungen mögen als Ergänzung zu meinem Aufsatz: „Im Reich der Schelme“, Karl-May-Jahrbuch 1926, gelten.) So sagt er: „Besteht zwischen Lüge und Ueberzeugung überhaupt ein Gegensatz? Alle Welt glaubt es, aber was glaubt nicht alle Welt! Jede Ueberzeugung hat ihre Geschichte, ihre Entwicklung; sie wird Ueberzeugung, vorher war sie es nicht.“ Weiter an anderer Stelle **[276]** („Menschliches, Allzumenschliches“ 52): „Bei allen großen Betrügern ist ein Vorgang bemerkenswert, dem sie ihre Macht verdanken. Im eigentlichen Akt des Betrugs, unter all den Vorbereitungen, dem Schauerlichen in Stimme, Ausdruck, Gebärden, inmitten der wirkungsvollen Szenerie überkommt sie der Glaube an sich selbst, dieser ist es, der dann so wunderbar und bezwingend zu den Umgebenden spricht.“ Wie fein erforscht Nietzsche das biologische Wesen der Verstellung: „Am meisten ist die Güte durch die lange Verstellung, welche Güte zu scheinen suchte, entwickelt worden... Die Lüge ist, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme der Güte... Die Ehrlichkeit ist ebenfalls am meisten durch die Anforderung eines Anscheins der Ehrlichkeit und Biederkeit großgezogen worden... Aus der dauernden Uebung einer Verstellung entsteht zuletzt Natur.“ Welche Fundgrube der Kriminalpsychologie! Alle primitiven Menschen müssen Verstellung üben auf dem Wege zur Kultur, zur Güte. In den gesellschaftlichen Umgangsformen (konventionellen Lügen) der Hochkultivierten lebt die Verstellung fort. Betrüger und Hochstapler sind auf der primitiven Stufe stehen geblieben, ihre soziale Lage hindert sie zur reinen Güte zu gelangen. Wie fein erklärt

Nietzsche die Maskerade, die Maskenfreudigkeit des Menschen: „Alles, was tief ist, liebt die Maske.“ Was an der Oberfläche liegt, ist seicht. Das Problem des Schauspielers: „Die Falschheit mit gutem Gewissen, die Lust an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten Charakter beiseite schiebend, überflutend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen in eine Rolle und Maske, in einen Schein hinein; ein Ueberschuß von Anpassungsfähigkeiten [277] aller Art... Ein solcher Instinkt wird sich am leichtesten bei Familien des niederen Volkes ausgebildet haben, die unter dem wechselnden Druck und Zwang, in tiefer Abhängigkeit ihr Leben durchsetzen, sich verstellen lernen mußten.“ Ich füge auch hier eine kriminalpsychologische Anmerkung hinzu: Wie die größten Schauspieler aller Zeiten kamen auch die größten Hochstapler aller Zeiten aus den unteren, ja untersten Volksschichten. Welche soziale, ethische, künstlerische Aufhellung! Zum Thema Kunst und Verbrechen sagt Nietzsche: „Der Dichter sieht in dem Lügner seinen Milchbruder, dem er die Milch weggetrunken hat.“ Aehnlich Friedrich Hebbel: „Große Lügner haben mir immer imponiert.“

Auch Thomas Mann gibt in seinen schon erwähnten „Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull“ psychologische Tiefenblicke. Zur selbstbetrügerischen Fälschung der Wirklichkeit bringt nicht jeder die seelische Spannkraft auf. „Dergleichen tut nicht jeder. Man träumt wohl davon, aber man tut es nicht. Wenn jetzt etwas Erschütterndes mit mir geschähe, denkt wohl der Mensch. Wenn du ohnmächtig niederstürzest, wenn Blut aus deinem Munde bräche, Krämpfe dich packten – wie würde dann auf einmal die Härte und Gleichgültigkeit der Welt sich in Aufmerksamkeit, Schrecken und späte Reue verkehren! Aber der Körper ist zäh, stumpfsinnig dauerhaft, er hält aus, wenn die Seele sich längst nach Mitleid und milder Pflege sehnt. Er gibt die alarmierenden und handgreiflichen Erscheinungen nicht her, die jedem die Möglichkeit eignen Jammers vor Augen rücken und der Welt mit fürchterlicher Stimme ins Gewissen reden. Und doch hatte ich sie hergestellt, diese Erscheinungen, [278] und sie zu so voller Wirkung geführt, als sie nur immer hätten ausüben können, wenn sie ohne mein Zutun hervorgetreten wären. Ich hatte die Natur verbessert, einen Traum verwirklicht – und wer je aus dem Nichts, aus der bloßen inneren Kenntnis und Anschauung der Dinge, kurz: aus der Phantasie, unter kühner Einsetzung seiner Person eine zwingende, wirksame Wirklichkeit zu schaffen vermochte, der kennt die wundersame und träumerische Zufriedenheit, mit der ich damals von meiner Schöpfung ausruhte.“

In seiner „Geschichte der Renate Fuchs“ sagt Jakob Wassermann: „Und kann es nicht Seelen geben, welche durch den Schmutz gehen wie im Traum?“ Auch hier liegt ein großes kriminalpsychologisches Problem angedeutet, das vielleicht bei einer Analyse von Karl Mays Jugend Bedeutung finden könnte. Hat daran schon ein zünftiger Kriminalpsychologe gerührt? In meiner „Kriminalpsychologie“ findet man Andeutungen. Wassermanns Satz wissenschaftlich zu analysieren und zu beweisen und danach auch in der kriminalistischen Praxis zur Geltung, zur Anerkennung zu bringen – eine Aufgabe, die der Zukunft gehört.

Ein Wunderbares offenbarte sich. Der geniale Seherblick befähigt die ganz großen Dichter zu Pfadfindern auch im Bereiche des Kriminellen. Nicht die wissenschaftlichen Kriminalpsychologen, sondern Dichter – Euripides, Shakespeare, Schiller, Goethe, Hebbel vor allem – weisen hier die großen Leistungen auf. Es ist nichts, was die zünftigen Kriminalpsychologen später aufgestellt und bewiesen haben, was nicht schon in großen Dichterwerken vorgeahnt und vorgefühl [279] gewesen wäre. Selbst der größte deutsche Kriminalpsychologe, Anselm v. Feuerbach, ist bei seinem Zeitgenossen, dem Dichter Friedrich Schiller, in die Schule gegangen. Sogar am Stil ist das zu erkennen, an der Sprache. Und von den seltsamen kriminellen und sexuellen Verirrungen, von denen Rousseau (Diebstähle) in seinen Bekenntnissen und Hebbel (Mordlust) in seinen Tagebüchern und Dramen beichtet, hat die Kriminalpsychologie der damaligen Zeitgenossen nichts gewußt.

Und umgekehrt eine andere Seltsamkeit: Große Kriminalpsychologen haben ganz nahe an die Dichter gebaut. Anselm v. Feuerbach beschäftigte sich mit metrischen Arbeiten, sein wissenschaftlicher Stil wird auf den Höhepunkten dichterisch blühend. Lombroso kam vom Dichten zur Kriminalpsychologie. Josef Kohler analysierte Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und „Hamlet“, er war der Verfasser verschiedener Dichtungen. Enrico Ferri, der lebende Altmeister der italienischen Kriminalistik, ist Künstlernatur.

Diese ganz große Perspektive hat endlich auch Zusammenhang mit den ästhetischen Gesetzen der Dichtung, insbesondere des Dramas. Hier erhalten wir abermals neue Aufschlüsse. Nach

Aristoteles, der in seiner Poetik seine Kunstgesetze aus den damals vorhandenen Tragödien der großen griechischen Dichter ableitete, darf in der Tragödie weder eine tugendhafte Person in einer Schicksalswendung vom Glück zum Unglück erscheinen – weil dies weder Furcht (Erschütterung) noch Mitleid (Rührung), sondern Verdruss erregen würde – noch dürfen andererseits schlechte Menschen aus Unglück zu Glück [280] gelangen – weil hierdurch am allerwenigsten Furcht und Mitleid hervorgerufen würden. Aber auch der ganz Schlechte soll nicht aus Glück zu Unglück, weil wir Mitleid nur dem unverdient Leidenden, also nicht dem ganz Schlechten zollen und unsere Furcht nur dem gilt, der – also nicht der ganz Schlechte – uns ähnlich ist. „Folglich bleibt nur eine Person, die in der Mitte zwischen beiden steht, übrig, d. h. eine solche, die sich weder durch Tugend und Gerechtigkeit auszeichnet, noch durch Schlechtigkeit und sittliche Verworfenheit, sondern durch irgendein Vergehen, eine Schuld. Und zwar soll die Person sich in großem Ansehen und in einer glücklichen Lebensstellung befinden, wie Oedipus und Thyest und die berühmten Helden aus solchen Geschlechtern.“ Die Schicksalswendung aus Glück zu Unglück dürfe sich nicht infolge allgemeiner sittlicher Verworfenheit, sondern infolge eines schweren Vergehens (einer schweren Schuld) einer Person von der angegebenen mittleren moralischen Beschaffenheit oder eher noch einer besseren als einer schlechteren vollziehen. Für den besseren Vorwurf erklärt Aristoteles die Handlung, bei welcher der Held die „schwere Tat“ nicht wissentlich, sondern unwissentlich verübt und erst, wie Oedipus bei Sophokles, danach die Erkenntnis davon erlangt. „Denn so fällt das Verletzende weg und die Erkenntnis wirkt niederschmetternd.“ Dies hängt mit der religiösen Auffassung der Griechen zusammen, danach das Schicksal und die Götter dem Menschen seine Taten bestimmen, er also unfrei – ähnlich also wie ein Nichtwissender handelt. Tragisch ist dem Aristoteles diejenige Schuld, der eine ohne Wissen (Oedipus) oder [281] unter dem Drucke besonderer Verhältnisse (Orest), endlich aus übergroßer Leidenschaftlichkeit (Antigone) begangene schwere Tat entspringt.

Also schon vor mehreren tausend Jahren stellte der größte Literaturkritiker aller Zeiten gewisse kriminelle Typen aus ästhetischen, künstlerischen Gründen als Helden der Tragödie, der höchsten Dichtungsgattung, auf. Der ganz Tugendhafte, der ganz Edelmütige, der ganz Gerechte ist ihm kein Held des Trauerspiels. Hier kennzeichnet sich offenbar der ganze griechische Volkscharakter. Dem Griechen war eine gewisse hohe Reizbarkeit eigentümlich, durch die bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte und sich betätigte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und seinem unverhohlenen Ausdruck. Bescheidenheit und Demut waren nicht hellenische Tugenden; die Ehre galt aus Recht und Vorrecht entsprossen. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Lust und Schmerz. Der Hellene weinte leicht. Zu der unerschöpflichen ästhetischen Produktionskraft regte fortgesetzt ein hohes Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit an, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß unangetastet ließ, so daß natürliche und unnatürliche Geschlechtsbegierde schwelgten. Wie im Sexuellen, so grenzte in der gesamten hellenischen Sinnesart das Schlimme nahe an das Edle und Gute. Gewinnsucht, Neid, Feindschaft und Grausamkeit waren nationale Gebrechen. Aber wie das Gute nicht sicher und fest im Herzen der Griechen wohnte, so entfaltete sich auch nicht das Böse zu seiner Vollendung [282] ([Wilhelm] Wachsmut, „Hellenische Altertumskunde“). Aus diesem Volkscharakter erklären sich die hellenischen Kunstgesetze.

Die aristotelischen Gesetze hat in Deutschland bekanntlich Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie zur Anerkennung gebracht und insbesondere gegen die französischen Dramatiker verteidigt. In Anwendung auf Shakespeares große Verbrechergestalten bewegen sich Macbeth, die Lady, Othello auf der geforderten Linie mittlerer Beschaffenheit, ebenso Coriolan, Brutus, Cassius u. a. Zweifel könnten bei Richard III. entstehen. Wenn man jedoch alle seine Abscheulichkeiten aus einer großen, durch die äußeren Hindernisse der persönlich-körperlichen Mängel gestauten Leidenschaftlichkeit, auf das einzige Ziel, die Königskrone zu erringen, mit unglaublicher Kraft gerichtet, ableitet, dann ist Richard III. bereits hierdurch ein tragischer Held in weiterer Auslegung der Lehre des Aristoteles. Aber Lessing macht noch einige Bemerkungen. „Richard ist ein abscheulicher Bösewicht; aber auch die Beschäftigung unsres Abscheus ist nicht ganz ohne Vergnügen; besonders in der Nachahmung. Auch das Ungeheuer in den Verbrechen partizipiert von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken. Alles, was Richard tut, ist Greuel; aber all diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsre Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er

ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen [283] gewährt. Wir wollten, daß Richard seinen Zweck erreichte; und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte.“ (Diese Bemerkung macht übrigens Lessing nicht in bezug auf Shakespeares Richard III., sondern auf ein gleichnamiges Stück eines „Herrn Weiß“ [Christian Felix Weisse], dem er vorwirft, daß er zu wenig bei Shakespeare in die Schule gegangen sei.) Lessing zeigt also hier für die Behandlung krimineller Gegenstände in der Dichtung eine neue, sowohl psychologische als ästhetische Grundlage auf.

Einen „ganz Lasterhaften“ hält aber Lessing mit Aristoteles für ungeeignet zum tragischen Helden, weil er nicht Mitleid zu erregen vermöge. Uebrigens erregt Shakespeares Richard III. in seinem heldenhaften Untergang, verbunden mit seiner vernachlässigten äußeren Natur, tatsächlich noch unser Mitleid. Lessing selbst hat in seinen Dramen den großen Verbrecher nicht auf die Szene gestellt.

Reizvoll ist, wie der französische Dramatiker [Pierre] Corneille, der im Prusias, im Phokas, in der Kleopatra die „abscheulichsten Ungeheuer“ (Lessing) auf die Bühne stellt, sich mit Aristoteles abfindet. „Kleopatra in der ‚Rodogune‘ ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheute, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß.“ Corneille huscht hier gewissermaßen an Aristoteles vorbei. Man sieht, wie die Dichter darum geradezu kämpfen, kriminelle Gegenstände in den Bereich [284] ihrer Dichtung, vor allem der Tragödie, zu ziehen.

In reichem Maße ergeht sich auch Friedrich Schiller in seinen ästhetischen Schriften. In dem Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ (1784) heißt es ganz allgemein: „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt... Die Schaubühne übernimmt Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl... Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben.“ Also die historisch-ethische Idee, wie bei Schiller überhaupt, hervorgehoben.

In dem Aufsatz „Ueber das Pathetische“ (1793) betont Schiller, daß die ästhetische Kraft, mit der uns eine Darstellung ergreife, in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft erscheinen könne, und wo nur irgend der Dichter diese antreffe, habe er einen zweckmäßigen Gegenstand gefunden. „Für sein – des Dichters – Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seinen Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, das zum Guten nötig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann... Ein Lasterhafter – wir hören eine Anknüpfung an Lessing – fängt an, uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen... Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr Wahres als man gewöhnlich glaubt. Woher sonst kann es kommen, daß wir den [285] halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen?“ Wir übersehen hierbei die Uebertreibungen Schillers nicht! Schiller ist aber, wie wir hören, bereit, den ganz Schlimmen zum Helden zu wählen.

In der Abhandlung: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ (1792) wird ausgeführt: Die ganze Macht des Sittengesetzes erweise sich nur dann, wenn es mit allen übrigen Naturkräften in Streit gezeigt werde und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Diesen Streit und jene Macht habe die Tragödie zu zeigen. „Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserem moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Teilnahme – abermals hören wir Lessing! – zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlage derselben Pläne, deren Vereitelung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, auf feurigste wünschen sollten... Wir rechnen dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich notwendig (– also keine absolute Bosheit! –) in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.“

Hier wird abermals eine neue Seite des kriminellen Seelenlebens als ästhetisch aufgezeigt.

[286] Im Aufsatz „Ueber die tragische Kunst“ (1792) bekennt sich Schiller wieder zu Aristoteles: „Der tragische Dichter gibt also mit Recht dem gemischten Charakter den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.“ Schillers eigene Helden entsprechen dem. Franz Moor und Sekretär Wurm bleiben zweifelhaft. Anders Goethe Helden, insbesondere Orest, der edle Mann, der viel verbrach. Mittlere Beschaffenheit wird geradezu wörtlich beschrieben!

Schiller kostet aber sein Thema, das ihm wohlgefällig ist, ganz aus. In den „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ (1792) bemerkt er: Nicht nur die Gewissensangst eines Verbrechers, sondern seine pflichtwidrigen Handlungen selbst, der wirkliche Aktus eines Verbrechens kann uns in der Darstellung gefallen. „Die Medea des griechischen Trauerspiels, Klytämnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tötet, erfüllen unser Gemüt mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern.“ Aehnlich endlich in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ (1802). Die Abweichung des ästhetischen Urteils vom moralischen sei merkwürdig und verdiene Aufmerksamkeit. Die ästhetische Beurteilung sehe auf die Kraft. Kraftmangel sei etwas Verächtliches, ebenso jede Handlung aus Mangel an Kraft. „Umgekehrt kann uns eine teuflische [287] Tat, wenn sie nur Kraft verrät, ästhetisch gefallen.“

Gustav Freytag zieht in seiner „Technik des Dramas“ (1876) das Fazit. Der Satz des Aristoteles, daß die Charaktere der Helden aus böse und gut gemischt sein müssen, gilt, auf die veränderten Verhältnisse unsrer Bühne angewendet, noch heute. „Der Bühne der Germanen ist die Frage, wieviel der Dichter darin zu wagen habe, seit Shakespeare kaum zweifelhaft. Der Zauber seiner schöpferischen Kraft wirkt vielleicht auf jeden, der selbst zu bilden versucht, am gewaltigsten durch die Ausführung, welche er seinen Bösewichtern gegönnt hat. Sowohl Richard III. als Jago sind Musterbilder, wie der Dichter auch die Bösen und Schlechten (künstlerisch) schön zu bilden habe. Die starke Lebenskraft und die ironische Freiheit, in welcher sie mit dem Leben spielen, verbindet ihnen ein höchst imponierendes Element, welches ihnen widerwillige Bewunderung erzwingt. Beide sind Schurken ohne jeden Beisatz einer mildernden Eigenschaft. Aber in dem Selbstgefühl überlegener Naturen beherrschen sie ihre Umgebung mit einer fast übermenschlichen Energie und Sicherheit.“

Mit einem Male zeigt sich uns eins: das unbewegte, das immer gleichmäßige kampflose Seelenleben des ganz Tugendhaften, ganz Edelmütigen, ganz Gerechten ist undramatisch, weil ohne Entwicklung, und deshalb für die Tragödie ungeeignet.

Auch Friedrich Nietzsche ist Aesthet. Im „Willen zur Macht“, darunter er alles organisch und geistig Wirkende schon im Sinne der neuesten Naturwissenschaft versteht, gibt er eine Auslese. „Die Idealisierung [288] des großen Frevlers (der Sinn für seine Größe) ist griechisch.“ „Wir nehmen die Leidenschaft als ein Vorrecht, wir finden nichts groß, wo nicht ein großes Verbrechen einbegriffen ist; wir konzipieren alles Groß-sein als ein Sich-außerhalb-stellen in bezug auf Moral.“ „Wir widerstreben (irrtümlicherweise) der Vorstellung, daß alle großen Menschen Verbrecher waren (nur im großen Stile und nicht im erbärmlichen), daß das Verbrechen zur Größe gehört (– so nämlich geredet aus dem Bewußtsein der Nierenprüfer und aller derer, die am tiefsten in große Seelen hinuntergestiegen sind –).“ Ebenso im „Jenseits von Gut und Böse“: „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der Tat zugunsten ihres Täters zu wenden.“ Hier eine ganz deutliche Aesthetik des verbrecherischen Aktes, wie bei Schiller, aber über ihn noch hinaus gesteigert.

So sehen wir durch unverrückbare Jahrtausende alte ästhetische Gesetze das Kriminelle seit allen Zeiten und für alle Zeit in den Bereich der Dichtung erhoben. Gerade die Meisterstücke der Dichter stehen auf dem Boden des Kriminellen!

Die Epigonen der Klassiker und die Neueren und Neuesten halten an diesen Grundsätzen fest. Gerhart Hauptmanns Florian Geyer ist ähnlich wie Götz von Berlichingen von gemischter, mehr guter als böser Beschaffenheit. Die diebische Waschfrau Wolf im „Biberpelz“ versöhnt durch Seiten des Gemüts und ihren

Humor, dessen Grundlage – wie auch bei Jago – die souveräne Freiheit ist, die ihre überlegene Kraft an den Gestalten der Umgebung mit spielender Laune erweist. In Gerhart Hauptmanns „Ratten“ [289] geschieht ähnliches: die Ironie der soziologischen Idee wird gezeigt. Auch für die Komödie ist das Kriminelle ästhetisch zu verwerten. Hierher gehört ebenfalls Kleists „Zerbrochener Krug“.

Jetzt erkennen wir auch den Begriff des Tragischen. Jene Furcht und jenes Mitleid, die das Tragische erwecken soll, haben kriminelle Verknüpfungen. Der Held von mittlerer Beschaffenheit zwischen Gut und Böse ähnelt uns selbst, wir sind gewissenmaßen es selbst. Wir leiden alle an einer mehr oder minder deutlichen latenten Kriminalität, an einer heimlichen, oft nur durch die Gesetze gehemmten Bereitschaft zum Verbrechen, die unter glücklichen Umständen die Schwelle der Tat nicht überschreitet. Unsre offenbaren oder verborgenen kriminellen Instinkte werden durch die Tragödie in eine geheimnisvolle, teilweise unbewußte Mitschwingung versetzt; sie können sich, zuschauend, zuhörend, an der dichterischen Darstellung des Verbrechens ausleben, ohne sich vielleicht real im Leben betätigen zu müssen. Auf diesem Wege werden in uns Furcht und Mitleid mit dem tragischen Helden der Bühne erweckt. Die Katharsis, die Reinigung und Läuterung vollzieht sich an uns selbst. Das ist das tiefste Geheimnis des Tragischen, das selbst im Filmdrama und Kriminalroman durchschimmern kann. Dieser feinste ästhetische Begriff hat kriminelle Färbung und ist mit unserem eigensten, innersten Menschentum, unsrer mittleren moralischen Beschaffenheit auf das engste verknüpft. Deswegen vor allem kann und wird die Dichtung vom Kriminellen sich niemals lösen, solange unser Menschentum sich nicht wandelt!

Ist der Dichter in gewisser Beziehung ein gesteigerter [290] Mensch, so hat er aus seinen latenten, den heimlichen kriminellen Instinkten heraus die tiefe Schau in Urmenschliches mit seherisch zurückgewandtem Blick. Mit dem Distanzgefühl des Unbürgerlichen begreift er den unversöhnlichen Konflikt zwischen unsrer Kultur und unsrer animalischen Natur und schildert das tragische Ringen des hochgestuften Urmenschensohnes ohne moralische Wertung, rein menschlich und mit künstlerisch-ästhetischer Freude am großen Geschehen an sich.

Vielleicht geschieht in einzelnen Fällen etwas mehr. Wie der Zuschauer in der Tragödie, reinigt vielleicht auch schon der Dichter beim Schaffen durch Furcht und Mitleid sein eigenes Innerstes von den latenten kriminellen Instinkten, die im Hochgestuften gesteigert sein können.

Vielleicht ist bei manchen Dichtern – so bei Schiller, Friedrich Hebbel, Dostojewski, Strindberg – die intensive Befassung mit kriminellen Gegenständen entsprungen aus dem vielleicht unbewußten Gefühle der eigenen kriminellen Gefährdung ihres Innersten, der sie mit ihrem Schaffen ausweichen. Dann hätten wir noch eine letzte psychologisch unlösbare Verankerung des Kriminellen mit der Dichterseele selbst. Ihre eigene Reinigung und Läuterung vollzieht sich.

Bemerkenswert auch und zum Teil erschütternd, selbst in ihrer Ueberhebung, sind die Worte Georg Kaisers anlässlich seiner Münchner Verurteilung: „Wenn ich mich in irgendeinem Falle als Verbrecher gefühlt hätte, dann hätte ich auch die Unruhe des Verbrechers gehabt, aber nicht die unverminderte [291] Seligkeit des Schaffens. Wer viel geleistet hat (Die Rechtfertigung Benvenuto Cellinis), ist schon dadurch straffrei. Man stellt nicht einen Heinrich von Kleist oder einen [Georg] Büchner vor Gericht. Unsinnig ist der Satz: alles ist gleich vor dem Gesetz. Ich bin nicht jeder. Ich bin in die Weltliteratur eingezogen. Es ist ein nationales Unglück, das mich betroffen hat. Halbmast sollte man flaggen. Was mit mir hier geschieht, geht in der Weltgeschichte nicht unter. Ich habe die deutsche Sprache in eine so neue Möglichkeit gelenkt wie die lutherische Bibelübersetzung. Ich habe den Luxus nur gesucht (Rechtfertigung seiner Tat) als Negation der verhaßten Realität... Ein Dichter muß seine eigenen Kinder abschlachten können, wenn ihm das die Möglichkeit zum Schaffen gibt!“ – –

Beachtenswert ist, wie gerade gegensätzlich ein anderer Dichter, der Engländer Oskar Wilde, sich im Zuchthause mit seiner Verurteilung wegen Sittlichkeitsverbrechens auseinandersetzt. In seiner berühmten *Epistola in carcere et vinculis* schreibt er: „Das Wichtigste, was vor mir liegt, ist: alles, was an mir getan worden ist, in mich aufzusaugen, zu einem Teil von mir zu machen, ohne Murren, Bangen und Sträuben hinzunehmen... Ich bin für viel verurteilt worden, was ich nicht getan habe, und es gibt noch mehr in meinem Leben, für das ich niemals zur Rechenschaft gezogen wurde... Irgendwie habe ich diese Dinge für mich gerecht und richtig zu machen... Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum Guten für mich zu wenden. Alle diese Erniedrigungen im Zuchthause habe ich ins Geistige zu übersetzen.“ Auch er [292] rechtfertigt seine Tat: Seine Veranlagung erklärt er sich folgendermaßen: [„]Was mir das Paradoxe in

der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.“ Ihm, dem Verurteilten, schreibt er weiter, bleibt nur, „völlige Demut“. Schmerz und Leiden sind „gleichsam Urform und Prüfstein aller großen Kunst“. So will er durch das Leiden der Zuchthausstrafe zu noch größerer Kunst aufsteigen. Vorbild ist ihm Christus, den er zum größten Dichter macht. Und schließlich als Mittelpunkt der Epistola die aufragende Größenidee, zum Zwecke der Selbstaufrichtung die Selbstverherrlichung ohnegleichen. „Ich war ein Repräsentant der Kunst und Kultur meines Zeitalters... Die Götter hatten mir fast alles verliehen. Ich besaß Genie, einen erlauchten Namen, Ruhm, Glanz. Ich habe die Kunst zu einer Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt... Drama, Roman, Gedicht in Prosa, Versgedicht, alles was ich berührte, hüllte ich in ein neues Gewand der Schönheit... alle philosophischen Systeme faßte ich in einen Satz, das ganze Dasein in ein Epigramm zusammen.“ So vollendete sich – in seiner Vorstellung – Oskar Wilde im Zuchthause zu Reading! In seinem berühmten Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ hat sich Oskar Wilde selbst geschildert, mit seiner zynisch überlegenen Verachtung aller Vorurteile, seiner unersättlichen Gier nach Schönheit, Rausch und Sinnenlust, hat sich bewußt jenseits von Gut und Böse gestellt, zeigt keinen Willen zum Sittlichen, kein Gefühl für moralische Verantwortlichkeit. Der Roman das geschriebene Verbrechen!

[293] Und in seiner aufwühlenden Epistel *De profundis* aus dem Zuchthause ein Bekenntnis voll Qual und Tragik, unerhört in der Wucht ihrer Unmittelbarkeit und letzten Durchfühtheit, eine Dichtung von unvergänglichem Wert mit mächtig quellender Bilderpracht der herrlich dahinrauschenden Sprache. Und die grandiose Ballade vom Zuchthaus in Reading, erst im Exil auf französischem Boden geformt, vielleicht die beste Ballade, die das Balladenland England hervorgebracht hat!

So vermögen sich Kunst und Verbrechen wechselseitig zu durchdringen. Wir erhalten einen tiefen, tragisch gefärbten Einblick in die menschliche Seele und in die schicksalhafte Verquickung von Wunschwelt und Wirklichkeit. Sein eigener Aphorismus, in dem er glänzte, mit dem er blendete, hat Oskar Wilde Lügen gestraft: „Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.“

Aus dem Religiösen, dem das antike und das neuere Drama, die höchsten Dichtungsgattungen, entstammen, ging die Erlösungsidee in die Tragödie über. Schon bei den griechischen Tragikern werden Orest, Oedipus, Prometheus erlöst, entsühnt. Orest durch den Freispruch der Pallas Athene auf dem Areopag: Oedipus wird auf Kolonos mit seinen Leiden in eine wunderbare Verklärung emporgehoben. Eine Erkenntnis kommt über uns: derselbe, der das Rätsel der Natur – jener widerspruchsvollen, doppelgearteten Sphinx – löst, zerbricht – fast folgerichtig – auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen. Deshalb **[294]** die Erlösung, die Entrückung. Prometheus, an den Felsen des Kaukasus geschmiedet, weil er das Feuer vom Himmel raubte und den Menschen brachte, wird von Herkules befreit, erlöst. „Die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Notwendigkeit des Frevels“ wird im Schicksal des Prometheus dargestellt. „Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit teilhaftig werden kann, erringt sie durch einen Frevel“ (Nietzsche). Deshalb die Erlösung.

Der Reiz des Kriminellen für den Einzelnen wie die Gesamtheit liegt nicht nur in dem Urgegensatz von Gut und Böse, sondern auch in dem Urgegensatz von Frei und Unfrei, der jedem Menschen innewohnt, d. h. der Gegensatz von individuellem, naturhaftem Freisein zu gesellschaftlicher gleichmäßiger Ordnung und Gebundenheit. In den Kriminellen, den Entgleisten, den aus der ewig geruhsamen Ordnung Tretenden respektiert, dunkel ahnend, der Mensch der geregelten Gesellschaft den auch in ihm schlummernden naturhaften Urtrieb zum Freisein, entbunden von den Fesseln notwendiger gesetzmäßiger Ordnung, in der das individuelle Freie leicht das Gefährliche werden kann. „Man hat sich über und außerhalb des Naturgesetzes gestellt!“ (Strindberg: „Rausch“).

Goethe hat in der Iphigenie und im Faust die Erlösungsidee aufgenommen und durchgeführt. In anderen Meisterwerken der Dichtkunst liegt der Erlösungsgedanke etwas verborgener, z. B. in Maria Stuart, Jungfrau von Orleans. Richard Wagner im „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“, „Tristan“, „Nibelungenring“ und „Parsifal“ führt an seinen tragischen Gestalten mit versteckt kriminellem Einschlag den Erlösungsgedanken deutlich durch. Und wie **[295]** die Religion, wie wir sehen, die weltliche Strafe ursprünglich nicht in ihre Wirkungen aufnimmt, wie ihr nur Reue, Besserung, Heilung, Erlösung vom Uebel am Herzen liegt, so auch der Dichtkunst und den Dichtern vorwiegend die Erlösung, die innere Entsühnung ihrer

Helden. Religion und Dichtkunst treffen sich hier in ihren erhabensten Wirkungen.

Das gewaltige Urthema der großen Menschheitssymphonie wurde zum Leitmotiv der Reinigung, Läuterung, Erlösung.

Auch an der Darstellung des Kriminellen in der Weltliteratur vollzieht sich die große sittliche Läuterung des Menschengeschlechts und unsrer selbst.

[(296)]

Geierschnabel als Reiseonkel

Von Josef Höck

©

Sklaverei im Orient

Von Klara May

Es ist schwer, die Sklaverei vom Islam zu trennen; wie Glieder in einer Kette greifen beide ineinander. Offiziell ist der Menschenhandel verboten, doch wird dieses Gewerbe auch heute noch unter der Hand betrieben. Mancher orientalische Sklave führt auch ein weit besseres Leben als unsre bestgehaltenen und höchstbezahlten Dienstboten. Diese Tatsache wurzelt im Glauben der Orientalen. Die Sklaven speisen mit dem Herrn des Hauses von derselben Platte, von denselben für den Herrn bereiteten Gerichten. Genau so ist es auch im Harem. Mit der Herrin essen die Kinder und Sklavinnen.

Der Sklave im orientalischen Haus ist ein Kind der Herrschaft und sagt wie diese „Vater“ und „Mutter“. Selbst wenn er das Haus verlassen hat und sich in irgendeiner andern Lebensstellung befindet, vielleicht die seines früheren Herrn hochüberragend, bleibt es bei Vater und Mutter in der Anrede.

Aus Sklaven können die höchsten Würdenträger hervorgehen, wenn sie dazu befähigt sind. Sklaven besuchen mit den Kindern des Hauses die gleichen Schulen und werden mit ihnen im Harem erzogen. Der türkische Kriegsminister Redschid Pascha ging, wie manch anderer Minister, aus dem Sklavenstand hervor. Aus Moltkes Briefen dürfte es bekannt sein, daß der Großwesir Chosrew Pascha, einer der allerersten Staatsmänner des Türkenreichs, oft selbst erzählte, [302] daß er auf dem Sklavenmarkt in Stambul als junger, unansehnlicher Mensch für wenige hundert Piaster (1 Piaster = 19 Pfg.) zum Kauf feilgeboten wurde. Weniger bekannt ist aber jedenfalls die Tatsache, daß der Sultan keine freie Türkin heiraten kann, sondern daß seine Gattinnen aus Sklavinnen hervorgehen. Besonders schöne Mädchen, meist Georgierinnen oder Tscherkessinnen, werden zu diesem Zweck in vornehmen Familien untergebracht, genießen dort eine sorgfältige Erziehung und werden dann dem Herrscher zur Auswahl vorgeführt. Und die Sklavin, die ihm den ersten Sohn schenkt, ist auch seine erste Gemahlin.

Eine Sklavin, die von einem freien Mann ein Kind bekommt, kann nie mehr verkauft werden, auch ist sie nach dem Tod des Mannes frei und erbt wie dessen rechtmäßige Frauen.

Einem freien Muselman sind vier Frauen zu ehelichen gestattet, einem Sklaven nur zwei.

Es ist ein Gewohnheitsrecht, den männlichen Sklaven im erwachsenen Alter nach 7 – 9 Jahren freizulassen.

Das Gesagte bezieht sich aber hauptsächlich auf weiße Sklaven; die schwarzen werden mehr zu untergeordneten Arbeiten verwendet, sie sind auch weniger begabt und befähigt, ja manchmal recht böseartig, was freilich kein Wunder ist, wenn man bedenkt, wie sie gewonnen werden. Karl May beschreibt es anschaulich im „Mahdi“ und in der „Sklavenkarawane“. Gegen diese störrischen Untergebenen vermag dann oft selbst die gepriesene Langmut der Mohammedaner nichts auszurichten, wenn sie sich auch wirklich ehrlich mühen, den Vorschriften des Koran nachzukommen, der ihnen in der fünften Sure gebietet:

[303] „Seid gütig gegen eure Sklaven, denn Stolze und Hochmütige liebt Gott nicht.“

Anmerkung des Herausgebers: Frau K. May hat diese kleine Skizze schon vor Jahren geschrieben, im Anschluß an die Orientreise, die sie 1899/1900 mit dem Dichter unternahm (vgl. Band „Ich“, S. 545). Vieles hat sich inzwischen – besonders in und nach dem Weltkrieg – geändert, aber nicht wenig gilt auch für heute noch.

[(304)]

Ueber Karl Mays „Mahdi“

Von Alfred Biedermann

©

Der wertvolle Mensch

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.

([Friedrich] Schiller.)

Höchster Gegenstand aller Kunst ist der Mensch, nahezu einziger der Dichtkunst. In der erzählenden und handelnden ist es der ganze Mensch: die sich vor unserm innern oder äußern Auge bewegende Gestalt, sein Wesensgepräge, sein Fühlen, Sprechen, Tun, zuletzt sein Schicksal. In der Liebedichtkunst vornehmlich seine, meine, deine Empfindung.

Jedoch mit Unterschied: nicht jeder Mensch in jeder Kunstform wird zum Kunstwerk, und hier beginnt der Irrtum von Dichtern und Dichtungsgelehrten. Nur der wertvolle Mensch hat Bürgerrecht im Reiche der Kunst. Wer aber ist wertvoll im dichterischen Sinne? Keine gedankenblasse Wesenserklärung des üblichen gelehrtklingenden Schlages genügt; selbst der Forderung: Der Mensch als Gegenstand der Kunst muß Größe haben, stellt sich sogleich die Frage entgegen: Was ist Größe?

Nicht Güte, nicht Seelenadel, nicht kraftvolle Männlichkeit, nicht vornehme Weiblichkeit geben eine durchgreifende Begriffsbestimmung, denn in zahlreichen bleibenden Dichtungen stehen Menschen ohne solche Eigenschaften im Mittelpunkt, und doch erscheinen sie uns wertvoll – im Sinne der Kunst. Nur diese eine Erklärung trifft immer zu: Künstlerisch **[327]** wertvoll ist jeder Mensch, auch der nach dem Urteil der Alltagsprosa mit Recht wertlos genannte, den der Dichter dazu macht, dem er in den Augen des Lesers oder Zuschauers Wert verleiht. Der Mensch, den der Dichter aus der ungeheuren grauen Wesenmasse hellbeleuchtet heraushebt, wird eben dadurch wertvoll und kann ewiges Leben gewinnen.

Mit welchen Mitteln der Dichter seine einzigartigen Menschenwerte schafft, ist seine Sache; ihn hemmt kein Raum, ihn fesselt keine Schranke. Er ist bei seinem prägenden Schöpferwerk an kein göttliches Gebot, an kein menschliches Gesetz gebunden. Nicht Sittlichkeit noch Unsittlichkeit entscheidet: der Tugendhafte kann außerhalb, der Verbrecher innerhalb des Bereiches der Kunst stehen – und umgekehrt. Nicht Schönheit, nicht Geist, nicht irgendwelche Charakterform entscheidet, sondern einzig die Schöpferkraft des Dichters. Selbst der Schwächling kann unter der Zauberhand des Künstlers Gegenstand der großen Dichtung werden, ein künstlerisch wertvoller Mensch, wenn wir uns nur stets bewußt bleiben, daß Schwäche genau so gut zum Gesamtbilde der Menschheit gehört wie Stärke. [William] Shakespeares Richard der Zweite ist das erschütternde Trauerspiel der Unmännlichkeit auf dem Throne.

*

Gibt es überhaupt an sich wertlose Stoffe? Keiner ist wertlos, in dessen Mittelpunkt der Dichter einen von ihm mit dem Kunstwertstempel geprägten Menschen gestellt hat. Was war für die Weltgeschichte, ja nur für die Geschichte Italiens die Verschwörung eines Edelmannes Fiesko von Lavagna? Für die Zeitgenossen **[328]** des engsten Stadt- und Staatskreises von Genua ein verunglückter, schon im Jahre darauf gleichgültiger Putsch. Nun gar für Italien, für Europa, für die Jahrhunderte nachher. Wer war für die Bildungswelt bis zum Jahre 1782 Fiesko? Ein nur vereinzelt Sonderforschern bekannter, in einem schon damals kaum noch gelesenen Buche eines gewissen [Franz Dominicus] Häberlin, der ‚Gründlichen historisch-politischen Nachricht von der Republik Genua‘ (1747), genannter, sonst spurlos verklungener Name. Aber nun schlage man Schillers Drama auf und bewundere die ganz große Kunst der Spielführung und des Ausdrucks, durch die es dem dreiundzwanzigjährigen Schwaben, der weder ein Staatsmann noch ein Geschichtschreiber war, gelingt, im Leser, stärker noch im Zuhörer, die Täuschung zu erzeugen, das Schicksal Italiens werde entschieden, die Weltgeschichte halte den Atem an, und wie ein Donnerschlag werde es über Europa hallen, wenn die Kunde ertönt: Fiesko hat den Doria gestürzt, – nein Fiesko selbst ist vom Gipfel des Sieges ins Nichts gestürzt.

Oder man würdige Kabale und Liebe einmal nach dem menschlichen Werte der sich darin bewegenden Menschenkinder: lauter Gestalten, erfundene Gestalten, eines Deutschen Fürstleintums im 18. Jahrhundert. ‚Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum‘ – so trumpft der Zwergminister Walter auf; aber wir sagen uns nicht: Und was dann?, sondern stürmisch über die engen Grenzen dieses Staatleins hinaus hat der machtvolle Dichterjüngling seinen Schauplatz geweitet. Eine Welt tut sich vor unserm geschichtlichen Blick

sichtbar auf: der gewaltsame Umsturz der bestehenden Ständeschichtung, der Deutschen, der europäischen **[329]** Welt, kündigt sich an, drei Jahre vor [Pierre Augustin Caron de] Beaumarchais' spaßigem Figaro, sieben Jahre vor dem Ausbruch des französischen Erdbebens.

Für die in allen Jahrhunderten der Dichtung sich immer neu wiederholende, dem nächsten Geschlecht immer neu unbegreifliche Unfähigkeit, Wertvoll und Wertlos zu unterscheiden, ein besonders lehrreiches Beispiel. Sehr viele Zeitgenossen [Johann Wolfgang v.] Goethes, und nicht bloß die Armen im Geiste, gaben [Johann Heinrich] Vossens Luise den Vorrang vor Goethes Hermann und Dorothea. Der durch überschwängliches Gerühmtsein und Selbstgerühme um alles Urteil gebrachte [Friedrich Gottlieb] Klopstock entschied: ‚Hermann und Dorothea ist unter Vossens Luise‘. Und [Johann Wilhelm Ludwlg] Gleim, auch ein beachteter Stimmführer der damaligen Geisteswelt, sprach ihm nach. Wohin es mit solchem Gerede gekommen, und wie tief unter Goethes Gedicht von zwei wertvollen Deutschen Jungmensen steht heute für jeden Urteilsfähigen die gute Luise des wackern Voß! In der Luise gibt's ja auch nur wackre Menschen; aber wertvolle für die hohe Kunst? Voß hat gute Menschen gute Gespräche führen lassen; aber was bedeuten seine Menschen, was ihre Gespräche, was die kleine Handlung? Das ist's: die Menschen im Kunstgebilde müssen etwas bedeuten, müssen bedeutend sein, über sich hinaus und hinauf deuten. Alle wertvollen Gestalten der Dichtung tun dies, und ohne solche Gestalten kein bleibendes Werk. Auch wenn nicht jede lehrhafte Ergründung des Wesens der Kunst uns den wertvollen Menschen als Ausgang und Ziel aller Dichtung erweise, – die geschichtliche Erfahrung an den tatsächlich lebendig gebliebenen Werken von drei Jahrtausenden zwingt uns den unerschütterlichsten Lehrsatz der Kunstwissenschaft **[330]** auf: Ohne den wertvollen Menschen keine Dichtung von bleibendem Wert.

Für die Malerei gilt derselbe Grundsatz; es gibt wohl Gradunterschiede des Wertes eines gemalten Gegenstandes, aber Wert muß jeder haben, und den Wert verleiht ihm der Maler. Ein Streifen dünnen Heide in Westpreußen von der Hand eines Meisters kann künstlerisch wertvoller sein, kann mehr bedeuten als eine sogenannte hochromantische Landschaft in Italien oder Griechenland.

*

Alle Dichter seit den ältesten Zeiten der Kunst haben den inneren Leitsatz vom wertvollen Menschen befolgt; nur haben sie ihn bis vor zwei Jahrhunderten so verstanden, daß die Rangstelle in der menschlichen Gesellschaft über den Wert des Menschen für die Eignung zur Kunst entscheide. Alle Helden der Dichtung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stehen auf den Höhen der Menschheit. Selbst Eumäos in der Odyssee ist der göttliche, der erhabene Sauhirt: stammt er doch aus königlichem Geschlecht. Der Letzte, der die ernste Dichtung auf die vornehmen Helden beschränken wollte, war [Johann Christoph] Gottsched. Nur für das Lustspiel gestattete er ‚ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl Barons, Marquis und Grafen: nicht, als wenn die Großen dieser Welt keine Torheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, sondern weil es wider die Ehrerbietung läuft, die man ihnen schuldig ist, sie als auslachenswertig vorzustellen‘. Aber damit sprach er, wie in den meisten andern Dingen, nur den französischen Lehrmeistern der Dichtung, besonders seinem **[331]** Vorbilde [Nicolas] Boileau nach, und noch bei Lebzeiten Gottscheds war der Bann der ständischen Kunst gebrochen worden: in England wurde durch [George] Lillo und [Richard] Cumberland das Bürgertum trauerspielfähig; in Frankreich folgte [Denis] Diderot diesem Beispiel; [Gotthold Ephraim] Lessings Sara Simpson war der erste Deutsche Versuch, allerdings noch ein schüchtern, denn die handelnden Menschen gehören noch dem Kleinadel und dem reichen Bürgertum an. Goethes Gretchen im Urfaust ist die erste volltragische Gestalt der Weltliteratur aus dem Kleinbürgertum. Schillers Luise Millerin, ohne Kenntnis des Faust entstanden, ist die älteste Tragödie des Zusammenstoßes zwischen Bürgertum und Adel; die Hochzeit Figaros von Beaumarchais das erste bedeutende Lustspiel des Ständekampfes.

Der wertvolle Mensch hat keinen Stand. [Gottfried] Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe, Sali und Vrenchen, sind so wertvoll wie die beiden Grafenkinder zu Verona. Der Schweinejunge in Grimms Märchen, der einfache Kesselarbeiter in Ilse Frapans starker Novelle ‚Die Last‘ und ihr ‚Fleetenkieker‘, der Schollenfischer Klaus Mewes in Gorch Focks ‚Seefahrt ist not‘, [Jeremias] Gotthelfs Seltsame Magd Elfi, [Fritz] Reuters Knecht Jehann in ‚Kein Hüsung‘ – sie alle stehen im lichten Scheine der echten Kunst, obwohl sie nach der Kastendünkelsprache zu den ‚niedern und niedersten Ständen‘ zählen.

*

Damit vergleiche man das ‚Trauerspiel‘ eines nach seiner eignen Behauptung und nach seines Dichters

Absicht auf den Höhen der Menschheit umherstehenden Geisteshelden, des Johannes Vockerat in [Gerhard] Hauptmanns ‚Einsamen Menschen! – Daß immer wieder **[332]** dieses Musterbeispiel von mir herangezogen wird, folgt einzig aus der in ihm enthaltenen Ueberzeugungskraft: es ist das allerwertloseste unter den einst, ja zum Teil noch heute ‚berühmten‘ Stücken eines gefeierten Dichters und beweist die völlige Nichtigkeit des Urteils eines Menschenalters. In einer schon heraufdämmernden nahen Zukunft wird niemand fassen, daß der Verfertiger eines solchen Stückes eben um dieses Stückes willen einst für einen großen Dichter gehalten wurde.

Hauptmann hat seinen Einsamen Menschen die überaus drollige Widmung vorangestellt: ‚Ich lege dies Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben‘, nämlich in die der Hanswürste, die sich für ein Genie, natürlich ein verkanntes, erklären, aber in Wahrheit an ihrer vollkommenen Nichtskönnerei verdienstermaßen zugrunde gehen. Das Tollste an der Sache ist, daß Hauptmann den wertlosen Schwätzer Vockerat und alle Seinesgleichen selber heilig ernst nimmt, so ernst, daß er ihnen feierlich sein Stück vom verkannten Genie, das nichts als ein öder Tropf ist, widmet. Hauptmann hält den Vockerat wirklich für ein Genie, nur das der Schöpfer seinem Geschöpf nicht ein einziges bedeutsames Wort auf die Lippen legt. Doch nein, Vockerat spricht einmal ein tiefes Wort – außer Zusammenhang mit Charakter und Handlung, ohne Grund und Zweck, und man staunt über die sich plötzlich auftuende Tiefe Vockerats, also Hauptmanns. Aber – das Wort ist von [Friedrich] Nietzsche und lautet: ‚Was uns nicht niederwirft, das macht uns stärker‘ [Götzen-Dämmerung]. Vockerat sagt nicht, daß es von Nietzsche ist, sondern er spricht es aus als eigenste Weisheit; auch Hauptmann sagt uns nicht, von wem ihm und seinem Vockerat solche **[333]** Weisheit kommt. Indessen ein einzelner tiefer Satz, der aus Nietzsche, sagen wir milde: genommen ist – natürlich von Vockerat ohne Wissen Hauptmanns genommen –, macht aus dem gleichgültigen Burschen noch keinen wertvollen Menschen. Es gibt in der weiten Welt der Kunst überhaupt kein ehrliches oder unehrliches Mittel, mit wertlosen Menschen ein wertvolles Kunstwerk zu schaffen.

*

Wie unheimlich stark der Einfluß des Tageslärms des literarischen Klüngels sogar auf sonst unabhängige Denker, auf Zierden der Wissenschaft werden kann, dafür ein merkwürdiges Beispiel. Ein Mann wie [Johannes] Volkelt urteilt über Hauptmanns ‚Einsamen Menschen‘ durchaus zutreffend: ‚Vockerat soll als ein außergewöhnlicher, geistig vornehmer, in seinen Gefühlen der Zeit vorausseilender Mann erscheinen. In Wahrheit aber zeigt er so viel Verschrobenes, Windiges, [Henrik] Ibsen-Nachbeterisches (zu ergänzen: Nietzsche-Abschreiberisches!), daß das, was der Dichter aus ihm gemacht hat, sich nicht mit dem deckt, was er aus ihm machen wollte.‘ Warum deckt sich’s nicht? Den sich aufzwingenden Schluß wagte Volkelt nicht zu ziehen oder – nicht auszusprechen: Vockerat ist ein geistloser Mächtiger und Nichtskönnner, den der Dichter selbst für ein Genie hält und uns aufdrängen will, weil eben Vockerat das Höchste ist, was Hauptmann sich als einsame geistige Kraft vorstellen kann. Du gleichst dem Geist, den du begreifst.

Ein andermal heißt es bei Volkelt, dem offenbar bei seinem sonst leidlich anerkennenden allgemeinen Urteil über Hauptmann nicht recht wohl ist: ‚Dürften **[334]** auch langweilige, törichte, nichtige Begebenheiten und Zustände (und Menschen!), sobald sie nur entsprechende Sinneform (gemeint ist: Bühnenform) gewonnen haben, den Anspruch auf ästhetischen (er meint: künstlerischen) Wert erheben, so würde damit das Aesthetische aus der Reihe der großen menschheitlichen Güter ausscheiden.‘ Ich ziehe den Schluß, den Volkelt nicht gezogen hat: Solange die Dramen Hauptmanns mit ihrem wertlosen Gerede wertloser Menschen für Kunstwerke gelten, ist das Kunsturteil krank oder erheuchelt und verdient keine Beachtung. Daß ein solches Kunsturteil nicht das eine in ihm befangene Menschengeschlecht überdauert, gilt nach allen Erfahrungen der Kunstgeschichte für ausgemacht.

Nur unter einer Bedingung könnte ein an sich wertloser Mensch wertvoll werden, allerdings ohne daß dadurch ein bleibendes Kunstwerk entstände: dadurch, daß er, der sich selbst lange für höchst bedeutend gehalten, schließlich zu der zermalmenden Erkenntnis seiner Nichtigkeit käme. Er würde alsdann gradezu in das Bereich des Tragischen eintreten. Johannes Vockerat, das jüngstdeutsche verkannte Genie aus dem Zeitalter der schreihalsigen ‚Revolution der Literatur‘, brauchte nur, so etwa vom dritten Akt der ‚Einsamen Menschen‘ ab, belehrt zu werden, durch eigne Erleuchtung oder unbarmherziges fremdes Urteil, daß er nichts ist, nichts kann, nichts bedeutet, daß all sein Prahlen: ‚Sieh mal: dies Manuskript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Nicht? Ich sag‘ dir, da werden die Perücken wackeln‘ kindisch lächerliches Geschwätz der Ohnmacht ist, daß seine einfachen Eltern und seine bescheidene Frau wertvoller sind als er, da sie nicht

mehr sein wollen, als sie sind, – und er würde zu [335] einer tragischen Gestalt, deren Selbstvernichtung uns erschüttern könnte. In den ‚Einsamen Menschen‘ ertränkt er sich mit ungebrochenem Dünkel, voll der kranksinnigen Ueberhebung über seine Angehörigen, unter denen er nur darum einsam ist, weil er, der Wertlose, sich für einen verkannten Uebermenschen hält. Für den hält ihn auch sein Dichter.

*

Das Vorstehende war niedergeschrieben, da geschah die Ernennung eines zweiten ‚größten Deutschen Dichters‘ zum Mitgliede der Abteilung für Dichtkunst in der Berliner Akademie der Künste, des Verfassers der ‚Buddenbrooks‘: Thomas Mann. Dieser Roman gilt gradezu amtlich für den ‚bedeutendsten‘ unsers Zeitalters: in den Prüfungen der angehenden Büchereibeamten wird auf die Frage nach dem ‚größten Deutschen Romanwerk der Gegenwart‘ die Antwort bestimmt erwartet: die Buddenbrooks von Thomas Mann. Was geschähe einem Prüfling, der sich der Antwort erkühnte: ‚Der urteilslose, dem Tageslärm verfallene, blöde nachsprechende Bildungspöbel hält diesen Roman für ein großes bleibendes Kunstwerk; für die Weltliteratur des Echten und Ewigen ist er verwehende Spreu, denn von ihm, fast noch mehr als von Hauptmanns Lebenswerk, gilt Goethes ins Schwarze treffender Vernichtungsspruch:

Getretner Quark

Wird breit, nicht stark.

Der Gegenstand der Buddenbrooks – ‚Verfall einer Familie‘ – ist wertlos bis zur ödesten Nichtigkeit. In den zwei dicken Bänden mit ihren mehr als [336] tausend Seiten werden uns die wertlosen Geschicke wertloser Menschen in wertlosem Gerede vorgeführt. Fast jeder, der von dem Buche spricht, rühmt mit mehr oder weniger Verzückung die bewundernswerte Kunst der ‚Wiedergabe der Wirklichkeit‘. Diese Kunst braucht gar nicht untersucht und gewertet zu werden, denn wäre sie selbst da, so müßte das Urteil über die Kunstwidrigkeit des ganzen Werkes nur noch strenger lauten. Ein durcheinander wuselnder Menschenplunder, ohne eine einzige Lichtgestalt, ohne ein einziges Geschöpf mit einigem Seelenadel, einiger Höhenbildung, ja einiger Anständigkeit überm Durchschnitt – das ist der Stoff dieses Romans mit dem ungeheuren Erfolg. Daß die Menschen darin der sehr gut essenden und trinkenden, sehr fein gekleideten, sehr behaglich behausten ‚Patrizierwelt‘ einer Hansestadt angehören, macht sie nicht reizvoller. Die Welt der Kaschemme ist unzweifelhaft menschlich und künstlerisch reizvoller und bei weitem weniger mittelmäßig. Ob der ‚patrizisch‘ vornehm tuende Pöbel in Thomas Manns ‚Buddenbrooks‘ verfällt oder nicht – verfault ist das passendere Wort –, kann der Welt ganz gleichgültig sein, denn auch sein Nichtverfall, sein Fortbestehen wäre ohne jede Bedeutung. Tragisch, künstlerisch wertvoll kann nur der Verfall des Wertvollen sein.

Ebenso erfolgreich, also ebenso berühmt wie die ‚Buddenbrooks‘ ist der ‚Zauberberg‘ (1925), der Roman von der Schwindsucht. Wiederum ein hohles Gerede gehaltloser Menschen, die uns nicht dadurch wertvoller werden, daß sie obendrein schwindsüchtig sind. Aber schon die Wahl eines solchen Stoffes beweist des Verfassers völligen Mangel an wahren [337] Kunstgefühl: zu der Nichtigkeit seiner Menschen kommt die Widrigkeit ihres Lebens und Vergehens.

Vor lauter Bewunderung übersahen die Zeitgenossen, was freilich in Deutschland fast immer übersehen wird: die Ohnmacht der Sprache. Thomas Mann kann rundheraus nicht Deutsch, seine Muttersprache versagt ihm für die einfachsten Begriffe, auf jeder Seite stehen kitschigste Fremdwörter, zuweilen bis in die Dutzende. Dazu ein absichtsvoll verschnörkelter Satzbau, der irgend etwas Besonderes, vielleicht Tiefe oder holde Einfalt oder geistige Ueberlegenheit vortäuschen soll und – bei sehr vielen wirklich vortäuscht. Die Abgeschmacktheiten sind nicht zu überbieten. So wird uns in den ‚Buddenbrooks‘ auf geschlagenen vier Druckseiten eine genaue ärztliche Beschreibung des Typhus überhaupt zugemutet. Im ‚Zauberberg‘ hält der ‚Held‘ auf vielen Seiten eine Rede an eine junge Russin, die vollkommen Deutsch spricht, über die Reize des nackten weiblichen Körpers in allen, wirklich allen seinen Teilen – in meisterlichem Französisch; derselbe Held, von dem uns wiederholt ausdrücklich gesagt wird, daß er sehr schlecht französisch spricht. Von zwei tollen Dingen eins: Thomas Mann kann in der Tat meisterlich Französisch, besseres als Deutsch, und hat dieses Können absichtsvoll zur Schau gestellt; oder er kann so mittelmäßig Französisch, wie die meisten Deutschen Schriftsteller, hat es aber aus unerforschlichen Kunstgründen für nötig befunden, mit Hilfe eines Franzosen seinen Helden eine französische Rede an eine anständige Frau über die Reize des nackten weiblichen Leibes halten zu lassen. Kann sich der Leser einen französischen, [338] einen englischen, aber überhaupt einen gebildeten Schreiber irgendeines Volkes vorstellen, der solcher gradezu

unfaßbaren Albernheit fähig wäre?

Die Deutschen Beurteiler von Thomas Mann haben alles dies und alles andre an seiner Schreibtätigkeit vortrefflich gefunden, und ein preußischer Minister hat ihn dafür in eine Akademie Deutscher Dichter berufen; Thomas Manns Unfähigkeit, sich in Deutscher Sprache auszudrücken, war kein Hinderungsgrund. Kommende Geschlechter werden von dieser Zierde Deutscher Dichtung im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nichts lesen; aber vielleicht werden zukünftige Sprach- und Kunstforscher Abhandlungen schreiben über die Hand in Hand mit maßlosem Selbstbewußtsein gehende Roheit unsrer Zeit in den höchsten Fragen der Kunst: Seht, das waren den damaligen Wortführern die größten Meister der Deutschen Dichtung! Nur der Tiefstand unsers heutigen Kunsturteils wird als geschichtliche Tatsache bleiben.

*

Die Weltliteratur des Bleibenden kennt einen Roman, worin der Verfall eines ganz bescheidenen Bürgerhauses an uns vorüberzieht: [Honoré de] Balzacs *Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau* (1847). Mit gutem Grund hat Frankreichs größter Romandichter den Titel nach [Edward] Gibbons ‚Geschichte des Verfalls und des Sturzes des römischen Reiches‘ gewählt: der kleine Pariser Kaufmann César Birotteau hat Größe, er ist ein wertvoller Mensch, und sein Schicksal fesselt uns durchweg, erschüttert uns im Verfall, erhebt uns in seinem Wiederaufstieg. [339] Neben dem dummstolzen und öden Gesindel Derer aus dem Hause Buddenbrook ist der ehrenhafte Kleinhändler Birotteau ein Held, wie je einer war. Dem Deutschen Leser, der nur durch schlagende Beispiele belehrt werden kann, und der ist mir der liebste, ist nachdrücklich zu empfehlen, die Buddenbrooks und den Zauberberg nach Balzacs Meisterroman zu lesen und vergleichend zu urteilen. Aber schon [Gustav] Freytags Soll und Haben steht wolkenhoch über allem, was Thomas Mann geschrieben, besonders durch die Menschenwerte darin, und selbst [Friedrich] Spielhagens, jetzt doch versunkene, Romane sind gar wohl lesbar, wenn man sich mit fesselnden Gestalten und reichbewegter Handlung begnügt. Es ist kein Wagnis, vorauszusagen, daß Spielhagen, der seit 16 Jahren [1911] Verstorbene, als immer noch gelesener Schriftsteller den Akademiker Thomas Mann überleben wird, nicht zum wenigsten, weil Spielhagens Menschen wertvoller sind. Der Leser selbst stelle unerschrocken andre Vergleiche an, z. B. auch zwischen Thomas Mann und der [Eugenie] Marlitt.

Eins der überzeugendsten Beispiele für die Grundforderung des wertvollen Menschen als Mittelpunkt jedes dichterischen Kunstwerks ist das Schicksal von [Gustave] Flauberts Roman *Madame Bovary* (1857). Bis zur Wende des 19. und 20. Jahrhunderts in der ganzen Welt als der unübertreffliche Meisterroman gerühmt, ist er jetzt selbst in Frankreich nur noch eine Ueberlieferung, nicht mehr ein lebendiger Besitz. Die Franzosen bewundern, mit Recht, noch immer die vollendete Wortkunst des Romans, wenden sich aber mit zunehmender Gleichgültigkeit von dem Inhalt ab. In Deutschland kann er nahezu für versunken [340] gelten. Der Grund liegt auf der Hand: die drei ‚Helden‘, der Mann, die Frau, der Dritte, sind wertlos, nicht so wertlos wie Thomas Manns Menschen, aber doch künstlerisch leer. Flaubert hat sich abgemüht, jede seiner drei Hauptgestalten mit allerlei Reizen auszustatten – Kleinkunst nennt man das mit einem wichtigtuenden Schlagwort –; aber alle diese kleinen Künstchen sind verloren, weil sie an nichtige Wesen gewandt sind. Entscheidend ist das Gefühl des Lesers beim Ausgang der langen Geschichte der Frau Bovary, der Kleinstadtgans mit ihrer Liebe zu einem Kleinstadtladenschwengel: sie stirbt an Gift, und der Leser bleibt unerschüttert. Alle Wort- und Erzählkünste Flauberts haben es nicht fertig gebracht, uns Herzensteilnahme für diese Gans mit dem Spatzenhirn einzuflößen.

Es gibt ein ausgezeichnetes, zuverlässiges Mittel, sich ohne weiteres Klarheit darüber zu verschaffen, ob man es beim Lesen eines Romans, beim Anhören eines Dramas mit wertvollen oder wertlosen Menschengestalten zu tun hat: man stelle sich vor, was doch leicht ist, ein Blitz oder ein vom Dach fallender Ziegel erschlage die ganze sich so anspruchsvoll gebärdende Gesellschaft, natürlich erst, nachdem wir sie gründlich kennen gelernt –, also auf der letzten Buchseite oder im fünften Akt –: würden wir den unglücklichen Zufall als ein Unglück für die Kunst ansehen? Ich habe mir diese Frage schon oft Büchern und Theaterstücken gegenüber gestellt und bin dadurch jedesmal schnell mit dem Urteil fertig geworden. Mich rührt Johannes Vockerat nicht im geringsten, wenn er im fünften Akt ins Wasser geht; er würde mich auch nicht rühren, wenn er schon im dritten Akt zufällig [341] ins tiefste Wasser plumpste, denn seine vollkommene Entbehrlichkeit für die Menschheit und für die Kunst stand schon im zweiten für mich fest. Und da einmal vom Ertrinken eines Dramahelden die Rede ist, so sei der angeblich geniale Maler Gabriel Schilling dem angeblich genialen Philosophen Johannes Vockerat als durchaus gleichwertig zugesellt.

*

Woran sind Goethes Clavigo und Stella untergegangen? Die Handlung in beiden Stücken ist nicht ohne Reiz, an äußerer Spannung fehlt es nicht; die Sprache ist, wenngleich nicht auf Goethes Gipfelhöhe, für ein Bühnenwerk wohlgeeignet. Aber Clavigo ist für uns, nach allem was wir von ihm hören und sehen, ein wertloser Jammerkerl, denn die ihm nachgerühmten schriftstellerischen und politischen Gaben können wir nicht würdigen, da wir nichts davon gewahren. Und der erbärmliche Waschlappen Fernando in der Stella läßt sogar seine beiden weiblichen Opfer als trostlose Puten erscheinen. Nicht die sittliche Erbärmlichkeit Clavigos und Fernandos, sondern ihrer beider menschliche Nichtigkeit mußte jedem Werke mit solchen Gestalten den Lebensnerv töten. Freilich als Riesenkerle und Großgeister preisen sich Goethes armselige Mädchenverderber nicht an; sie sind jämmerlich, aber nicht so grausig lächerlich wie Hauptmanns höchster ihm faßbarer Geistesmensch Vockerat.

Seien wir doch ganz offen und ehrlich und furchtlos in unserm Kunsturteil: käme es nur auf den männlichen Wert Fausts an, hätten wir nicht Wagner, Gretchen, Valentin, Frau Marthe und vor allem Mephistopheles um ihn herum; hörten wir nicht **[342]** Goethes eigne Gedanken in einer Sprache, die auf den erhabensten Höhen schreitet und in die dunkelsten Tiefen niedersteigt; vergäßen wir nicht über den Zaubern der weisheitvollen Reden die Schwäche des Redners Faust; müßten wir unser Urteil über das gewaltigste dramatische Gedicht Deutscher Zunge einzig nach dessen wenig heldenhaftem Helden Faust schöpfen, wie würde es lauten? Dabei mag sogar Fausts zweiter Teil ganz unberücksichtigt bleiben.

*

Daß der wertvolle Mensch im Kunstwerk nicht gleichbedeutend ist mit dem guten, dem edlen, dem schönen, dem vornehmen Menschen, wurde schon bemerkt. Das Böse in allen Abstufungen, vom Sittlichbrüchigen bis zum Teuflischen ist mit demselben künstlerischen Recht Gegenstand des Dichters wie das Edelste und Erhabenste. Die Alten haben das Böse kaum je in den Mittelpunkt eines Dramas gestellt, allenfalls mit Ausnahme des Agamemnon von Aeschylus, worin Klytämnestra die Führung hat. Erst Shakespeare hat den Schritt darüber hinaus gewagt: im Macbeth und im Richard dem Dritten. Braucht man aber hinzuzufügen, daß es sich in beiden Fällen um das großartige Böse handelt, um das Teuflische als eine Weltmacht, die mit dem Edeln im Kampf auf Leben und Tod steht und – unterliegt, selbst trotz scheinbarem Sieg unterliegt?

Größe muß das Böse haben, erst dadurch wird es künstlerisch wertvoll: dies gilt für das Drama der Griechen wie für das aller ihrer Nachfolger. Kreon in des Sophokles Antigone ist kein kleinlicher Bösewicht, und liest man im Agamemnon die furchtbaren **[343]** Worte Klytämnestras nach ihrem Mord an dem Gatten, so wird man bis ins Mark erschüttert durch die Urgewalt des Entsetzlichen:

Mir kam er endlich, lange schon voraus bedacht,
Der Kampf des alten Grolles ...
Da steh ich jetzt am Ziele, wo mein Opfer fiel,
Und so vollzog ich's und verleugn' es nimmermehr,
Daß weder Flucht ihm übrig war noch Widerstand ...
... Als er niederlag,
Versetzt ich ihm den dritten Schlag, willkommenen Dank
Dem Totenretter Hades dort im Schattenland ...
Und wie des Blutes jäher Strahl aussprudelte,
Bespritz' er mich mit dunkeln Tropfen Taus,
Die mich erfrischten, wie Kronions feuchter Süd
Die Saaten ...
Ob solchen Glücks, ihr grauen Häupter dieser Stadt,
Freut euch, wofern ihr Freude fühlt; ich juble laut ...
Ich sag' es unerschrocken, was ihr alle selbst
Hier seht: und ob ihr's loben, ob ihr's tadeln wollt,
Gleichviel – da liegt er, Agamemnon, mein Gemahl,
Als Leiche, hier von meiner rechten Hand entseelt,
Ein Werk der edeln Meisterin!

Selbst Aegisth ist kein gemeiner Mordgesell; auch er steigt auf zu schauriger Größe, wenn er sich als Rächer des Mordes seines Vaters Thyestes bekennt:

... Er nicht wissend, was er nehme, nehme
Und aß vom Mahl, des Stammes Fluchmahl ...
Und als er endlich inne war der Greuelthat (des Atreus),
Wehklagt er, sinkt er nieder, ...
Ruft auf die Pelopiden grauses Leid herab, ...
So möge Tantals ganzes Haus zugrunde gehn!
Nach solchem Fluche kannst du den dort liegen sehn:
Ich bin der Meister, der des Mordes Fäden spann.

Am überzeugendsten wirkt Shakespeare durch seine Steigerung des Bösen ins Große, Shylock, Edmund, **[344]** Goneril und Regan im Lear, Lady Macbeth, über allem Richard der Dritte sind dessen Zeugen. Man beachte die Worte des Scheusals Jago am Schluß des Othello:

Fragt mich um nichts, – ihr wißt ja, was ihr wißt,
Kein Wort mehr kommt fortan aus meinem Munde.

Welch eine Steigerung dieses Teufels in Menschengestalt über sich selbst hinaus, man möchte sagen: bis ins Heldenhafte des Bösen.

Und so im Kleinsten wie im Größten: Bianca im Othello ist nur eine, allerdings nicht gleichgültige, Nebenrolle: ein leichtfertiges Liebchen Cassios, ein Dirnchen, wie die auch nicht unbedenkliche Emilia sie schimpft. Aber dem Dichter ist diese flüchtig auftauchende Gestalt nicht nebensächlich: da sie mit dem verhängnisvollen Taschentuch Othellos zu tun gehabt, aber auch weil Cassio nicht als gemeiner Dirnenjäger erscheinen soll, leiht Shakespeare der Bianca Worte, die auch diesem verachteten Weibe Wert geben:

E m i l i a : Pfui über dich, du Dirne!
B i a n c a : Ich bin keine Dirne, mein
Leben ist so ehrenhaft wie
Deins, die du mich beschimpfst.

*

Der Begriff des Bedeutsamen und künstlerisch Wertvollen wandelt sich mit den Jahrhunderten, nicht nur nach ständischen, sondern auch nach echt sachlichen Merkmalen. Schiller schreibt in seinen ‚Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen‘: ‚Ein Mensch, der stiehlt, würde für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches **[345]** Objekt sein.‘ Es gehört keine kühne Phantasie dazu, ein erschütterndes Trauerspiel auf einem Diebstahl aufgebaut zu ersinnen: nur müssen Dieb und Diebstahl darnach sein. Und Herodots Meisterdieb in der Schatzkammer des Königs Rhampsinit ragt hoch hinaus über einen spaßhaften Lustspielhelden.

Nicht alles an sich Wertvolle und Bedeutsame kann Gegenstand der bleibenden Kunst sein. Zur Freude, zur Erhebung hat sich der Mensch die Kunst geschaffen: wo die Unlustgefühle durch ein Kunstwerk stärker erregt werden als die Lustgefühle, da fragen wir uns nicht, ob der Gegenstand wertvoll und bedeutsam ist, sondern wir wenden uns schauernd ab. Goethe hatte Recht, als er auf seiner Reise in Italien voll Abscheu den zahllosen Folter- und Henkerbildern in den Sammlungen den Rücken kehrte: ‚Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger ... Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren.“ – Die Künstler und Beschauer des 16. und 17. Jahrhunderts hatten Wohlgefallen an den bluttriefenden Bildern des Bethlemitischen Kindermordes gefunden. Es hat Bewunderer des französischen Romans ‚Der Aussätzige von Aosta‘ von Xavier de Maistre gegeben, und in Deutschland erklärte man vor hundert Jahren Zacharias Werners Drama ‚Die Makkabäer‘ für wundervoll, worin – auf offener Bühne, vor den Augen der Mutter – den gefangenen Söhnen die Glieder einzeln abgehackt werden und einer der Helden gar im siedenden Kessel kocht. Man kann nicht leugnen, daß solche Erlebnisse kein Kinderspiel sind, und man stimmt gerührt, oder wie sonst?, der Mutter zu: ‚O es ist schwer doch, von Märtyrern Mutter zu sein.‘ Was **[346]** aber die Kunst mit solchen Greueln zu schaffen habe, untersuchte weder der krank sinnige Dichter noch seine Leserschaft.

Der Philoktet von Sophokles, König Amfortas bei Wolfram von Eschenbach und bei Richard Wagner sind nicht so sehr abstoßend wie rührend: eine Wunde ist etwas nicht Seltenes, und wir sind im Gebiete der

hohen Tragik. Hartmann [von Aue]s Armer Heinrich wird uns nur als eine jammervolle Tatsache erzählt, nicht sichtbar vorgeführt. Hingegen beweist Hauptmanns Umgestaltung dieses Versromans in ein Drama, daß er ebenso geschmacklos und widerkünstlerisch im Urteil wie ohnmächtig und unschöpferisch in der Gestaltung ist. Wenn Goethe schon vor dem erzählten Armen Heinrich einen körperlichen Ekel empfand, was würde er zu einem Dichter wie Hauptmann gesagt haben, der einen vom Aussatz Zerfressenen leibhaftig auf die Bühne stellte? Wo ist die Grenze? Gibt es nicht noch scheußlichere Menschenseuchen, hinter denen grauenvolle Schicksale lauern?, aber gehören sie in den Tempel der Kunst? Möchte man das unglückselige Opfer der Lustseuche Ulrich von Hutten auf seinem Krankenlager als Bühnengestalt sehen?

Die Kunst bewegt sich in den Reichen des Schönen: kann auch das Häßliche wertvoll sein und echtes Kunstgebilde werden? Zweifellos, so gut wie das Böse, wenn es vom Künstler, nur bei ihm steht die Macht, kunstadlig behandelt wird. Homer überbietet sich in den Häßlichkeiten und Gemeinheiten des elenden Thersites; aber wer möchte ihn aus der Ilias wegwünschen? Ja selbst da, wo die gewollte äußerste Häßlichkeit uns leibhaftig entgegentritt, im Bildnis, kann sie ein wertvolles Kunstwerk darstellen: Hille Bobbe [Malle Babbe] **[347]** von Franz Hals ist ein Meisterwerk, das uns grade durch die unwahrscheinliche Häßlichkeit entzückt; unser aufsteigender Widerwille schlägt schnell um in Belustigung: die Häßlichkeit ist nur die eines armen ungefährlichen Weibleins, und wir bewundern die künstlerische Kühnheit und überlegene Meisterschaft des wunderbaren Haarlemer Bildnismalers. Man möchte das Bild nicht im Arbeits- oder Wohnzimmer dauernd aufhängen, es aber bei guter Laune zuweilen gern betrachten und vorzeigen.

*

Kommt es denn aber überhaupt auf Wert oder Unwert der Menschen in einer Dichtung, oder ganz allgemein: kommt es irgendwie auf den Inhalt und Gehalt eines Werkes an? Was liegt am Stoff, am Gegenstand, am Was? –, entscheidet nicht einzig die Formkunst des Dichters? Hat nicht sogar ein Deutscher Philosoph mit Ansehen, [Johann Friedrich] Herbart, den Satz hingeschrieben: ‚Die Materie ist gleichgültig?‘ Haben nicht ganze ‚Dichterschulen‘ und Künstlergemeinden erklärt, die Kunst ist sich selber Zweck, der Gegenstand ist Nebensache? Hört man nicht noch heute, und nicht allein im Ursprungsland Frankreich, das Schlagwort ‚Die Kunst ist um der Kunst willen da‘ (*L'art pour l'art*) mit überlegener Gebärde gegen jeden losprasseln, der bescheiden meint, die Kunst sei für die sie genießenden Menschen da, für diese werde auch von jedem Künstler das Kunstwerk bestimmt, also müsse doch sozusagen ein wenig mit den Kunststürben der Menschen gerechnet werden – ?

Hier wie so oft ist ein Blick auf die geschichtliche Wirklichkeit der Kunstentwicklung überzeugender als **[348]** alles Streiten um Lehrmeinungen über Wesen und Zweck der Kunst: die Verteidiger des Satzes *L'art pour l'art* können nicht ein einziges Beweisbeispiel anführen; es gibt kein Kunstwerk, zumal in der Dichtung, das bei fehlendem oder nichtigem oder wertlosem Inhalt bloß durch die vollendete Kunstform der allmächtigen Zeit getrotzt hätte. Nicht einmal in Frankreich, wo seit den Tagen der Romantiker und derer um [Théodore de] Banville die Götzendienerei der bloßen Form sich immer wieder laut vernehmen läßt.

Das von Victor Cousin um 1863 geprägte Wort *L'art pour l'art* [bereits 1812 Toussaint-Bernard Emeric-David] war ursprünglich ganz vernünftig gemeint, nämlich: ‚Die Religion ist notwendig für die Religion, die Sittlichkeit für die Sittlichkeit, die Kunst für die Kunst.‘ Gegen die Auffassung, die Kunst sei nur um ihrer selbst willen da, hat schon der Genfer [Rodolphe] Töpffer eingewandt: das sei genau so dumm, wie wenn man sagen wolle: die Sprache sei nur für die Sprache da, die Bilder für die Bilder, die Form für die Form.

Erst die Formenspieler, die in glänzenden Versen wenig oder nichts zu sagen hatten, leugneten die Notwendigkeit eines wertvollen Inhalts. Théophile Gautier, den man gewöhnlich für den Hauptverfechter der zwecklosen Kunst ansieht, hat sich nur unklar ausgedrückt: ‚Für uns ist die Kunst nicht das Mittel, sondern das Ziel ... Jeder Künstler, der sich etwas anders vornimmt als das Schöne, ist in unsern Augen kein Künstler.‘ Aber zum Schönen gehört obenan der wertvolle Inhalt, also der wertvolle Mensch, denn nur der hat Schönheits-, also Kunstwert.

In Deutschland hat kein gewichtiger Kunstforscher, geschweige ein echter Künstler jemals behauptet, auf **[349]** den Inhalt komme nichts an, ein Werk mit nichtigem Stoff könne ein Kunstgebilde sein. Das wichtigste Wort Goethes hierüber lautet: ‚Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst.‘ Der sonst sehr gescheite Professor Konrad Lange allerdings nannte einst Gedichte wie Goethes ‚Der du von dem Himmel bist‘ und ‚Ueber allen Gipfeln ist Ruh‘ ein Nichts; aber solche Nichtse sind alle beste reinlyrische Schöpfungen: man kann den Empfindungsgehalt jedes guten Liedes in weniger als

zwei Druckzeilen aussprechen, ja man muß ihn so knapp aussprechen können, sonst ist das Gedicht Gerede, nicht Klang gewordenes Herzgefühl. Der hochgelehrte Professor der Aesthetik Konrad Lange übersah, daß es sich in der Lyrik immer nur um ganz einfache menschliche Urgefühle handeln kann, die so alt wie die Menschenwelt sind, um millionenfach auch in der Alltagsrede ausgesprochene Regungen. Darum sind sie aber keineswegs ein Nichts, sondern jede ist so wertvoll, wie eben Menschengefühle sein können. Goethes ‚Der du von dem Himmel bist‘, dieser Seufzer der von Leidenschaften durchtobten Menschenbrust nach endlichem Frieden, ist nicht neu, nicht wertvoll durch Einzigkeit; aber er ist allgemeinmenschlich, wahr, ewig gültig, also ganz und gar kein Nichts. Freilich im Liede mehr als in jeder andern dichterischen Ausdrucksweise muß die Kunstform den einfachen Inhalt so steigern, daß er als etwas Außerordentliches erscheint. Dies geschieht durch den allmächtigen Zauber, der da heißt Eigentümlichkeit des Ausdrucks und von dem Goethes tiefer Satz gilt: ‚Die originellsten Autoren sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen [350] Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.‘

Daß bei Goethe sich aus verschiedenen Zeiten und Anlässen, mehr noch durch unzuverlässige Ueberlieferung scheinbar widersprechende Urteile über Stoffgehalt und Kunstgewalt finden, darf nicht wundernehmen. Bei richtiger Wertung laufen alle seine Aussprüche doch darauf hinaus: Nur der wertvolle Mensch, der bedeutende Inhalt sichert dem Kunstwerk Wirkung und Lebensdauer. Nach [Johann Peter] Eckermann hat Goethe gesagt: ‚Im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch‘; allerdings heißt es weiter: ‚sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß‘. Gehörig, also dem Gegenstande angemessen: z. B. ein ohnmächtiger Narr, der sich wie Hauptmanns einsamer Mensch Vockerat für ein Riesengenie hält, könnte vielleicht als Stoff einer ausgelassenen Posse unter den Händen eines kraftvollen Dichters große Wirkung tun. Seltsam genug, daß nicht längst einer unsrer Possendichter sich dieses auf allen Gassen, in allen großstädtischen Kaffehäusern, besonders im ‚Café Größenwahn‘ (das gibt's oder gab's in Berlin) zu beliebigem Gebrauch bereiten Stoffes bemächtigt hat. Oskar Blumenthals Lustspiel ‚Im Glashaus‘ war gar nicht übel, hatte aber den ergiebigen Stoff nur abgeschäumt, nicht ausgeschöpft.

Für die Tragödie forderte Aristoteles, der jeden seiner künstlerischen Heischesätze mit dem Blick auf die gesamte ihm geläufige griechische Dramendichtung niederschrieb, nichts aus dem blauen Dunst einer selbstgefälligen Kunstphilosophie heraustiftelte, forderte er nachdrücklich eine ‚Handlung würdigen, bedeutenden Inhalts‘, also bedeutender, wertvoller [351] Menschen, denn nur mit diesen ist eine Handlung bedeutenden Inhalts möglich. Und sogar der strengste Richter aller äußerlichen Weltlichkeit, der heilige Augustin, unterschied zwischen Lüge und Lüge in der Kunst: Lüge sei nur die Dichtung, die nichts bedeutet, also auf nichts Höheres hinleitet; die Erdichtung aber, die auf eine Wahrheit hinführt, sei keine Lüge, sondern Verkörperung von etwas Wahrem. Ihm erschien der wertlose Mensch, der bedeutungslose Gegenstand als Kunstlüge.

*

Man kann die Wichtigkeit des Stoffes für den Kunstwert einer Dichtung ebenso einseitig überschätzen wie den der Form. Die ausführlichste Stelle bei Goethe über die Bedeutung von Stoff und Form findet sich im 7. Kapitel des 2. Buches von Dichtung und Wahrheit und lautet: ‚Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.‘ Kann man eine ewige, unerschütterliche Kunstwahrheit überzeugender aussprechen? Leider folgt gleich darauf ein sehr schlecht gewähltes Beispiel: [Karl Wilhelm] Ramlers Gedichte über die Taten Friedrichs des Großen: ‚Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, [352] herzerhebenden Gegenständen und behaupten dadurch (?) einen unzerstörlichen Wert.‘ Goethe selbst erlebte noch das Versinken der Gedichte Ramlers; ja sie waren schon versunken, als Goethe jenen Satz niederschrieb. Nein, kein noch so bedeutender, ja gewaltiger Gegenstand schafft einen unzerstörlichen Wert, wenn nicht die gleichwertige Kunstform eines Meisters sich des Gegenstandes bemächtigt, und davon kann bei dem gespreizten Nichtdichter Ramler keine Rede sein. Machten schon die großen, die herzerhebenden Gegenstände den bedeutenden Dichter, so hätten grade wir Deutsche eine unabsehbare Reihe von Klassikern, denn jeder dürrtügste Stümper streckt

seine ohnmächtigen Hände nach den Riesenstoffen aus, natürlich in dem Glauben, daß schon der Stoff ihn mit sich auf die Höhen der Kunst tragen werde. [Christian Dietrich] Grabbe und sein schon beim Leben vergessener Nachtreter [Karl August] Bleibtreu sind die warnenden Beispiele für die Wertlosigkeit des wertvollsten Stoffes in den Händen eines großenwahnsinnigen Nichtkönners.

*

Und trotz alledem bleibt bestehen: obenan der Stoff, nichts ohne den Stoff, wehe dem Kunstzeitalter mit gleichgültigen Stoffen. Schon ein ganz kurz und formlos mitgeteilter Novellenstoff kann tief erschüttern. Hingegen ärgert ein formvollendet behandelter wertloser Gegenstand uns doppelt durch die Vergeudung von Formkunst an das Wertlose. Der wertvolle Mensch im Mittelpunkt, das wertvolle menschliche Erlebnis, die wertvolle menschliche Gedankenwelt – es gibt kein bleibendes Kunstwerk ohne diese drei Voraussetzungen. Die Frage nach dem bleibenden [353] Werte [August von] Platens ist jetzt durch die Zeit entschieden: sein Lebenswerk ist nicht geblieben; aber schon vor hundert Jahren hatte Goethe den Todeskeim gespürt: er verglich Platens Dichtung mit dem auf dem Wasser schwimmenden Kork. Dem Leben Platens fehlte das wertvolle Erlebnis, daher seiner Kunst die Schwere. Die Freude am beschwingten Vers und am klingenden Reim entschädigt den geläuterten Kunstverstand nicht für das Gefühl der gähnenden Leere.

Gewiß ist jedes echte Kunstwerk eine unzerlegbare Einheit und wirkt als Ganzes, ohne daß der Genießer sich zunächst klar wird, ob mehr der Gegenstand oder mehr die Kunstform ihn hingerissen hat. Dennoch wird sich jeder selbst bei oberflächlicher Nachprüfung gestehen, daß der nachhaltigste Eindruck vom Gegenstande herrührt, ja daß in den meisten Fällen von der Form sehr wenig in ihm lebendig nachschwingt. Man rede noch so lehrhaft klug von der Eignung jedes Stoffes für die Kunst, – an dem Maßstabe der Dauer des lebendigen Bleibens behauptet das Werk mit dem wertvolleren Inhalt den Rang vor dem noch so formschönen Werk mit minder wertvollem Inhalt. Der Froschmäusekrieg eines unbekanntes alten Griechen, [Karl] Immermanns Tulifantchen, des Franzosen [Jean-Baptiste Louis] Gresset Heldengedichtchen ‚Vert-Vert‘ sind allerliebste kleine Kunstwerke, Kleinkunstwerkchen, aber keines von den dreien ist wirklich lebendiger Literaturbesitz geblieben.

Man soll nicht Kunstwerk mit Kunstwerk vergleichen?, jedes fordert seinen eignen Maßstab? Zugegeben, vergleichen wir nicht; aber die Zeit, die über uns allen t[h]ronende Richterin, vergleicht oder wägt ab, unbekümmert um die weisen Ermahnungen [354] zum ‚objektiven‘ Urteil, und sie lehrt uns, daß Größe vor Niedlichkeit, Menschenwert vor zierlicher Spielerei, Gehalt vor Formenkunst geht. Alle bleibende Dichtung handelt von ringenden Menschen, und die ältesten Kunstrichter nannten ein würdiges Schauspiel für Götter den *virum fortem cum mala fortuna compositum*, den starken, den wertvollen Menschen im Kampf mit dem widrigen Schicksal. Kellers ‚Spiegel das Kätzchen‘ ist reizend, ich liebe es, ich bewundere viele einzelne Schönheiten, habe auch meine kleine schmunzelnde Freude am Ganzen; aber wer hat größere Aussichten auf lebendige Dauer: Kellers Romeo und Julie oder Spiegel das Kätzchen?

Einer, der sich für besonders geistreich hielt, hat ein gutgemaltes Bündel Spargel für künstlerisch wertvoller erklärt als einen schlechtgemalten Christus. Der geistreiche Mann hat eine Erdummheit ausgesprochen, denn ein gutgemaltes Bündel Spargel, z. B. das von [Edouard] Manet, ist trotz seinem bescheidenen Gegenstand, immerhin ein Werk der Kunst; ein schlechtgemaltes Bild gehört trotz dem größten Gegenstande überhaupt nicht zur Kunst. In solchem Falle ist die Mahnung: Man soll nicht vergleichen, selbstverständlich.

*

Der Abdruck des vorangegangenen Abschnittes meines Buches ‚Was bleibt?‘ in diesem Jahrbuch zwingt die Frage auf: Wie besteht der Erzähler und Menschenschöpfer Karl May vor der Forderung des wertvollen Menschen als der strengen Unerläßlichkeit für lebendige Dauer? Die Antwort auf diese Frage muß den Begriff der ewigen Weltliteratur beiseite lassen und [355] sich im Bereiche dessen halten, was Karl May selbst gewollt hat. Nach allem, was ich von ihm weiß, hat er sich niemals für einen der großen zeitlosen Dichter gehalten, sondern bei allem berechtigten Selbstgefühl nur für einen Unterhaltungsschriftsteller mit dem hohen Ziel: ein sittlich sauberer Freund und Lehrer seines Volkes, besonders der Jugend zu sein. Daß er dieses Ziel erreicht hat, steht jetzt unanzweifelbar fest. Er hätte es nicht erreicht, er wäre nicht der meistgelesene Erzähler, nicht bloß Deutschlands, geworden, wenn nicht auch in allen seinen erfolgreichsten Romanen der wertvolle Mensch im Mittelpunkt stände. Wertvoll nicht vom erhabensten Blickpunkt der unvergänglichen Weltliteratur, wohl aber von dem bescheidneren des Unterhaltungsromans eines

langandauernden Zeitalters. Die Helden Karl Mays, obenan der unüberwindliche Kara Ben Nemsi, fesseln den Leser, der sich an spannender Unterhaltung genügen läßt. Er liebt Karl Mays Gestalten, er nimmt Herzensanteil an ihren Taten, ihren Schicksalen, ihrer Klugheit und ihrer Dummheit. Wer aber liebt die Johannes Vockerate, wer einen einzigen der vielzuvielen Buddenbrooke, wer den mehr oder weniger schwindsüchtigen, aber vollkommen gleichgültigen Hans Kastrop?

[(356)]

Old Shatterhands Milde

Von Studienrat Fritz Prüfer

©

[(364)]

Der Herold der Völkerversöhnung

Von Ernst Görlich

©

Mittel der Darstellung

Von Studienrat Dr. Max F i n k e t

Mit Genugtuung habe ich im Jahrbuch 1924 Mays Schreibart als eine im wesentlichen gesunde, ja hervorragend flüssige und kraftvolle nachweisen können.

Noch mehr als die Schreibart beherrscht May alle übrigen Mittel der Erzählungskunst und Darstellungsweise. Wie meisterhaft ist z.B. die Eröffnung der „Sklavenkarawane“, Bd. 41, die auch sonst unter den sieben ausdrücklichen Jugendschriften Mays (Bd. 35 - 41) hervorrägt, und zwar besonders durch die Gediegenheit der Vorbereitung!

Die Erzählung beginnt mit einer arabischen Gebetsaufforderung und dem seltsamen Vorgang des El Asr-Gebetes. Sie versetzt uns wie auf einem Zauberteppich in eine Lage, die unsre Wißbegier reizt. Wir sehen die Betenden knien, mit dem Gesicht nach der Gegend von Mekka gerichtet, sich verbeugen, sich mit Sand waschen. Der Sand als Ersatz für Wasser führt zwanglos zur Schilderung des Schauplatzes. Hierbei wendet May das Kunstmittel des Gegensatzes an. Er sagt erst, wo der Schauplatz nicht war. Es war nicht die Sahara, nicht die Hammada, die er schildert. Unsre Neugier wird gereizt dadurch, daß die gewünschte Auskunft vorenthalten wird. Er begnügt sich vorläufig zu sagen: „Aber ein Stück Wüste war es doch, das rundum vor dem Auge lag.“ Schatten war nur hinter einer zackigen Felsengruppe zu finden. In diesem Schatten hatte sich die Karawane gelagert. [371] So sind Mays Uebergänge fast immer geschickt und ungezwungen. Die Erzählung wächst aus einer Keimzelle heraus und folgt einem Gesetz gesunden, inneren Wachstums, das keine Sprünge, kein Spalier kennt, aber freilich auch die Gartenschere vermissen läßt, die wild wuchernde Triebe kappt.

Nun wird die Karawane geschildert. Fünf von den sechs Teilnehmern sind Araber, und zwar „übertrieben strenggläubige Muselmanen“. Wer ist der sechste Teilnehmer? Wie geschickt lenkt May auf ihn unsre Aufmerksamkeit. Der Araber-Scheik murmelt: „Allah verderbe den Hund, den Christen!“ Es heißt nun weiter: „Dabei warf er einen verborgnen bösen Blick auf den sechsten Mann, der hart am Felsen saß und damit beschäftigt war, einen kleinen Vorgel auszubalgen.“ Jetzt wird das Aussehen dieses Mannes geschildert, und zwar, worin er abwich und worin er übereinstimmte mit seiner Umgebung. Der erregende Umstand ist da, die Spannung wächst, Spieler und Gegenspieler sind in künstlerischer Weise ohne jeden Zwang eingeführt. Nun spinnt sich der Rocken der Handlung flott weiter ab.

Die eingestreuten Belehrungen und Betrachtungen empfinde ich selbst mehr als Ruhepunkte, als wohlbekömmliche Verdünnungsmittel des Trankes seiner Erfindung, der leicht überscharf werden könnte.

Zweifellos ist May nicht freizusprechen von einer gewissen Neigung, Seiten zu füllen, ja Zeilen zu schinden, wie der Fachausdruck lautet: die Folge jener auch heut noch herrschenden Unsitte, geistige Leistungen, die doch nichts mit Ausdehnung, sondern nur mit Kraft und Lebenserzeugung zu tun haben, mit der Elle zu messen. Hierzu kommt noch, daß der [372] mit Hochdruck arbeitende Schriftsteller hin und wieder gleichsam sich Leerlaufstellen verordnen mußte, um einer Ueberlastung des Bewußtseins vorzubeugen. Daher manche handlungsleere und scheinbar überflüssige Stelle, manche Weitschweifigkeit der Wechselrede. Doch was den Schriftsteller während der Dauer seiner Schaffenswehen innerlich bedingt, die Notwendigkeit der Atempause, das bedingt nicht den Leser. Deswegen ist es gerechtfertigt, die Werke Mays, wie schon bei einer Reihe von Bänden geschehen, anlässlich neuer Auflagen von diesen handlungsleeren Stellen zu befreien. Doch ist Vorsicht geboten, da nicht abzuleugnen ist, daß solche Stellen bisweilen auch als Kunstmittel, nämlich als verlangsamende, bremsende oder spannende Umstände, zu bewerten sind, wie ja auch in der Musik die Pausen eine hervorragende und unersetzbare Bedeutung für den Bau der Motive und Themen besitzen. Man denke an den Pausenkünstler Beethoven, bei dem manche Pause in dem genauen Ausmaß ihrer Länge eine Offenbarung ist.

Die Kraft und Schärfe des Mayschen Vorstellungsvermögens reißen immer wieder zur Bewunderung hin. Wie ist alles innerlich gesehen, beobachtet, gegenständlich mit der Fülle aller Merkmale einer Sache, dem Auge des Lesers vorgestellt! Er beschreibt z.B. die Bestattungsfeierlichkeiten für Pir Kamek, den Priester der Dschesidi (Bd. 2, S. 106 ff.):

Die Urne wurde abgeladen und an die Seile befestigt. Ein andres Seil, unten an die Urne gebunden, diente dazu, das zerbrechliche Gefäß von den Steinen abzuhalten.

Ist es nicht ein Zeichen einer im Gegenständlichen des Lebens ganz verwurzelten Innenwelt des Dichters, **[373]** wenn er hier, sorgsam wie seine ganze Art, nicht versäumt, die gebrechliche Urne durch ein unten befestigtes Seil von dem Felsen abziehen zu lassen?

May schreibt nicht einfach: „Während wir rauchten ...“, sondern belebt den Vorgang durch eine Einzelheit: „Während wir den starken, rauhen und nur wenig fermentierten Tabak von Kelekowa in Brand steckten“ (Bd. 2, S. 126).

Beherzt May überall die bekannte Regel, derzufolge ein guter Schriftsteller ins Einzelne gehen muß, um zu fesseln? Der Sprachwelschling sagt: „Wer detailliert, interessiert.“ May begnügt sich z.B. nicht, einfach zu sagen, daß ein Schriftstück des greisen Dschesidi-Priesters Pir Kamek (Bd. 2, S. 88) im Innern des hohlen Baums versteckt gewesen sei. Nein, er spricht von einer besonderen Baumart, von dem Thinar-Baum. Er weiß jede Handlung mit einer Fülle gegenständlicher Anschauungen im Kleinsten zu beleben, so wenn er schildert, wie eine geheime Schrift entziffert wird (z.B. Bd. 2, S. 93; Bd. 3, S. 640/41). Er löst, worauf schon Fritz Prüfer in seinem aufschlußreichen Aufsatz über den Wert des „Blauroten Methusalem“ (Jahrbuch 1918) vom Standpunkt des Lehrers und des Unterrichts hinwies, überall Beschreibung in Handlung auf und befriedigt damit ein schon von Homer durchgehend erfülltes Gesetz der Darstellung.

Mays Schriften sind vielfach, z.B. auch in erd- und völkerkundlicher Hinsicht, belehrend, doch mehr durch allgemeine Kennzeichnungen und treffende Stimmungsbilder als in allen Einzelheiten.

Die fremdsprachlichen Wechselreden und sonstigen Bestandteile haben nur eine schwache innere Beziehung. **[374]** Sie wirken als Reize, als Köder der Einbildungskraft, als Theaterflitter. Daher auch die Fülle sphinxartiger Kapitelüberschriften. So in Bd. 10 und 23. –

Daß May dennoch scharf schaute, fein schilderte, wahrheitsgetreu malte, Gestalten richtig zeichnete, bekennt ja auch der aus dem Weltkrieg als Berichterstatter bekannte Schriftsteller E. S e r m a n n in seinem Aufsatz „Auf den Spuren Kara Ben Nemsis“ (Jahrbuch 1918). Aehnlich der Hauptmann Hans-Erich T z s c h i r n e r - B e y (Jahrbuch 1919) und andre Sachkenner.

Man geht fehl, wenn man bei May völlig zuverlässige Belehrungen überhaupt auf allen Gebieten des Wissens fordert. Erwartet man denn bei einem Schriftsteller, der sich selbst als Hakawati, als Märchenerzähler, ausdrücklich bezeichnet, die Sachlichkeit der Wissenschaft? Wenn nun auf der einen Seite die Prüfung der Einzelheiten bei May seinen Ruhm einwandfreier Sachlichkeit hier und da zerbröckeln mußte, so lernte man ihn auf der andern Seite als erfindungsreichen Erzähler und einen grundgütigen Menschen um so höher schätzen. Ueberdies werden die neuen Auflagen allmählich auch nach der sachlichen Seite hin verbessert, so daß die Schulen Mays Werke nicht nur als Träger sittlicher Hochziele, sondern auch als Mittel sachlicher Belehrung ruhig verwerten können.

Mays Schreibart³¹ ist stellenweise hastig, ungepflegt, doch immer ehrlich. Sie ist vor allem nicht papieren, sie drückt seine innern Zustände und Gesichte **[375]** immer leicht verständlich, oft sehr frisch und lebendig aus, während wir bei vielen höher geschätzten Schriftstellern oft Satzgebilde finden, die nur mit Anstrengung und Hemmung und dann noch unvollständig zu verstehen sind. Der gute Eifer für das Wohl der Jugend darf nicht dazu verführen, mit der roten Tinte schulmeisterlicher Einseitigkeit die Schönheitsfehler einer Schreibweise anzustreichen, die durch ihre Vorzüge, vor allem durch Klarheit, Verständlichkeit und wohlklingenden Fluß weit mehr als nur wettgemacht werden. Denn die schlimmsten Gebrechen unsrer Schreibweise sind: Gespreiztheit, unklare Gliederung, Bildervermischung, die stets auf Unehrllichkeit oder Unreife deuten, ferner unschöne Taktschrift und Fehlgreifen im Ausdruck. Von all diesen Gebrechen ist Mays Schreibweise im wesentlichen frei.

May ist wirklich, wie H e r m a n n H e s s e in einem eignen Aufsatz über ihn bekannte, kein Macher, sondern ein Schriftsteller, der die verschiedenen Kunstmittel der Erzählung mit zunehmender Meisterschaft, freilich mehr unbewußt als planmäßig anwendet. Seine Kunst steht, wie bei allen Genies, mit der unbewußten Natur im innigsten Bunde. Verdient der als Schundschritsteller, als Macher abgetan zu werden, der so entschieden für sittliche Hochziele eintritt, der in 40 Bänden das Kunststück fertig bringt, auf das Allerweltsmittel der spannungsuchenden Schriftsteller zu verzichten, das Liebesspiel? Welche Meisterschaft

³¹ Vgl. meinen Aufsatz im Jahrbuch 1924

verrät sich in der Kunst der Darstellung, des Aufbaus und der Einführung der handelnden Personen (Exposition)! Hierfür noch ein Beispiel. Man lese im Bd. 3 „Von Bagdad nach Stambul“ das siebente Kapitel „In Stambul“:

[376] Da saßen zwei in einem Zimmer des Hotel de Pest in Pera, tranken den famosen Ruster, den ihnen der Wirt, Herr Totfaluschi, eingeschickt hatte, rauchten dazu und langweilten sich entsetzlich, wie es schien.

Sie sahen nicht gar sehr „geschniegelt und gebügelt“ aus. Das Äußere des einen bestand in langen, starken Juchtenstiefeln, einer braunen Hose, einer braunen Jacke, sonnenverbranntem Gesicht und braunen Beduinenhänden. Das Äußere des andern war „grau in grau gemalt“, die Nase ausgenommen, die sich mit einem ausdauernden holden Erröten präsentierte. Sie tranken und rauchten, und rauchten und tranken in allertiefster Schweigsamkeit. War es wirklich aus Langeweile, oder trugen sie sich mit großen, weltbewegenden Gedanken, für welche die Sprache der Menschen glücklicherweise keinen passenden Ausdruck fand?

Es schien das letzte der Fall zu sein, denn plötzlich öffnete der Graue den Mund, schüttelte die Nase und schloß die Augen; er konnte es nicht länger verhindern, einer seiner großen Gedanken befreite sich und riß sich los in den siegreich hervorgestoßenen Worten:

„Master, was haltet Ihr von der orientalischen Frage?“

„Daß sie nicht mit einem Frage-, sondern mit einem Ausrufzeichen zu markieren ist,“ lautete die Antwort des Braunen.

Der Graue tat seinen Mund wieder zu, riß die Augen auf und machte ein Gesicht, als habe er eben einen Band von Keladis „Sprüche eines Weisen“, Großfolio und in Schweinsleder gebunden, verschlingen müssen.

Der Graue war Sir David Lindsay, und der Braune, der war ich.

Man wird mir zugeben, daß Vorenthaltung der Namen hier wie sonst als ein spannungserregender Umstand wirkt. In geschickterer und ungezwungenerer Weise sind die beiden Personen kaum ins Spiel zu bringen.

Ein Mittel, die Spannung des Zwiegesprächs zu erhöhen, wird von May meisterlich gehandhabt: das der Enttäuschung. Er hält seinen Gesprächsgegner, **[377]** auf seinen Gedankengang scheinbar eingehend, lange Zeit auf falscher Fährte, um dann auf dem Höhepunkt der Erwartung jäh mit dem Gegenteil des Erwarteten herauszuplatzen. Dies reichlich angewandte Mittel wirkt außerordentlich anregend auf das Vergnügen des Lesers. Als Beispiel für diesen Grundzug der Mayschen Romantek sei das Gespräch abgedruckt, das May in Amadijah, wo er die Befreiung Amad el Ghandurs, des Sohnes Mohammeds, des Scheichs der Schammar, betreibt, mit dem prachtvoll gezeichneten Mutesselim und dem Makredsich führt. Die beiden Ehrenmänner wollen ein Lösegeld von ihm erpressen.

„Ja. Der Mutesselim wird dich gefangennehmen und dich nach Mossul schicken, dich und alle, die bei dir sind. Es gibt nur ein einziges Mittel, dich und sie zu retten.“

„Welches?“

Er gab einen Wink und die drei Offiziere traten ab.

„Du bist ein Emir aus Frankistan, denn die Nemsis sind Franken,“ begann nun der Makredsich. „Ich weiß, daß du unter dem Schutz ihrer Konsuln stehst, und daß wir dich also nicht töten dürfen. Aber du hast ein Verbrechen begangen, auf dem die Strafe des Todes steht. Wir müssen dich über Mossul nach Stambul senden, wo du dann allerdings ganz gewiß deine Strafe erleiden wirst.“

Er machte eine Pause. Es schien ihm nicht leicht zu werden, jetzt die richtige Wendung zu finden.

„Weiter!“ meinte ich.

„Nun bist du aber ein Schützling des Mutessarif gewesen; auch der Mutesselim hat dich freundlich aufgenommen, und so wollen diese beiden nicht, daß dir ein so trauriges Los bereitet werde.“

„Allah denke ihrer dafür in ihrer letzten Stunde!“

„Ja! Darum ist es möglich, daß wir von einer Verfolgung dieser Sache absehen, wenn - - -“

„Nun, wenn?“

[378] „Wenn du uns sagst, wieviel das Leben eines Emirs aus Germanistan wert ist.“

„Es ist gar nichts wert.“

„Nichts? Du scherzest!“

„Ich rede im Ernst. Gar nichts ist es wert.“

„Inwiefern?“

„Weil Allah auch einen Emir in jeder Stunde zu sich fordern kann.“

„Du hast recht; das Leben steht in Allahs Hand; aber es ist ein Gut, das man beschützen und erhalten soll!“

„Du scheinst kein guter Moslem zu sein, denn sonst würdest du wissen, daß die Wege des Menschen im Buch verzeichnet stehen.“

„Und dennoch kann der Mensch sein Leben wegwerfen, wenn er diesem Buch nicht gehorcht. Willst du dieses tun?“

„Nun gut, Makredsich. Wie hoch würdest du dein eignes Leben schätzen?“

„Wenigstens zehntausend Piaster.“

„So ist das Leben eines Nemtsche gerade zehntausendmal mehr wert, nämlich hundert Millionen Piaster. Wie kommt es, daß ein Türke so sehr tief im Preis steht?“

Er blickte mich verwundert an. „Bist du so ein reicher Emir?“

„Ja, da ich ein so teures Leben besitze.“

„So meine ich, daß du hier in Amadijah dein Leben auf zwanzigtausend Piaster schätzen wirst.“

„Natürlich!“

„Und das deines Hadschi Lindsay-Bey ebenso hoch.“

„Ich stimme bei.“

„Und zehntausend für den dritten.“

„Ist nicht zu viel.“

„Und dein Diener?“

„Er ist zwar ein Araber, aber ein tapfrer und treuer Mann, der ebensoviel wert ist, wie jeder andre.“

„So meinst du, daß auch er zehntausend kostet?“

„Ja.“

„Hast du die Summe berechnet?“

„Sechzigtausend Piaster. Nicht?“

„Ja. Habt ihr soviel Geld bei euch?“

[379] „Wir sind sehr reich, Effendi.“

„Wann wollt ihr bezahlen?“

„Gar nicht.“

Es war spaßig zu beobachten, mit welchen Gesichtern die beiden Männer erst mich und dann sich ansahen. Dann fragte der Makredsich:

„Wie meinst du das, Effendi?“

May versteht sich überhaupt auf die Leserseele. Er hat die rechte Witterung für das Zeitmaß, in dem ihr Spannungshunger befriedigt werden muß. Er vermeidet mit richtigem Blick im allgemeinen ein Zuviel und ein Zuwenig an Spannung, er „dosiert“ sie gleichsam richtig nach den Gesetzen, die zur „Diätetik“ der Leserseele gehören. Ich habe in dieser Beziehung immer jene Stelle im Bd. 24 „Weihnacht“ bewundert, an der May, vielmehr Old Shatterhand, der ausgewanderten Frau Hiller den auf Leder geschriebenen Indianerbrief deutet. Mit welcher Kunst bekommen wir hier (S. 200 - 210) nach und nach im Verlauf des Wechselgesprächs alles Wissenswerte zu erfahren!

Der Mann der Frau Hiller, ein Pelzhändler, ist in die Gefangenschaft eines Indianerhäuptlings geraten, der ihn als Geisel benutzt und seine Freigabe von der Lieferung einer großen Gewehrmenge abhängig macht. Sein erpresserisches Angebot hat er einem Lederbrief anvertraut, dessen Bedeutung die ahnungslose Frau gar nicht kennt. Schon das ist ein Kunstgriff des Schriftstellers, daß er die Empfängerin des geheimnisvollen Indianerbriefs auf die gleiche Stufe der Unkenntnis stellt, auf der sich der Leser befindet. Wie Old Shatterhand die um ihren so lange ausgebliebenen Mann bangende Frau schrittweise aufklärt über das Wesen des Stückchens Leder, die Art des Briefverschlusses, **[380]** wie er durch Aufweichen des zusammengelegten Lederstücks den Brief öffnet und schließlich die sichtbar gewordene Bilderschrift entziffert, und dabei in spannungsreichem Hin und Her von Frage und Belehrung allmählich alle Einzelheiten der Gefangennahme ihres Gatten erfährt: das alles ist so fabelhaft sicher aufgebaut, daß May auch der Anerkennung von Anspruchsvolleren sicher sein sollte. Keine trockene Belehrung, überall lebensvolle Handlung; überall wird das Wissen dem Leser in innigster Verbindung mit dem Schicksal von Menschen, ihren Leiden, Freuden und Erwartungen vermittelt.

Ein Schundliterat ergeht sich, mindestens dann und wann, in schwülstigen Gemeinplätzen und unechten Gefühlsduseleien. So gut wie nichts von alledem bei Karl May. Seine Sprache ist klar, knapp, Hauptsatzliebend, hat Hand und Fuß, Anschauung und Bildhaftigkeit. Seine Beschreibungen haben immer die Form aufeinanderfolgender Beobachtungen.

Er schildert lebendig, immer sachlich und gibt stets greifbare Maßzahlen. Besonders gelingen ihm Menschenschilderungen, die mit einfachsten Mitteln oft wahre Kabinettstücke an Kunst der Darstellung bieten. Man lese daraufhin z.B. die Schilderung des Haushofmeisters Selim im ersten Band des „Mahdi“! May ist groß, ja in seiner Art einzig in der Kunst, Menschentypen zu schaffen und diese mit einfachsten, aber zwingend anschaulichen Mitteln zu kennzeichnen. Er erinnert in der Verwendung harmloser und urwüchsiger Mittel, vor allem der Situationskomik und Gestaltkomik, an Wilhelm Busch. Bei ihm kommt noch die Sprachkomik dazu. So sagt Selim immer: „Richtig, sehr richtig.“ In den amerikanischen Erzählungen **[381]** kommt ein an die Plakatreklame der „Stettiner Sänger“ erinnerndes Freundespaar vor. Der Lange hat die ständige Redewendung: „Wenn du denkst, lieber Dick, daß ..., so habe ich nichts dagegen.“ Mit zwingender Drolligkeit gezeichnete Käuze sind u.a. der Hobble-Frank und die Tante Droll in „Halbblut“, Gottfried von Bouillon, Kapitän Turnerstick und Mijnheer van Aardappelenbosch im „Blauroten Methusalem“, Hadschi Halef Omar - der freilich über alle bloße Komik weit hinauswächst, als Held und Mensch innerer Entwicklung - und viele, viele andre.

Wer könnte unsrer Schuljugend die bunte Eigenart orientalischen Straßenlebens so anschaulich vor Augen führen wie May?

Durch ein vernichtendes Urteil über May wurde ich vor Jahren veranlaßt, nach langer Zeit einmal wieder einen Band May zu lesen. Aber diesmal dämmte ich den Anteil am Stofflichen und am Handlungsablauf gewaltsam zurück und prüfte, sichtete, schürfte zweifelnd und forschte Zeile für Zeile nach einer Spur der Berechtigung, die jenem vernichtenden Urteil zukommen könnte. Auch grad vom Standpunkt des Lehrers fragte ich immer wieder nach Wert und Unwert, Nutzen und Schaden, förderlicher und verderblicher, volkserzieherischer und volksschädigender Wirkung der Mayschen Bücher. Nehmt alles nur in allem: sie sind schulwürdig.

Das Buch ohne Ende

Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser

Wir ostpreußischen Salzburger haben uns manchen erlebten Zug durch den Wandel der Zeiten erhalten. Wir bleiben am liebsten da sitzen, wo der Soldatenkönig vor fast 200 Jahren unsere Sippen an Pregel, Inster und Angerapp seßhaft gemacht hat, und wenn wir gar über das alte Königsberg hinaus müssen, ist es uns, als gingen wir ins Ausland. Das alte Bauernblut vererbt sich unverdünnt von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn das Schicksal auch diesen und jenen in den Soldatenrock gesteckt, an den Schreibtisch des Beamten, in die Stube des Gelehrten gebannt hat: die Sehnsucht nach der Scholle, die die Väter gepflügt, kommt immer wieder zum Durchbruch, und die Güter und Bauernhöfe sind die Mittelpunkte, um die sich die Geschwister, die Vettern, Neffen und Nichten sammeln, mögen sie noch so zerstreut leben. Ich muß das vorausschicken, denn wäre es nicht so, hätte ich meine Bekanntschaft mit Karl May nicht schon als Quartaner gemacht.

Wie die meisten auf dem Lande bodenständigen Familien haben wir einen sehr ausgedehnten Kreis von Verwandten, die zumeist auf ihren Höfen in den Kreisen Gumbinnen und Insterburg sitzen. Das hatte für meine Geschwister und mich den Vorzug, daß unsere Ferien sich immer sehr abwechslungsreich gestalteten, weil wir nicht nur von den Großeltern, sondern auch von den zahlreichen Geschwistern unserer Eltern eingeladen wurden. Natürlich hatten wir es bald heraus, [383] wo es am schönsten war, und wo es sich lohnte, am längsten zu verweilen. Zuerst liebte ich die meiner Verwandten an meisten, die den größten Obstgarten hatten. Später schloß ich einen Onkel ganz besonders ins Herz, der mich allein ausreiten ließ, dann wieder einen andern, der eine große Bücherei besaß. Als ich aber Student war, zog es mich dahin, wo nicht etwa schöne Basen waren, wie die verehrte Leserin vielleicht meint, sondern wo es die besten Zigarren und am reichlichsten kommentmäßigen „Stoff“ gab.

Ich bitte, nicht ungeduldig zu werden, denn nun komme ich allmählich zu Karl May. Ein Schwager meines Vaters hatte einen größeren Hof im Kreis Gumbinnen; aber so idyllisch schön er auch an den romantischen Schluchten lag, durch die tief unten die tückische Angerapp rauscht, nach dem Maßstab, den wir Kinder anlegten, war dort „nicht viel los“. Die drei Basen waren für Spielgefährten zu alt, außer den schnell abgegrasten Stachelbeeren gab es nur Spätobst, die Pferde wurden alle zum Ackern gebraucht, und die Geschichten aus den alten Jahrgängen des „Lahrer hinkenden Boten“ wußten wir mittlerweile auswendig. Nur eine Merkwürdigkeit hatte das Haus für uns: es wurde dort Sirup gekocht, den wir mit Löffeln essen durften. Wenn wir uns dann dergestalt den Magen genügend verdorben hatten, zogen wir weiter.

Aber in einem Jahr begab sich hier ein Ereignis, das für mich nicht ohne Bedeutung war und bewirkt hat, daß ich jenen einsamen Bauernhof nicht vergessen habe, wie so vieles andere aus meinem Jugendland.

Auf einem Schrank fand ich eines Tages, als Regenwetter mich in die Stube bannte und ich des Sechsendsechzigspiels, das ein uralter Großonkel uns Kindern [384] beigebracht hatte, müde war, ein dickes verstaubtes Buch. Es hatte den Titel: „Die Verfolgung rund um die Erde“ und war von Karl May. Die folgenden Tage war ich kaum zum Essen zu bewegen. Ich lag irgendwo unter einem Baum und las und las.

Bis dahin waren der Telamonier Ajas und der göttliche Dulder Odysseus die Helden meiner Träume gewesen. Ich hatte die „Sagen Trojas“ und die „Irrfahrten“ des Königs von Ithaka schon als Sextaner zahllose Male verschlungen, und mein früh erwachter Hang zu romantischen Träumereien und meine lebhaftere Einbildungskraft bewirkten es, daß ich, ein zweiter Don Quijote, beinahe die Grenze zwischen Wahn und Wirklichkeit vergaß und mein Ich mit den Gestalten meiner Helden verschmolz. Wobei ich allerdings bei den Schlachten, die wir Gymnasiasten vor der alten Turnhalle in Königsberg den „Klippschülern“ zu liefern pflegten, manchmal rau in die Wirklichkeit zurückgestoßen wurde, indem man mir zu Gemüte führte, daß ich zum mindesten nicht unbesiegbar sei.

Nun ging eine neue Welt vor mir auf. Nicht Götter und Halbgötter, Menschen von Fleisch und Blut waren es, die unerhörte Gefahren bestanden, unglaubliche Taten verübten. Nicht Lieblinge der Götter und Göttinnen besiegten mit deren Hilfe ihre Feinde: hier stand der Mann für sich allein, eigener Mut, Kaltblütigkeit, scharfes logisches Denken verhalfen zum Erfolg. Ich war wie verzaubert.

Und dann kam der jähe Sturz aus allen Himmeln. Es war nur der erste Band. So fieberhaft ich auch das ganze Haus bis zu den Dachkammern durchsuchte, ich fand keine Fortsetzung. Niemand wußte, woher das

Buch gekommen war. Vielleicht hatte mein verstorbener **[385]** Vetter, der irgendwo im Reich bei einem Dragonerregiment gedient hatte, es seinerzeit mitgebracht. Ich mußte mich in mein Schicksal fügen.

Ich war so unglücklich, wie man als Kind nur sein kann. Ich zermartete mir den Kopf, um einen Ausgang der verwickelten Handlung, deren Schauplatz fast die ganze Welt war, zu finden: vergeblich. Ich war froh, als die Ferien endlich vorüber waren.

In Königsberg wanderte ich von einer Leihbibliothek zur anderen, wochenlang. Aber überall schüttelte man den Kopf, niemand kannte das Buch. Als Saul seine Eselin suchte, fand er wenigstens ein Königreich. Ich erreichte durch meine Forschungsreise nichts, als daß ich einen Aufsatz zu spät ablieferte und dafür zwei Stunden nachsitzen mußte. Aber mein Buch fand ich nicht.

Einige Jahre danach, als Obersekundaner, wurde ich mit einem Klassengenossen befreundet, der alle bis dahin erschienenen Werke von Karl May besaß. Ich las den Winnetou, die morgenländischen Romane, alle andern, ich durchstöberte die Jahrgänge des „Guten Kameraden“, in denen sich manche Erzählung von Karl May vorfand, aber mein Buch war nicht darunter. Vielleicht handelt es sich um ein Jugendwerk, weniger wert als die späteren, so daß der Verfasser es ausgemerzt hat. Vielleicht hat er es in eine andere Form gegossen, ich habe es jedenfalls nicht auftreiben können.

Ich habe dann in späteren Jahren immer wieder zu den Büchern Karl Mays gegriffen und so feststellen können, daß nicht nur jugendliche Urteilslosigkeit mich für ihn hatte schwärmen lassen. Ich habe in meiner Eigenschaft als Schulleiter mich für berechtigt gehalten, in Wort und Schrift in die Kämpfe um Karl May einzugreifen, und ich habe es mit herzlicher **[386]** Freude erlebt, daß das Geschrei seiner Angreifer mehr und mehr verstummte. Ich versenke mich auch heute noch, um die Sorgen des Alltags zu vergessen, in die Welt der Abenteuer, die aus den so oft gelesenen Bänden vor mir aufsteigt. Aber ich tue es nie, ohne dabei jenes geheimnisvollen Buches zu gedenken, das mir einst so viel Freude und so viel Kummer gemacht hat, nie ohne ein leises Bedauern, daß es für mich ein Buch ohne Ende geblieben ist.

*

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Den Wunsch des Verfassers, jetzt nach Jahrzehnten den Roman seiner Jugenderinnerung zu Ende zu lesen, konnten wir erfüllen, indem wir ihm die Bände 51–55 unsrer Sammlung übermittelten. Mit dem „Buch ohne Ende“ ist nämlich der vielumstrittene Lieferungsroman „Waldröschen“ gemeint, der von dem einstigen Verleger gelegentlich auch unter dem Titel „Die Verfolgung rund um die Erde“ verbreitet wurde.

Ueber die seltsamen Geschicke dieses Romans, der inzwischen in sorgfältig durchgefeilter Fassung und selbstverständlich unter Wegfall des bisherigen farblosen Titels als Band 51–55 unsrer Sammlung herauskam, habe ich mich eingehend im Jahrbuch 1926 geäußert. Meine damalige Aufsatzreihe ist inzwischen auch als Sonderdruck unter dem Titel „Die Lieferungsromane Karl Mays“ erschienen. Für alle unsre Leser werden die obigen Ausführungen Rohrmosers von Reiz sein; denn sie bezeugen, wie außerordentlich nachhaltig selbst jene Schriften Karl Mays wirkten, die in dem früheren Gewand nicht in jeder Hinsicht vollwertige Kinder seiner Muse waren.

Dr. E. A. Schmid.

Ewigkeitsbewußt

Von Tono Kaiser

Alle Lebenswege führen ins Zeitlose. Alles Zeitliche mündet im Vergänglichen. Der Höhenwanderer durchschreitet die Täler des Tages und lacht ob dieser Vergänglichkeit. Er steigt auf die Höhen der Einsamkeit und meielt Stufen in steile Felsen, die zum Gipfel der Ueberwindung führen. Nur auf ihm herrscht nicht Zeitentag, sondern der Tag der Seele. Die Sonne der Ewigkeit schenkt ihm sein Licht, und seine Nacht ist ein Ausruhen in letzter Ahnung. Tausende andre wandern lieber in Tälern des Zeitlichen, sehen die Höhen jenseits von Gut und Böse, den Gipfel der Ueberwindung nicht und sind blind für das Streben suchender Höhenseele. Geben sie dann einmal ein Urteil ab über den Wanderer, der über ihre kleinen Ziele, über ihre engen Köpfe hinaus und empor zum Sonnennahen gepilgert ist, dann sehen sie nur die Wege, die der Wanderer zurücklegen mußte, bevor er den Gipfel auch nur erschauen konnte. Ihr Urteil ist engherzig und engstirnig, und dem Vergänglichen gilt es. Für die Schritte zum Unbesiegbaren haben sie keinen Blick übrig; es fehlt ihnen das reine, das überwindende Auge dazu, und so fehlt auch die Wahrheit des Erschöpfenden in ihrem kurzsichtigen, harten Urteil über den Höhenwanderer. –

Weit und beschwerlich ist der Weg von den Tälern des Tages bis zu den Höhen zeitbefreiten Erkennens! **[388]** Viele bleiben auf der Strecke liegen. Viele ersticken schon im Staub der Täler, ehe sie auch nur den ersten Hügel der Höhenwanderung erreicht haben. Andre ruhen zu lang unterwegs aus, und bis sie zum Weiterwandern schreiten wollen, sind ihre Glieder erstarrt. Wieder andre glauben vorwärts zu schreiten, den Höhen zu, den ersehnten; aber Unbewußtes treibt ihre Füße nach rückwärts und noch im Krebsen glauben sie aufwärts zu steigen. Sie klettern auf Wolkenberge, statt auf Lebenshöhen und verwechseln Nebel und von der Welt abtrennende Unklarheit mit reifer Einsamkeit. Und wieder andre glauben den Pfad gehen zu müssen, auf dem ihnen das grellste Licht entgegenleuchtet. Aber auch Trug ist grellfarbig! Das Leuchten tagfreien Erkennens hingegen ist frei von Aufdringlichem.

Nur der Höhenwanderer schreitet unbeirrt vorwärts. Freilich, den Gefahren des Tags und seines Sumpfgeistes entgeht er nicht. Er kann stolpern, auch fallen; aber er kann nicht liegen bleiben. Er kann durch Sumpf waten, aber nicht vermooren! – So er dann die Höhen der vereinsamenden Erkenntnis nach vielen Mühen und Kämpfen erreicht hat, hört und sieht er sich selbst. Tausende sehen sich selbst erst in ihren letzten Stunden; andre hören und sehen sich selbst niemals in ihrem Leben, weil sie alles Aeußerliche als Wesenhaftes achten. –

Aus der Selbsterkenntnis des Höhenwanderers aber sprudelt ihm zugleich die Kraftquelle zum letzten, zum beschwerlichsten Lebensweg, zur Wanderung auf den Gipfel der Ueberwindung. Die schmalen Pfade führen da über den Leidgrat des Seins. Die Schluchten des Tages liegen unter den **[389]** Füßen, unter dem Blick liegt die Jahrtausenddauer des Vergänglichen, die Zähigkeit aller Erdüberlieferung. Der Pfad ist steinig; die Torheiten der Menschen haben ihn mit versteinertem Leid gekiesel; jeder Kiesel spitz und scharf – irgend ein vergangener Schmerz. Dem Höhenwanderer ist nichts unbekannt auf diesem Leidgrat, auch nicht die klaffenden Felssäulen schmerzgerächter Lust, die, nach dem Ziel zu, tief aus den Gründen wie mahnende Arme ins Zukünftige ragen. Seine eigenen vergangenen Torheiten, seine eigenen Kämpfe und Schmerzen liegen mit versteinert auf dieser Strecke und schürfen ihn bei jedem Schritt. Wenige nur gehen diesen Prüfungsweg und von den wenigen bestehen die meisten die Prüfung nicht. Sie sind nicht reif zur Ueberwindung; sie sind nicht stark genug, um sich die Stufen zum Gipfel hämmern zu können, und Hilfe finden sie hier nicht. Die einen stürzen ohnmächtig in die dunklen Klüfte des Tages zurück; sie ruhen zu wenig aus auf der Höhe des großen Erkennens. Sie verliebten sich in deren Einsamkeit. Sie überwandern wohl den Zeitentag und sein Schattensein, aber es fehlte ihnen die Kraft, auch noch die Vereinsamung zu überwinden, die dieser Sieg zur Folge hat. Stufen bauen zum Gipfel der Ueberwindung heißt aber auch noch besiegen wollen, was der Liebe wert ist!

Der Höhenwanderer steigt empor auf seinen eigenen Treppen. Er baute sie vom mächtigen Dom seiner starken Seele aus als Freitreppen zum letzten Ziel. Leichter werden seine Füße, freier sein Atem. Irgend eine Sehnsucht, die von den Tälern herauf kam, wollte ihn manchmal müde machen. Aber irgend ein andres, höheres Sehnen, das vom erschauten **[390]** Gipfel herab flutete, trieb ihn aufwärts. Da hat er diesen Gipfel, die überragende Höhe der Ueberwindung denn erreicht! Die Welt der Zeit liegt unter ihm; Tage und

Nächte des Seins liegen unter ihm; die Einsamkeit und ihre vereinsamende Erkenntnis liegen unter ihm und mit ihr er selbst! – Ausschau hält sein Blick und findet nichts als Ewigkeit. Ausschau hält seine Seele und findet alles! Von Grenzenmärchen, von Menschenhaß und Animamächten weiß sie nur in Rückerinnerung. Und Ausschau wird Ahnung: Auf dem Gipfel der Ueberwindung, dessen Grundfelsen die Selbstüberwindung ist, fließt das Menschliche ins Göttliche über, und als dessen Teil greift der Höhenwanderer als Heimgefundenener in die Saiten seiner tagbefreiten Seele. Er wird sich – ewigkeitsbewußt:

Ich schwing das Rad
Der Ewigkeit,
Wenn ich die Urheimat gefunden,
Und sich im Jubelfest
Befreiter Stunden
In Purpurfeldern ferner Welten
Mein Hauch ergatterter Vergangenheit
Mit Sternenzukunft hat gebunden. –

Dann breche ich den morschen Wust,
Der erdenschwer und zäh mich hält,
Und flattere in Himmelslust,
Erlöst vom „Glück“,
Zur neuen überlebten Welt!

Ich schwing das Rad
Zeitloser Zeit,
[391] Vom Schwächsten und vom Zeitenschwall
Endlich befreit,
und lach bewußt
mich selbst zum All! –

Werd Schwing-Rad selbst,
Das Erdentag
Und seine teufelschwangre Plag
Im Schwung zermalmt,
Bis alle Lügenwelt verqualmt,
Bis Menschentorheit erdverbannt,
und mein Erkennen klar
Die Lösung letzter Rätselqual
In neue Morgenländer flammt. –

Geborenwerden des Gebärens
Stürmt urwild dann
Mir kraftbewußt durchs Herz,
Und all mein Ende,
Das die Zeit errang,
Tanzt anfangwärts! –

Des Höhenwanderers Werke, geschöpft aus Bronnen, die er während der Höhenwanderung auf dem Leidgrat von Erlebnis zu Erlebnis in eigener Seele gegraben, sie wirken weiter, ihr Geist der Höhe tanzt anfangwärts als Schicksalsausgleich, als Verbindung zwischen Zeitenlauf und Menschheitsfrage, als Erfüllung der Ewigkeit.

Wie wenige solcher Höhenwanderer gibt es doch und wie viele von diesen Wenigen bleiben unerkant, ungesehen, falsch gewertet! Einer, der die Wanderung von den Tälern des Tages aus aufgenommen und die Sümpfe und Höhlen Ardistan, des **[392]** Anima-Menschenreichs durchschritten hatte; einer, der emporgestiegen ist durch seine eigenen Fehler und Irrungen hindurch mit Grauen und Entsetzen und erschütternden Kämpfen, als ob er durch den Morast der ganzen Menschheit hindurch hätte müssen, empor bis zur Höhe der Sehnsucht nach letztem Erkennen, zur Höhe der Geisterschmiede, wo er als wahrer

Höhenwanderer auch noch durch dieses Prüfungsland dem Gipfel der Ueberwindung zu weiter schritt, zum Dschinnistan des Seins, ins Reich des Edelmenschen; einer, der seiner Zeit Ewigkeit predigte, und selber trotz aller äußeren und inneren Anfeindungen mehr der Ewigkeit zu leben als der Zeit zu dienen suchte, einer dieser wenigen Höhenwanderer war Karl May. Er war ewigkeitsbewußt, indem er den Weg seines Lieblingsmärchens „Sitara“ schritt. Es war für ihn, den armen Weberssohn, den schon in Kindheit und Jugend die graue Not, das herbe Zeitenleid eisern umklammert hielt, ein beschwerlicher und weiter Pfad, bis er den Tälern des Tages, ihrem Unkraut und Dornengeheck entrann und auf der einsamen Höhe jenes letzten Erkennens ausruhen konnte, das über das Zeitliche hinaus zum Gipfel der Ueberwindung weist. Er mußte erst gar viele schwere Zeiterlebnisse hinter sich haben auf seiner Wanderung, mußte erst den zeitgefangenen, qualdurchwühlten Teil seines eigenen Ichs hinter sich sehen, bis er sich die Stufen bis zu diesem Gipfel bauen konnte. Im ersten Teil von „Ardistan und Dschinnistan“ hat er als Diener seiner überzeitlichen Sehnsucht diese Treppen zur Ueberwindung also gezeichnet: „Die Antwort auf die Menschheitsfrage suchen heißt **[393]** leben. Wer da stirbt, ohne gesucht zu haben, der hat nicht gelebt, sondern nur vegetiert und wird Kompost, weiter nichts!“ – Nur der Höhenwanderer May, der ewigkeitsbewußte Kämpfer kann ethisches so umstürzlerisch, so vulkanisch und doch so eindeutig geklärt aussprechen. Der Höhenwanderer bleibt ein Suchender bis zum letzten Atemzug. Er gibt sich mit der Einsamkeitsruhe letzten, scheinbar letzten Erkennens nicht zufrieden. Ueberwindung selbst dieser Erkenntnisse ist ihm ein weiteres, ein fernstes Ziel. May erreichte den Gipfel der Ueberwindung, indem er als Suchender den Weg zur Selbstüberwindung fand: er machte trotz der damit verbundenen Gefahren aus seiner Selbsterkenntnis ein Selbstbekenntnis. Das konnte er nur tun, weil seine Seele nicht mehr Gefangene des Zeitlichen war, sondern sich der Ewigkeit bewußt wurde und sich von diesem Bewußtsein im weiteren Schaffen leiten ließ. Seine Arbeiten sind, vom Symbolischen aus betrachtet, ein einziger großer, durch alle Nächte der Not und der Kampfqual leuchtender Wegweiser aus dem Zeitlichen heraus ins Ewige. – Die Vorstellung von diesem Ewigen ist bei ihm auf den Ewigkeitsbegriff des Christlichen eingestellt. Es ist nicht das kosmische Ewigkeitsbewußtsein eines Nietzsche, wie es dieser urgewaltig in der ewigen Wiederkunft erlebt, noch der Heraklitsche „Panta-rhei“ Begriff oder das Schopenhauersche Nirwana, noch sonst eine außerhalb eines kirchlichen Bekenntnisses liegende, rein freie Ewigkeits-Erklärung, was den Höhenwanderer May beseelt. Aber wer kann sagen: das ist Ewigkeit und das ist sie nicht? Es kommt **[394]** doch vor allem nicht auf den Ewigkeitsbegriff als solchen an, sondern auf die Art und Weise, in welcher der suchende Mensch diese letzten Rätsel erlebt. Der Höhenwanderer, der auf den Gipfel der Ueberwindung steigt, sucht nicht nur ihre Lösung zu finden, sondern lebt auch nach den Erkenntnissen dieser Lösung. Karl May tat dies als großes Kind, rein und selbstverständlich. Alle Höhenwanderer sind am Ende ihres Ziels große Kinder geworden. Das Ewigkeitsbewußtsein schenkt das Kindliche des Alls, das der Zeitentag erstickt, wieder zurück! Es atmet wie Sternenfrühling durch alle Werke Mays, auch wenn es oft von seiner Frömmigkeit umkleidet ist, die auch nur Folgeerscheinung ist seiner für ihn gültigen Ewigkeitserkenntnisse. Nicht nur als Mensch strebte er das ewigkeitsbewußte Leben an, wie seine schweren seelischen Kämpfe offenbaren, von denen der verschont bleibt, der nur zeitbewußt vegetiert, sondern auch als Schaffender läßt er in all seinen Arbeiten das Ziel des Höhenwanderers durchblicken. Wie viele Werke anderer gefeierter Schriftsteller sind so ganz auf das Nurzeitliche eingestellt! Um wieviel höher vom ethischen, philosophischen wie pädagogischen Standpunkt steht da die Unterhaltungsliteratur Mays, in der – und zwar durchaus nicht auf Kosten der Unterhaltung – die Gedanken des Lesers über das Alltägliche, Zeitliche hinaus zu Fragen des Ewigen geleitet werden!

Wahrlich, für seine Werke, die er ewigkeitsbewußt geschrieben hat, und von denen Graf Keyserling einmal eingestand, er lese mit Entzücken die Bücher von Karl May – ein Bekenntnis, das Paul von Lohra „einen warmen Lufthauch **[395]** in den kühlen Regionen Darmstädter Philosophie“ nannte. Für diese Werke gilt der Schluß des Höhenwanderer-Lieds:

Und all mein Ende,
Das die Zeit errang,
Tanzt anfangwärts! –

[(396)]

Atlantis

Von stud. phil. Hans Graefe

©

[(403)]

Die „finsternen und blutigen Gründe“ einst und jetzt
Von Franz K a n d o l f³²

©

³² Unser Mitarbeiter ist im Sommer 1926 zweieinhalb Monate auf Karl Mays Spuren durch Nordamerika gestreift und schildert hier dem Verlagsleiter brieflich seine Eindrücke. Die Herausgeber.

[(494)]

Meine erste Liebe
Von Thea von Harbou³³

©

³³ Der Verlag August Scherl, Berlin, hat im Weihnachtsheft 1926 der „Woche“ unter obigem Titel eine Reihe von Bekenntnissen namhafter Persönlichkeiten veröffentlicht. Mit Erlaubnis der Verfasserin und des Verlags bringen wir den reizvollen und eigenartigen Beitrag Thea von Harbous zum Abdruck. Die Herausgeber.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1927

Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Dengler, Hermann	1890	?07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Fröschel, Georg	08.08.1891	22.11.1979
Görlich, Ernst Joseph	16.11.1905	04.10.1973
Graefe, Hans	?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Harbou, Thea von	27.12.1888	01.07.1954
Heine, Hermann	(1898)?	?
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kellen, Tony	26.01.1869	?04.1948
Mahrholz, Werner	1889	1930
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Rohrmoser, Franz	?	1940
Rosegger, Peter	31.07.1843	26.06.1918
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Stütz, Adalbert	1878	1957
Urban, Gustav	27.04.1884	21.10.1969
Volck, Adolf	22.04.1845	27.03.1926
Wandolleck, Benno	18.4.1864	1930
Weisl, Wolfgang von	27.03.1896	24.02.1974
Wulffen, Erich	03.10.1862	10.07.1936

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.